L.9.0 770.

Die Familie de Sass.

Historischer Roman

aus

der letzten Pestzeit Graubündens

(1629 — 1632)

von

Joh. Andr. v. Sprecher.

Verfasser der „Donna Ottavia".

Basel 1881.

Verlag von Felix Schneider.

(Adolf Geering.)

Kgl. Bibl.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorwort.

Die sehr freundliche Aufnahme, welcher mein erster historischer Roman „Donna Ottavia“ vor zwei Jahren gefunden, hat mich ermuthigt, dessen versprochene Fortsetzung erscheinen zu lassen.

Denn eine solche ist die vorliegende Geschichte in mehrfacher Beziehung, wenn auch die meisten der handelnden Personen nicht dieselben sind, wie im erwähnten Romane.

Es soll hier ausdrücklich bemerkt werden, daß die Schilderungen des „Pestlaufs“, obgleich zum Theil auf Volkssagen und Familienüberlieferungen, doch vorwiegend auf geschichtlichen Thatsachen, wie ich sie obrigkeitlichen Protokollen und Missiven oder brieflichen Privat-Mittheilungen aus jener Zeit entnommen, begründet sind.

Mögen Wohlwollen und Nachsicht des Lesers auch diese Geschichten begleiten!

Der Verfasser.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Auf Ober-Novai.

In der Sennhütte der Klosterser Alp Ober-Novai (Prätigau) handtierte der Senn Christen Heldstab nebst seinem Gehülfen am gewaltigen Kessel, während der Hirt und sein Handbube weiter oben die Kühe hüteten. Es war ein recht heißer Sommervormittag und die Sonnenstrahlen machten sich selbst in dieser Höhe unangenehm fühlbar. Gleichwohl klomm der junge Mann, der heraufkam, um nach seines Vaters Kühen zu sehen, einen Grashalm im Munde, mit langem Bergschritte rasch die steile Höhe hinan, gedankenvoll den Blick zur Erde gerichtet. Vielleicht dachte Wilhelm Garbald an seine Braut, Eva Baretti in Mombiel, eine ebenso brave als schöne Jungfrau. Allerdings standen des jungen Mannes Gedanken mit der Eva in nahem Zusammenhange, denn er überlegte die Einrichtung des kleinen Hauses, das sein Vater, ein wohlhabender Landmann in der Aeuja, zwischen Klosters und Mombiel, dem künftigen jungen Ehepaare abzutreten versprochen hatte. An uraltväterlichem Hausrathe, der heute eines

Alterthümlers Entzücken sein würde, war dort freilich kein Mangel, aber Garbald meinte doch, eine zwar weniger riesige, aber mit bunteren Blumen gemalte Bettspinde, als die von der sorglichen Mutter bereits angeschaffte, möchte der Eva wohl besser gefallen.

Unter solchen Betrachtungen war Wilhelm bei der Sennhütte angelangt, und seine stattliche Gestalt, in der Thüre stehend, verdunkelte den ohnehin wenig hellen innern Raum.

„Gott grüß Euch miteinander!“ sprach er eintretend.

„Gott dank dir, Wilhelm Garbald!“ antworteten die Sennen, ihm die Hände reichend.

„Du kommst grade recht“, fügte Heldstab hinzu, „um deiner Schwarzen wahrzunehmen.“

„Was ist mit ihr?“ fragte Wilhelm besorgt.

„Weiß nicht. Vielleicht ist es nur so ein Unlust, magari, (etwa) von der Hitze; vielleicht aber auch Schlimmeres; sie giebt wenig Milch, mag nicht fressen und liegt immer nieder, wie wenn sie erschwachet wäre. Doch schau! Da kommt grade Die, so da helfen kann“, sprach der Senn, auf den Abhang gegen Süden weisend.

„Wer ist's?“ fragte Garbald.

„Die Mona de Saß.“

„Das Kräuterwybli? Die Hexe?“ rief Wilhelm erschrocken.

„Hexe hin, Hexe her“, antwortete Heldstab mit verweisendem Ton. „Ob sie eine solche ist, wer vermag das mit Recht und Wahrheit zu sagen? Ich glaube es nicht. Wäre mir eine Kuh erkranket, insonders eine so rare Milchkuh wie deine Schwarze, ich wollte, traun, zuerst darauf sinnen, wie sie wieder zurecht kommen möchte. Doch still, da ist sie.“

Die Mona de Saß, die jetzt in die Hütte trat und sich

keuchend auf einen Holzklotz, der zum Holzscheiten und als Stuhl zu dienen pflegte, niederließ, war eine zwar sehr betagte, weißhaarige, aber vom Alter noch keineswegs niedergebeugte Greisin. Ihr Gewand — dunkelblauer, selbstgewobener Rock mit scharlachrothen, etwas verblichenen Aermeln, rothe wollene Strümpfe, große schwarze Spitzenhaube — unterschied sich von der Tracht der Prätigäuerinnen durch nichts als durch die Feinheit des Stoffes. Ihre Gesichtszüge, die einst sehr schön gewesen sein mußten, waren jetzt scharf, fast spitzig geworden, und in dem Blick der prachtvollen, großen, dunkeln Augen, die mit den schneeweißen, aber schön geschwungenen Augenbrauen seltsam kontrastirten, lag etwas Unstätes. Sie gehörte dieser Gegend nicht an und war hier auch erst seit etwa sieben Jahren seßhaft geworden, insofern ein zeitweises Verweilen in ihrem kleinen Häuschen zu Aeuja, das sie mit einem großen schwarzen Kater ganz allein bewohnte und von wo sie oft für viele Wochen lang sich entfernte, ein Ansäßigsein genannt werden konnte. Das Landvolk, welches gern darüber grübelte, warum die einsame, alte Frau grade Klosters zu ihrem Aufenthalt gewählt haben möchte und warum sie ihre Heimat, das Unter-Engadin, verlassen, mied sie, ohne grade Furcht vor ihr zu empfinden, und stand sie auch bei nicht Wenigen im Geruche, eine Hexe zu sein, so vergalt sie doch die abergläubige Scheu der Leute keineswegs mit bösen Worten oder Werken, vielmehr zeigte sie sich stets hülfbereit, wenn Jemand ein Gebreste hatte oder in schwere Krankheit fiel, oder wenn ein Stück Vieh süchtig wurde. Niemals nahm sie für solche Hülfe eine Gabe an. Dies und der Umstand, daß sie offenbar nicht ohne Geldmittel war, und ein gewisses vornehmes, still abwehrendes Wesen, das sich an ihr offenbarte,

bewirkte, daß in ihrer Gegenwart Spott und Scheu verstummten.

„Kommt Ihr auch einmal wieder herauf, Frau Mona?“ fragte der Senn. „Seid gewiß müd' und durstig. Da ist Milch, noch warm ist sie. Wohl bekomm's Euch!“

„Vergelt's Gott!“ antwortete die Alte, die Gebse zum Munde führend.

Der Senn schaute Wilhelm kopfnickend an, als wollt' er sagen: „Da siehst du ja, daß sie keine Hexe ist. Wie würde sie sonst den Namen Gottes im Munde führen?“

Garbald verließ die Hütte; es mochte ihm peinlich sein, daß die Alte seit ihrem Erscheinen ihn fast beständig fixirte.

Jetzt, da er sich entfernt hatte, schüttelte sie den Kopf. „Er ist es doch nicht,“ sprach sie. „Der Heinz hatte auf dem linken Backen ein kleines brandrothes Muttermal.“

„Wer ist es nicht, Frau Mona?“ fragte Heldstab.

„Zudem wäre er jetzt älter, und dieser da kann höchstens dreiundzwanzig Jahre zählen. Aber Gesicht und Statur sind schier die gleichen.“

Ihre Sprache war diejenige einer geborenen Romanin, welche aber des Deutschen wohl kundig ist, was damals, besonders unter den Frauen, selten vorkam; auch der Tonfall verrieth „die Wälsche“.

„Von wem redet Ihr, Frau Mona?“ wiederholt der Senn mit lauterer Stimme. „Wem gleicht der Wilhelm?“

Die Greisin erhob ihre Augen zu ihm und antwortete: „Nun, dem Heinz, meinem Enkel. Euch ist ja wissend, daß er mir geraubt wurde, da er noch ein Knabe war.“

„Euren Enkel hat man Euch geraubt? Wer und wie?“

„Ha, wüßte ich das“, rief Mona, „ich säße jetzt nicht hier!

Aber nicht bloß den Heinz, auch den süßen kleinen Curdin haben sie mir gestohlen!“

„Ist's möglich?“ riefen die Sennen, wie aus Einem Munde. Der Aeltere zwar mit fast ungläubiger Miene; wußte er doch, daß die Alte zuweilen „gestört“ erschien.

„An Einem Tage,“ fuhr sie fort, „sind sie verschwunden. An demselben Tage, da sie in Schuls den Pitschen Cla Paul richteten, der bei Remüs einen Viehhändler erschlagen hatte. Alles Volk lief zur Richtstätte, und so auch die beiden Knäblein: Sie sind nicht wiedergekehrt. Jetzt such' ich sie Land auf, Land ab, seit vielen Jahren. Ihren Vater, den Padrutt de Saß, den schönen Offizier, habt Ihr ja wohl gekannt? Nicht?“

Mona schwieg und verfiel wieder in tiefes Sinnen, während ihr Blick, starr auf dem Boden haftete. Die von den Sennen an sie gerichteten Fragen ließ sie unbeachtet. Dann stand sie auf, dankte dem Christian nochmals und murmelte:

„Ich will jetzt noch dort oben hinauf an den Berg; es stehen da gar rare Kräuter gegen allerhand Gesüchte an Menschen und Vieh. Kommt der Schnitter, heißet Tod, will ich Tränklein daraus kochen.“

Die Sennen schüttelten die Köpfe, während Mona die Hütte verließ. Christen erinnerte sich jetzt der kranken Kuh. „Ei, Mona?“ rief er ihr nach, „so Ihr doch hinaufgehet, so schauet nach des Garbald Schwarzen. Er wird wohl bei ihr sein.“

Mona winkte bejahend mit ihrem langen Stabe. Bald hatte sie die Stelle erreicht, wo das Thier lag. Der ältere Hirt und Wilhelm standen rathlos daneben und beobachteten die schnellen Athemzüge der Patientin, deren Bauch auf-

geschwollen war. Mona betastete Nase, Maul und Unterleib des Thieres und sprach zum Hirten: „Sie ist wohl weit draußen! Habt ihr Pappelnkraut?“ Und da der Mann es verneinte, setzte sie hinzu: „Vielleicht hilft dasselbe Kräutlein doch noch. Sie hat von den Gerbernen gefressen, deren allzu= viele um die Hütte stehen. Aber wo der Teufel Gift aus= gestreut, hat unser Herrgott auch das Heilmittel hingesäet.“

Mit raschem Schritt schlug sie den Weg nach einer mit niedrigem Alpengesträuche bewachsenen Stelle ein. Hier suchte sie im Grase herum, bis sie erfreut die benöthigten Pflanzen fand, mit denen sie in die Sennhütte zurückkehrte, wo sie ein irdenes Geschirr auswählte, spülte und mit Wasser gefüllt an das Feuer stellte.

„Es ist für des Garbald kranke Kuh,“ sprach sie zum Sennen gewendet, gleichsam als Entschuldigung ihres eigen= mächtigen Thuns. Als sie dann bemerkte, daß das Wasser siede, warf sie die mitgebrachten Kräuter in das Geschirr und rührte das Gebräu, leise singend, durcheinander, bis das Wasser eine bräunlich gelbe Farbe annahm. Ein scharfer Geruch stieg mit dem Dampfe aus dem Hafen hervor. Jetzt hob sie diesen vom Feuer und trug ihn, sorgfältig eingewickelt, zu dem kranken Thiere, welchem sie in Pausen von einigen Minuten mittelst eines für solche Fälle in der Hütte befindlichen Hornes von dem Getränke einschüttete, während sie gleichzeitig dem Thiere fortwährend über den Unterleib strich. Mit Verwunderung und Freude gewahrten Garbald und der Hirte, daß die Schwarze nach und nach ruhiger zu athmen begann, daß Nase und Maul weniger heiß und trocken waren.

„Laßt sie eine Weile so liegen“, sprach Mona, sich erhebend, „sie wird dann bald anfangen zu fressen.“

Ohne die beiden Männer zu grüßen und der Dankesworte zu achten, welche Garbald ihr nachrief, stieg sie höher in die Alp hinauf.

„Ich hätte ihr gerne einen Recompens gegeben," sprach Wilhelm in der Hütte, aber sie ist so rasch davongegangen."

„Sie nimmts nichts an," antwortete Christen, ihre Kunst giebt sie um Gotteswillen. Auch scheint sie gar nicht arm zu sein. Mein Bruder, der einmal am späten Abend an ihrem Häuschen vorbeigieng und durch eine Ritze im Fensterbalken in ihre Stube hineinschaute, sah die Mona aus einem großen Beutel, den sie aus der Truhe langte, etliche Gold- und Silberstücke herausnehmen. Tags darauf verschwand sie wieder für etliche Wochen.

„Möchte doch wissen," sprach der Hirt, „was es mit ihrer Herkunft für eine Bewandtniß hat und warum sie grade in unsere Landschaft gezogen ist. Der Hauptmann Johannes (Jeuch), so jetzo in Frankreich dient, soll darum Bescheid gewußt haben, und ihm habe sie es zu danken, daß sie bei uns wohnen darf. Er hat ihren Sohn, den Padrutt de Saß, gekannt, der Anno 22 mit den Spaniolen und Leopoldischen ins Land kam und unter den Gefangenen war, die wir dazumal im Steigwald machten."

„Aber die Mona," warf der Batzger (Hirtenbube) ein, „ist ja, wie sie sagen, eine Bündnerin. Wie hat denn ihr Sohn bei den Leopoldischen dienen können?"

„He!" belehrte ihn der Senn, „er ist ja schon etliche Jahre zuvor in spanische Dienste gegangen. Da mußt' er, gern oder ungern, mit dem Regiment, das ja kein Bündnerisches gewesen, wohin sein Oberst es führte. Wenn du mehr wissen willst, so frag' sie selber."

„Das werd' ich bleiben lassen", rief der Knabe lachend. „Bekäme da so einen Schnarz (Verweis), wie die Frau des Peter Jegen, als sie die Mona fragte, ob sie auch eine gute Christin und evangelisch sei."

„Und mit Recht", meinte der Hirte. „Wär' sie eine Heidin oder eine Katholische, sie würde ja nicht im Gericht wohnen und unsere Kirche besuchen."

„Aber sie trägt doch, wie die Katholischen, ein silbern Kreuzlein auf der Brust," warf der Knabe von Neuem ein.

„Geh' du mit deiner Weisheit zu den wilden Männlein auf dem Ferggenhorn," schalt der Hirt. „Das Kreuzlein wird ein Amulet sein gegen die Pestilenz, wie meine Großmutter auch eines getragen hat."

Die Stunden verstrichen. Es war Mittag vorüber und die Kühe, die sonst um diese Zeit zu lagern pflegten, zeigten sich unruhig und liefen mit erhobenen Köpfen und Schweifen auf der Weide umher. Die Sonne brannte sehr heiß und noch zog nur gegen Süden eine dunkle Wolke herauf. Der übrige Theil des Firmaments glänzte in tiefem Blau. Allmälig vergrößerte sich die Wolke, und schon hörten die Sennen und Garbald, der sich anschickte, heimzukehren, in weiter Ferne den Donner grollen. Auf des älteren Sennen Rath beschloß er nun zu bleiben, bis das Wetter vorüber gezogen sein würde. Auch die Hirten zeigten sich besorgt. Von der Weide her hörte man ihre gellenden Rufe, mit denen sie die zerstreut umherziehenden Kühe sammelten.

Es dauerte nicht lange, so stand das Gewitter allwärts; Wirbelwinde wechselten mit plötzlicher, lautloser Stille. In der Hütte war es so dunkel geworden, daß die Männer ein-

ander kaum mehr zu sehen vermochten, außer wenn die jetzt rasch einander folgenden Blitze an Thüre und Fenster vorbeifuhren.

Da schlugen Blitz und Donner fast gleichzeitig zusammen, und in diesem Augenblick huschten zwei weibliche Gestalten rasch an Garbald vorüber, in die Hütte.

„Gott Lob!“ riefen Beide, Athem schöpfend.

Kaum hatten Wilhelm und der Senne noch Zeit, Jener seine Braut, Dieser seine Schwester zu begrüßen, als draußen ein Rauschen und Prasseln begann, welches Alle mit Staunen und Schrecken erfüllte. Es ging ein überaus schweres Hagelwetter nieder. Und eben jetzt stürmte die ganze Heerde brüllend an der Hütte vorüber, einer tiefer gelegenen Stelle zu, wo steile Felsen in die Tiefe hinabhingen. Hinter ihnen sah man die beiden Hirten, wollene Decken über die Köpfe geschlagen, aus Leibeskräften nacheilen, bemüht, sie von der Seite zu fassen und von jenen Felsen wegzudrängen. Dies gewahren, die Melkeimer über die Köpfe stülpen und hinausstürmen, um die Hirten zu unterstützen, war für die drei Männer in der Hütte ohne Verabredung das Werk eines Augenblicks. Aber schon rauschten auch die Bäche hernieder und versperrten ihnen den Weg. Dennoch wateten sie durch und die Mädchen sahen noch, wie sie den Kühen von unten her beizukommen vermochten, während auch die Hirten einen Theil der Heerde bereits zurücktrieben. Nach einer Weile, während das Wetter noch immer mit voller Gewalt und Majestät über die Gegend zog, kehrten die Männer, arg zerschlagen zwar, aber froh, die Heerde gerettet zu haben, zurück. Da eine Scherme (Schirmhütte) nicht vorhanden war, führten die Hirten ihre Kühe unter einige Schirmtannen.

Bald saßen Garbald und die Sennen mit den beiden Mädchen um das lustig prasselnde Herdfeuer.

„Was führt Euch, Mädchen, da herauf, zumal bei solchem Wetter?" fragte Garbald seine Braut.

„Ich habe die Marie, die eine Botschaft an ihren Bruder hat, nur begleitet," antwortete Eva. „Als wir Mombiel verließen, war ja noch das heiterste Wetter. Dann wollt' ich auch nach unsern Kühen sehen."

„Die sind Alle wohl auf", sprach der Senn. Aber welche Botschaft hast du an mich?" fragte er die Schwester.

„Wir haben durch des Oheim Peters Sohn, der auf Urlaub aus Frankreich gekommen ist, Bericht vom Oheim. Seine Zeit sei bald abgelaufen und er gedenke heimzukehren. Er läßt Alle grüßen!"

„Wohl!" sprach Christen, während er an einem Meßstabe herumschnitzelte, dessen sich die Landleute in Ermangelung einer rationelleren Buchhaltungsmethode zur Controle der von jeder gesömmerten Kuh während der Dauer der Alpzeit gelieferten Milch und Molken bedienten. „Giebt's draußen im Dorf nichts Neues?"

„Man redet Allerlei", antwortete Marie, „des Guten wenig, des Schlimmen genug. Draußen an der Steig haben die Oesterreicher, von denen es doch hieß, sie gedächten bloß nach Welschland durchzumarschieren, sich verschanzt und sitzen überall, in der Herrschaft, in den IV Dörfern, zu Chur und in Domleschg; es sollen ihrer eine ungeheure Zahl sein, wie unser Landammann sagt, der vom Bundstag in Chur zurückgekehrt ist."

„Ins Prätigau werden sie doch, will's Gott, nicht wieder kommen, wie Anno 21 und 22!" rief der Hirt.

„Bis jetzt seien noch keine ihrer Soldaten durch's „Schloß" hereingezogen", erwiederte Eva. „Auch sollen sie diesmal nicht mehr so unmenschlich gegen das arme Landvolk mit Sengen, Brennen und Morden wüthen, obwohl viel über ihr Rauben und Plündern geklagt wird. Auch wollen die Leute hier und dort in den Dörfern das Nachtvolk gesehen haben. In Mombiel hat die alte Stina Marugg, unsere Nachbarin, mir gestern vertraut, es werde wohl bald ein schreckliches Sterben geben, desgleichen in Mombiel noch nie erhört worden."

Als Alle aufhorchten, fuhr Eva fort: „Sie sei — hat sie erzählt — vor wenigen Tagen von der Aeuja, wo sie ihrer kranken Schwester abgewartet, bis deren Mann heim gekommen, in der Nacht gen Mombiel zurückgekehrt, und da sie bald an der Brücke gewesen, habe sie bei dem hellen Mondschein einen überaus langen Zug von schwarzgekleidetem Mannes- und Weibervolk und Kindern den Stutz herabkommen gesehen. Es habe ihr gedäucht, es müsse alles Volk von Mombiel dort beisammen sein. Und da sie aufmerksamer und wundernd, was das wohl sein möchte, hingeschaut, sei mit Eins Alles verschwunden, ihr aber ein Grausen angekommen, da sie inne worden, sie habe das Todtenvolk gesehen. Der Letzte aber, so ein kleines Stück abseits den Andern gegangen, sei der Todtengräber gewesen, den sie an seinem lahmen Bein erkannt. Und da ich sie fragte, ob sie auch mich und sich selbst gesehen, hat die Stina geantwortet mit Nein, denn es sei doch zu weit weg und das Volk in einem allzu dichten Haufen gegangen, als daß sie die Einzelnen hätte erkennen mögen."

„Es geht schon lange eine gemeine Rede von einem großen Sterben im Volk," bemerkte der Senn. „Dazumal, Anno 22, da wir auf dem Fläscherberg und auf der Steig lagen gegen

den Raitnauer, haben die von Davos und von den äußern Gerichten von einem Manne aus S. Antönien erzählt, der im Land herumziehe und Buße predige, denn nach der Trübsal des Krieges werde ein Hungerjahr und bald danach eine unsagbar große Pestilenz kommen. — Unser Herrgott bewahr unser armes Volk, das schon so viel hat erleiden müssen und anjetzo wieder erleidet, vor so erschrecklicher neuer Noth!" sprach ernst der Senne.

Unter dem Eindrucke dieses Gespräches blieben die Anwesenden, bis die seltene Erscheinung zweier, offenbar den gebildeteren Ständen angehörigen Personen, welche von Süden, also vom Engadin her der Alphütte sich näherten, Aller Aufmerksamkeit auf sich zog. Jetzt hatten auch die Wanderer die Hütte bemerkt und traten rasch in dieselbe ein. Es waren ein älterer und ein jüngerer Mann. Den Ersteren verrieth sein Rock als Prädikanten. In Haltung und Rede zeigte er mehr Würde und natürlichen Anstand, als bei den meisten seiner Amtsbrüder damals gefunden wurde, welche entweder aus dem Bauernstande hervorgegangen oder durch die rohen Sitten jener Zeit auf das Bildungsniveau der Landleute herabgedrückt waren. Sein Begleiter trug in seinen hübschen Gesichtszügen ebenfalls ganz den Typus der Unter-Engadiner. Zwar nur von mittlerer Größe, aber schönem Ebenmaß, verrieth seine Gestalt besonders durch die Breite der Schultern eine nicht gewöhnliche Körperkraft; das Gesicht war stark sonnverbrannt und zeigte ebenso viel Entschlossenheit als natürliches Wohlwollen.

Der Senne ging den Fremden entgegen und grüßte sie mit kräftigem Handschlage und mit den Worten: „Gott zum Willkomm!"

„Wir kommen aus dem Engadin und haben uns verirrt,

wissen auch nicht, wo wir uns befinden," sprach der Aeltere der Wanderer.

„Auf der Alp Ober-Novai, so der Gemeind am Kloster gehörig, seid Ihr Herren. Gedenkt Ihr hinaus zu reisen, wie ich muthmaße, so braucht Ihr nur ins Thal hinabzusteigen und dem Wasser nachzugehen, und Ihr kommt zuerst zu einer Brücke, da die Bäche aus Vereina und Sardaska zusammenlaufen, und bald nach Mombiel, und von dannen zum Kloster, wo ihr bei dem Landammann Heldstab oder bei Ehrwürden zukehren möget, denn weiter werdet Ihr Herren heute wohl nicht reisen mögen, sintemal es Abend werden will."

„Habt Dank, Senn," erwiederte der Prädikant, „denn als solchen verräth Euch der lange Zwilchrock und das Käpplein. So es Euch nicht lästig, möchten wir hier eine Weile ruhen. Sind wir doch schon seit Tagesanbruch auf der Wanderung!"

„Ja," sprach der Senn, „weiß wohl, daß Viele, die des Weges kommen sind, den Ihr gegangen, in die Irre gerathen, zumal wenn sie auf dem Joch, statt links, rechts abgeschwenkt sind, und wenn ein Nebel gelegen ist. Statt auf Novai hättet Ihr auf Stutz herauskommen sollen. Aber kommt und erfrischet Euch an Milch und Käse. Mehr können wir nicht bieten. Das Brod ist bei uns so rar, wie Anno 23, und wir alle haben dessen seit Monaten keines mehr gesehn, zu geschweigen, daß wir solches gegessen hätten."

„Habe wohl vernommen," bemerkte der Prädikant „wie draußen noch größere Theuerung herrsche als bei uns. Wir haben letztes Jahr, Gott sei Dank, eine nahrhafte Roggenernte gehabt und können noch von unsern Vorräthen zehren. Die gehen jetzt aber auf die Neige, und obwohl unser Hoch-

gericht die Wegführung von Korn bei 50 Kronen Strafe verboten hat, geht doch mancher Sack gen Davos und nach dem Tyrol."

Man merkte es dem Bergluft-Appetite der beiden Wanderer an, daß sie den Tag über hatten fasten müssen. Als sie ihren Hunger gestillt und sich anschickten, ihren Weg fortzusetzen, sprach der Senn:

„Wenn Ihr Herren jetzt fürbaß gehen wollt, so ist da der Wilhelm Garbald und die Marie, meine Schwester, die Beide zum Kloster zurückkehren. Wollt Ihr aber hier nächtigen, so ermangeln wir nicht einiges Heues zu einem guten Lager."

„Wohl hat uns der Marsch etwas ermüdet, wenigstens mich," erwiederte der Aeltere, „aber es dünkt uns doch rathsamer, je eher je bälder gen Chur zu kommen. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir als Flüchtlinge pilgern, die Haus und Hof den Rücken zu kehren gezwungen sind. Mein Begleiter ist der Junker Hartmann Planta von Ardetz und ich bin Andreas Rhe' a Porta, Diener am göttlichen Wort zu Lavin. Uns Beide hat die Feindschaft etlicher Anhänger des Ritters Rudolf Planta so weit gebracht, daß wir unseres Lebens wohl quitt worden wären, hätten wir nicht noch bei schlafender Zeit den Wanderstab ergreifen können. Dem Junker da dank ich's, daß ich noch am Leben bin. Er kam in der Nacht und verrieth mir, daß auch mir nachgestellt werde wie ihm, und so hab' ich Frau und Kindern, noch eh' es Tag worden, Valet gesagt, und wir sind durch Val Lavinuoz zum Joch hinaufgestiegen, wo uns aber auf dem Vadrett (Gletscher) ein dicker Nebel umfangen. Weiß auch nicht, wie es uns zuletzt ergangen sein möchte, als wir, absteigend, im Thal den Weg suchten und ohne Obdach dem Unwetter preisgegeben waren, hätte

uns nicht eine alte, etwas seltsamlich aussehende Wurzengräberin hier herauf gewiesen."

„Gewiß die Mona," meinte Garbald.

„Sie redete allerlei Wirres," fuhr der Prädikant fort, „und fragte mich auch, ob ich den Padrutt de Saß nicht gekannt, und um ihre beiden Enkelsöhn', den Heinz und den Curdin, nicht Bescheid wisse. Und da ich den Padrutt recht wohl gekannt, konnt' ich ihr seinetwegen mit Ja antworten."

„Was ist's mit ihm?" fragte Garbald. „Denn die Mona, seine Mutter, die mit Euch geredet, wohnt am Kloster und ist uns allen wohl bekannt. War auch heut' allhier in der Hütte."

„Weiß wenig von dem Mann," antwortete a Porta, „seit er außer Landes gezogen. Er hat bei seinem Vater, einem wackern, friedsamen Mann, so in Schleins ein schönes Heimwesen besessen und etliche Mal Landammann von Unter-Tasna gewesen, gelebt und in die Familienpratiken, die eben dazumal sehr im Schwang waren, sich eingelassen, in einem Auflauf einen von der Gegenpartei erschlagen und fliehen müssen. Und weil diese alsdann oben auf kam, haben die Richter dem alten Pitschen de Saß, des Padrutt Vater, eine so schwere Geldstrafe gesprochen, daß er fast verarmt ist und bald das Zeitliche gesegnet hat. Der Padrutt war in spanische Dienste gegangen, Hauptmann geworden und hatte in Hispanien eine vornehme Tochter geehelicht, war dann einstmals heimlich in unser Land kommen und hatte der alten Mona, seiner Mutter, zwei Büblein in Pflege gegeben, auf daß sie in unserm Glauben auferzogen werden und nicht Schaden nehmen möchten, da er nach etlichen Jahren gen Neapel hat marschiren müssen, wobei sein Weib ihn begleitet hat. Was nachher aus ihm und

ihr worden, ist uns unbewußt. Der Mona aber sind einstmals die beiden Büblein von Zigeunervolk gestohlen worden, worüber sie schier hintersinnig worden. Das Heimwesen hat sie ohnedieß wegen dem Pfandschilling, so von ihres Mannes Lebzeit drauf gestanden, drangeben müssen, doch etwas mag ihr an Geld verblieben sein. Drauf ist sie hinweggezogen und nicht mehr im Engadin gesehen worden. Sie hat übrigens alle Zeit den Namen gehabt, eine rechtschaffene, gottesfürchtige Frau zu sein, wiewohl sie allerlei Kunst getrieben. — Doch jetzt, ihr biedern Leute, ist es Zeit, den Weg unter die Füße zu nehmen. Habt denn Dank, Senn, und fahret wohl!"

In Begleitung Garbald's und der beiden Mädchen stiegen die Engadiner ins Thal hinab.

Zweites Capitel.

Der Todtengräber.

In einem Häuschen des kleinen Dorfes Mombiel, das ein schwaches Stündlein von Klosters entfernt, auf dem Wege gegen Sardaska und Veraina auf einer Anhöhe gelegen ist, in anmuthiger, aber auch in gefährlicher Lage, am Fuße eines Felsens, der einmal fast das ganze Dörfchen verschüttet hat, lebte ein lahmer Mann, Namens Clas Jöri, ganz allein. Trotz des ärmlichen Aussehens der Hütte wußte Jedermann, daß er zu den wohlhabendsten Bauern der Landschaft gehörte. Und doch betrieb er das Gewerbe eines Todtengräbers. Denn besaßen auch die Mombieler kein eigenes Kirchlein nebst Friedhof, so wollten sie doch nur von ihrem eigenen Todtengräber

in das letzte Kämmerlein sechs Schuhe unter den Rasen gelegt werden, und so hatten sie dem Clas Jöri, der auch das Schreinern etwas verstand, auf sein Anhalten, da er von einem Falle lahm geworden, vor Jahren aus fremdem Dienst zurückgekehrt war, das Bestatten ihres Volks übertragen. Wenn dann Eins gestorben war, sah man den Mann seinen bekannten dürren Schimmel anspannen, und die Leiche, gefolgt von der Einwohnerschaft, gen Klosters hinausführen, wo sie auf dem dortigen Friedhofe beigesetzt wurde. Der Schimmel aber war eine nicht weniger bissige, boshafte und zornige Kreatur, wie sein Herr, der überdies von einer nimmersatten Habsucht und einem schmutzigen Geize regiert wurde. Obgleich er vollauf zu leben gehabt hätte und seine Truhen viele Kapitalbriefe bargen, lebte er doch so ärmlich, wie kaum ein Taglöhner. Seine Müßer und Käsbrocken kochte er sich selbst, aber Tags nur ein- oder höchstens zweimal, und es war ein bekanntes Sprüchwort, daß unter allen Häusern der Landschaft aus Clas Jöri's Kamin immer der dünnste Rauch, einem Faden vergleichbar, aufsteige.

Man kann sich denken, daß ein solcher Mann sich einer geringen Popularität nicht blos in Mombiel, sondern in der ganzen Landschaft erfreute. Zwar lieh er gern seinen Mitbürgern Geld, aber nur gegen den damaligen hohen Zins von acht bis zehn vom Hundert und niemals anders als unter Verschreibung der ganzen Habe des Schuldners, auch wenn deren Werth den geliehenen Betrag um mehr als das Zehn- und Zwanzigfache überstieg[1]). Wie der ein böser Wind sein muß, der Niemandem Gutes zuweht, so hatte die zweimalige Einäscherung von Klosters in den Jahren 1621 und 22 dem Clas Jöri zu einer Menge guter Schuldbriefe von Gemeindsbürgern der Nachbarschaften Klosters — Dörfli, — Platz und Brücke ver-

holfen, indem Viele derselben, um ihre Häuser neu aufbauen und mit Schiff und Geschirr versehen zu können, Geld aufnehmen mußten. Seine Schuldner drängte er nicht, war er doch fast immer sicher, bei Blutzger und Heller bezahlt zu werden. Gerieth aber ein Schuldner ins Gedränge, also daß er, was freilich selten geschah, auf die Schatzung kam, dann zog ihn der Clas bis auf's Hemd aus. Denn Erbarmen kannte der Mann nicht.

Jöri war im vergangenen Jahre seinem Vorsatze, unbeweibt zu leben und zu sterben, untreu geworden und hatte, freilich ohne Erfolg, um die schöne Eva Baretti gefreit. Nicht nur die Eva selbst, sondern auch ihre Eltern mochten den schäbigen Filz nicht leiden und hatten ihn höflich abgewiesen. Darob war der Jöri noch bissiger und menschenscheuer geworden, als vordem und hatte auf die Baretti'schen und später auch auf Wilhelm Garbald, der Eva Bräutigam, einen tödtlichen Haß geworfen.

Mit diesem Manne, in dessen Häuschen, finden wir kurze Zeit nach dem im ersten Kapitel Erzählten die alte Mona in eifrigem Gespräche.

„Ihr habt mir gestern," sprach sie, auf die Truhe sich setzend, „da Ihr den Todtenbaum von Anna Guler gen Klosters führtet, ein Wörtlein gesagt, das den Schlaf in der ganzen Nacht nicht in meine Augen kommen ließ. Sagt an, was wisset Ihr von meinem Enkel Heinz?"

„Wissen um Wissen, Dienst um Dienst," antwortete Jöri, grade aus auf sein Ziel lossteuernd. „Euch gedenkt es, daß ich schon einmal von Euch das Rezept gegen die leidige Pestilenz begehrt, und daß ihr mir es abgeschlagen. Wollt Ihr ver-

nehmen, was aus Euerm Enkelkind geworden, so verrathet mir Euer Rezept."

Mona's Gesicht gab von dem harten Kampfe nicht Zeugniß, der in ihrer Seele vorging. Stumm und starr blickte sie auf die Diele, während ihr Stab Figuren in die gestampfte Erde zeichnete. Jöri beobachtete sie mit Spannung, während er, den Kopf in die Hände gestützt, ihr gegenüber am Tische saß.

„Weshalb begehrt Ihr, Clas Jöri, solches Rezept?" fragte sie, ihren Blick nunmehr fest auf ihn richtend. „Noch ist im Prätigau Nichts von der Pest zu verspüren."

„Mit Recht saget Ihr „noch," sprach Clas.

„Das beweist, daß auch Ihr Wissenschaft von ihrem Kommen habt. Und sie wird auch in das Thal und bis hieher kommen und in Kürze."

„Von wannen kommt Euch dies Wissen?" fragte Mona.

„Ein Todtengräber, Mona de Saß, sieht und hört zur Nachtzeit gar Manches, das Andern verborgen bleibt, und Ihr wisset, daß ich, weil ich am Tag der Zeit ermangele, die Gräber in Klosters für Euch Mombieler bei Nacht zu machen pflege. Näheres zu sagen ist Euch nichts nütze. Es kann Euch nicht fremd vorkommen, daß ich nach einem Rezept Verlangen trage, das mein Leben schirmen soll. Wird es doch mich als den Todtengräber am allermeisten treffen, die Kranken und die Gestorbenen anzurühren. Muß nicht ich sie in die Arme nehmen und in den Baum legen? Ich begehre aber nicht weniger als andere Menschen, länger zu leben!"

„Was Ihr da sagt, ist wahr. Aber ist auch Euere Seele frei von Haß und Bosheit? Klebt an Euerer Hand kein unschuldig Blut? Denn wisset, daß mein Geheimniß, auch wenn es der Pest verbieten würde, Euch zu schlagen, Euch dann,

wo Ihr schuldig wäret, vor einem jähen Tode nicht schützen könnte."

„Als Soldat hab' ich wohl Manchem das Lebenslicht ausgeblasen, der mir nichts zu Leid gethan; aber das geschah in der Bataille und auf Befehl."

„Habt Ihr, frag' ich nochmals, auf Niemand einen Haß oder Zorn?"

„Welcher Mensch ist ohne Feinde?" antwortete Jöri ausweichend. „Aber mehr denn andere Menschen heg' ich keine zornige Gedanken."

„Wohl! So sei es! Aber auf Euere eigene Verantwortung," sprach Mona nach längerem Besinnen, sich aufrichtend, während sie mit ihren dunkeln scharfen Augen Clas zu durchbohren schien. So höret denn und merket auf. Alsbald, wenn Ihr vernehmet, daß die Krankheit nahe ist, sprechet Ihr knieend das folgende Gebetlein."

Mona sprach ihm ein kurzes, gereimtes Gebet dreimal vor.

„Wisset Ihr es jetzt? Habt Ihr es behalten?" fragte sie ihn.

„Ich glaube, daß Ja," antwortete Jöri, den Spruch wiederholend.

„Wohl! An dem Tage, da ihr den Segen gegen die Pest sprechet — es muß frühmorgens geschehen — müsset Ihr fasten, Euer Herz lauter erhalten von sündhaften Gedanken und Begierden, dürft keine unheilige Handlung begehen, nicht Handel treiben und Wucher, und keinerlei Arbeit thun. Haltet Euch stille daheim!

„Wohl, wohl!" rief Clas. „Das soll Alles geschehen. Aber ist auch Euer Segen ein kräftiger?"

„So Ihr daran zweifelt, so nützt er Euch nichts. Ich

habe Euern Willen erfüllt; jetzt ist es an Euch, Wort zu halten. Was wisset Ihr von meinem Enkelkind?"

„Ihr sollet Alles erfahren, was mir wissend ist," antwortete Claus. „Ihr möget vielleicht gehört haben, daß ich dem König in Frankreich als Soldat gedienet hab', zumeist im Regiment Gallaty. Es sind jetzt bald zwölf Jahre her, daß ich heimkommen bin, und haben damals die Praktiken und Unruhen im Land wieder angefangen."

„Das war Anno 17," sprach Mona. „Der Heinz war damals 13 und der Curdin (Conradin) sechs Jahre alt."

„Basta! So wird's sein. Das Jahr zuvor sind wir in Blois gestanden — ist eine schöne Stadt mit einem großen, prächtigen Schloß. Nun war kurz zuvor ein junger Mensch in unsere Kompagnie eingetreten, der, wie er sagte, einer Zigeunerbande entlaufen war, die im Lande herumzog. Er mag es wohl nicht gut bei ihr gehabt und das Heimweh bekommen haben, denn er war als Kind gestohlen worden; oder hatt' er Freude am Soldatenwesen: ich weiß es nicht. Weil damals der König Ludwig, so noch ein junger Herr war, seine Mutter vom Hof verwiesen und nach Blois geschickt hatte, mußte unsere Kompagnie abwechselnd mit den Mousquetaires im Schloß die Wachen geben. Nun traf sich's einmal, daß ich als Korporal das Wachtpiquet in's Schloß führte und die Posten ausstellte. Bis die Zeit kam, sie abzulösen, vertrieben sich die Soldaten, unter denen auch jener junge Bursch war, die Langeweile mit Diskuriren und Kärtlen (Spiel). Da fragt Einer den jungen Menschen, weß Landes er sei. Antwortet der, er sei nicht wissend, sintemalen er als kleiner Knab von dannen geführt worden. Wohl aber vermög' er sich gar wohl zu erinnern, daß um das Dorf, darinnen er mit seiner

Ahne gelebt, gar hohe Berge gestanden, auf denen immer Schnee gelegen, und daß die Bären oftmals bis nah an ihren Hof kommen und Gaisen geraubt. Da sagt Einer, der aus dem Oberhalbstein war: „Mich dünkt, du könntest wohl ein Bündner sein. Tschantschast tü Romonsch?“ [2]) Worauf der Andre sich besinnt, ein frohes Gesicht macht und ruft: „Schi, schi!“ Und sind ihm nach und nach die Wörter wieder eingefallen, die er vergessen hatte. So war es heiter und klar, daß der Mensch aus Bünden stammte, und zwar aus dem Unter-Engadin, denn er wußte auch noch den Namen seines Dorfes: Tschlin. Aber seinen Geschlechtsnamen hatt' er ganz vergessen, oder vielleicht auch nie gewußt.“

„Hat er noch den Namen seiner Ahne gewußt?“ fragte Mona in großer Erregung und Spannung, und ihre Augen schienen die Antwort von Jöri's Lippen ablesen zu wollen.

„Es scheint mir wohl, sintemal er auch seiner Ahne Mona erwähnte, so gar gut mit ihm gewesen, und ihn gelehrt, Kräuter kennen, wenn sie mit ihm in den Wald gegangen.“

„Er ist's, er ist's!“ rief die Alte tief bewegt und freudig aus, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. Sie faltete die Hände auf dem Stecken und schien zu beten. Dann sprach sie: „Und was wisset Ihr mehr von ihm? Ist er ein braver Soldat gewesen?“

„Nun, so, so!“ antwortete Claus mit spöttischem Lächeln. „Hab' mich zwar nicht extraviel um ihn bekümmert, außer im Dienst; da weiß ich aber, daß er etliche Male ins Prison kommen ist wegen allerhand Streichen, und daß er einmal hat Gassen laufen müssen, weil er seinem Lieutenant aufbegehrt und grobe Wörter gesagt.“

„Ihr lügt, Claus Jöri!“ rief Mona mit erhobenem Stecken, hoch aufgerichtet.

„Ihr heißet mich Lügner,“ sprach Jener mit einem bösen Blick, „und doch hab' ich Euch die einzige Nachricht gebracht über Euern Enkel, die Euch worden, seit Ihr ihn verloren. Und es ist Alles wahr, was ich gesagt. Aber Ihr seid, wie alle Großmütter, blind an Euerm Taugenichts von Enkel, und ein Taugenichts war er. Und damit Basta!

„Haltet mir zu gut, was ich in der Hitze gesprochen,“ bat Mona, „die beiden Enkel waren meine einzige Freude, seit ich allein stand in meinem Alter. Es that mir weh vom Heinz also reden zu hören.“

Der Todtengräber schien der Abbitte nicht zu achten. Während er aufstand und in den Stall ging, murmelte er: „freilich der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Was kann von einer Hexe Gutes kommen?“

Sie hatte mit ihrem scharfen Gehör die häßliche Rede wohl verstanden. „Eine Hexe,“ sprach sie ernst, „habt Ihr mich genannt, und doch wisset Ihr wohl, daß ich den Scheltnamen nicht verdiene. Aber Euer Herz ist voll Galle und Bosheit. Nehmet in Acht, was ich sage! Demüthiget und besseret Euch! Euer Ende ist nicht fern. Die Pest wird Euch nicht wollen, und doch wird sie Euch den Hals brechen!“

Claus rief der Abgehenden erblassend Scheltworte nach, aber sie wendete sich nicht um und schlug den Weg nach Aeuja ein. Vor einem hübschen neuen Hause saß Wilhelm Garbald, seine Sense hämmernd, denn die Heuernte hatte begonnen und der helle Ton schallte weithin. Als die Alte, auf ihren langen Stab gestützt, vorbei schritt, sah Wilhelm auf und reichte ihr die Hand.

„Kommt herein, Mona," sprach er „und trinkt ein Glas Wein bei uns. Gewiß seid Ihr müde."

„Habt Dank, will es gern annehmen, obwohl mein Häuschen ja nahe ist." Im Hause kam ihr Garbald's Mutter entgegen und begrüßte sie ebenfalls, wenn auch nicht ganz ohne Scheu, mit Wort und Handschlag.

„Wir sind Euch, gute Frau, Dank schuldig," sprach sie, „für die Heilung unserer Schwarzen. Sie ist die beste unserer Milchkühe, und ohne Euere Kunst wär' sie umgestanden. Nun möchten wir Euch gern unsere Schuldigkeit abstatten."

„Lasset das!" rief Mona abwehrend. „Was ich an kranken Menschen und Vieh thue, das thu' ich um Gottes willen. Auch bedarf ich Niemandes Gabe."

Von dem alten Wein, der ihr vorgesetzt wurde, trank sie gern. Frau Garbald brachte auch Biscotin herein. „Seht, Mona, da hat gestern der alte Peter Gruber, der noch immer säumen geht, uns einen kleinen Sack Mehl gekauft, dessen wir schon seit etlichen Monaten ermangelt, und weil heute meines Mannes Namenstag ist, hab' ich außer dem Brod auch etliche Biscotin gebacken, wie Ihr sie im Engadin auch gern esset. Probiret sie doch."

Sei es, daß die Kunde von ihrem Enkel, die sie vorher empfangen, allzumächtig auf ihre Seele gewirkt, oder daß der Anblick des heimathlichen Gebäckes, das sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, ihre Einbildungskraft aufregte, genug, ihr Gebahren war ein seltsames. Indem sie eines der Biscotin nahm und ein Stück abbrach, hielt sie ihre Blicke auf die Bank neben sich gerichtet, und schien ein unsichtbares Wesen in ihrer Muttersprache anzureden.

„Sie meint mit einem kleinen Knaben zu sprechen," flüsterte

Frau Garbald, welche des Romanischen, das sie in ihrer Kindheit erlernt, noch mächtig war. „Sie bietet ihm Biscotin an.“

„Sie hat heut' ihren bösen Tag, wo sie verwirrt ist,“ antwortete Wilhelm leise. „Lassen wir sie ruhig so fortmachen, sie erwacht dann von selbst.“

Und so geschah es auch. Mona fuhr nach einer Weile wie aus einem Traume auf und schaute sich um; ihre Blicke ruhten fragend, nicht ohne Verwunderung auf den Beiden. Dann trank sie ihr Glas aus, erhob sich und schied mit einem leisen: „Vergelt's Gott viel Tausendmal.“ In der Thüre drehte sie sich um und fügte hinzu: „Wenn Eins von Euch erkrankt, so säumet nicht, mich rufen zu lassen! Säumet nicht!“

Drittes Capitel.

In Chur.

Die Herberge „zum wilden Mann“ am Eck zwischen der Reichs- und der Rabengasse war damals das vornehmste Einkehr-Wirthshaus zu Chur. Hier hatten schon die venezianischen und französischen Gesandten wiederholt gewohnt, und wenn Abgeordnete der Eidgenossen nach Bündten kamen, so logirten sie in der Regel im wilden Mann. Auch die vornehmen Herren aus dem Zehngerichtenbund, ohne Zweifel angeheimelet von dem stattlichen, wenn auch in seiner Toilette sehr defekten Manne, sintemalen er keine andere Bekleidung aufzuweisen hatte, als einen Laubkranz um seine Lenden, der ja mit seinem Tannenbaume als Wanderstab auch im Wappen jenes Bundes steht, beehrten die Herberge mit ihrer Kundschaft.

Das Bild des Wilden prangte in Lebensgröße, nicht unfein von einem Italiener gemalt, ob dem Hofthore. Im „weißen Kreuz" dagegen logirten ab und zu der spanische und die erzherzoglichen Gesandten und die meisten bündnerischen Anhänger der spanisch-österreichischen Partei, besonders die Oberländer. Zu den Herbergen zweiten und dritten Ranges gehörten der Steinbock, der Rabe, die Krone, der Storch, Spielleuten u. s. w.

Auch heute, um die Mitte Septembers 1629, fehlte es dem Wirthe „zum wilden Mann", dem Oberzunftmeister Peter Risch, nicht an Gästen, die zerstreut, theils auf den Bänken sitzend oder herumliegend, theils auf und ab gehend, im allgemeinen Gastzimmer des Abendimbisses harrten. Es herrschte damals noch in unumschränkter Macht Das, was wir heute das Table-d'hote-System nennen würden. Den Gästen stand es nicht zu, allein und mit eigener Auswahl der Gerichte zu speisen: Wer in den Herbergen zukehrte, hatte Mittags und Abends gemeinsam mit sämmtlichen andern Gästen zu speisen, wobei der Wirth, der am obern Ende der Tafel saß, zugleich den Vorschneider machte.

Der Aufwärter und Tafeldecker, ein sehr hagerer Mann in den mittleren Jahren, ging in seinem roth- und schwarzgestreiften Wams ab und zu, legte bedächtig die Gedecke mit dem Löffel — denn Gabeln wurden noch in den Herbergen nur auf Verlangen gereicht, und statt des Messers bediente sich jeder Gast des Dolches, den er im Gürtel führte —, stellte die Gewürzbüchsen und Wärmepfannen auf und ließ durch die zuweilen von einem besonders hungrigen Gaste an ihn gerichtete Frage, ob man noch nicht bald essen könne, in seinem phlegmathischen Thun nicht stören.

„Meister Kunz," rief ein noch sehr junger Mann von

seiner Bank am Ofen aus dem Aufwärter zu, „erzählet uns doch einstweilen etwas von den guten Sachen, so die Frau Oberzunftmeisterin für uns bereitet; so genießen wir des Schmauses in doppeltem Maße, einmal mit den Ohren, dann mit dem Gaumen. Bin heut' von Ilanz bis anher geritten und ersehne den Imbiß."

„Zunge von jungen Aergersten (Elstern), Fricassé von einem Oberländer Kälblein und Ilanzer Edelwein, Kästriser Kropfente, Junker Hans!" antwortete Kunz mit unerschüttertem Ernst.

Die Gäste brachen in ein schallendes Gelächter aus.

„Hört, Meister Tafeldecker," rief Junker Hans Schmid, von seinem Sitze aufstehend, halb zornig, halb lachend, „so Ihr mein zu spotten begehrt, so nehmet Euch wohl in Acht! Anders mach' ich aus Euch eine Fricassé. Möchte zwar ein mageres werden und kaum die Mühe lohnen, ab Euerem Gebein das wenige Fleisch abzunagen."

Jetzt hatte der junge Mann die Lacher auf seiner Seite. Aber Meister Kunz ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Wenn man für so viele junge und alte Herren mit durstigen Lebern den ganzen geschlagenen Tag Trepp auf Trepp ab laufen muß, hat man zum Fettwerden nicht Zeit," antwortete er. „Will nicht grade gesagt haben, daß auch Ihr, Junker Hans, zu den ewig Durstenden gehöret, aber doch tragt auch Ihr etwelche Schuld daran, daß ich zu keinem Fleisch an meinem Leib gelangen mag."

„Da will ich doch in Sack und Asche Buße thun," antwortete Hans mit gutmüthigem Spott. „Sagt an, wie kann ich ein solch' Unrecht wieder gut machen."

„Indem Ihr an dem Tag, da Ihr verreiset, dem Meister

Kunz beim Abschied auch die Hand reichet; aber das Bäbeli Warnier, so in der Küche dienet, nicht mehr küsset, wie Ihr schon etliche Male gethan!“

Abermaliges Gelächter der Anwesenden, deren Aufmerksamkeit indessen durch den Eintritt zweier neuer Gäste von dem Discurse abgezogen wurde. Dem Einen sind wir schon begegnet: es ist Hartmann Planta, der, Willens, Dienste in Frankreich zu nehmen, noch immer in Chur festgehalten wird, da seine Bemühungen um eine Offiziersstelle im Regimente des Obersten Ulysses von Salis bisher fruchtlos geblieben waren.

Des Andern Erscheinung war auffallend genug, um nicht übersehen zu werden. Eine schlanke, biegsame Gestalt, mit reichem, schwarzem Haarwuchse, der in Locken auf seine Halskrause herabfiel, ein ausdrucksvolles, sehr hübsches, überwiegende Sinnlichkeit und Keckheit verrathendes Gesicht, durch ein Muttermal nur wenig entstellt, große glühende Augen. Sowohl der Stoff als der Schnitt des Wamses und Mantels, sowie der sehr weiten, unter den Knieen mit rosenrothen Schleifen gehaltenen Beinkleider gehörten trotz ihres Reisecharakters offenbar der Mode Frankreichs an, welche übrigens noch keineswegs jene diktatorische Macht auf die Zeitgenossen ausübte, als sechzig Jahre später.

Dieser neue Gast war vor dem Hofthore abgestiegen, hieher geführt durch Planta, bei dem er, durch das untere Thor eingeritten, nach der besten Herberge sich erkundigt hatte. In die Eßstube eingetreten, suchte er sich einen Platz zum Sitzen aus, und da er Alles besetzt fand, stolzirte er, seinen Henry quatre streichend, den andern Arm in die Seite gestemmt, mit majestätischen Schritten auf und ab, bis der Wirth eintrat

und nach des Gastes Begehren fragte. Da Hartmann Planta nicht geläufig, der Oberzunftmeister aber gar nicht französisch sprach, trat ein junger Mann mit militärischem Anstande hervor, und gab dem Wirthe zu wissen, der Fremde verlange ein Zimmer und Stallaz für sein Roß; er gedenke einige Tage hier zu verweilen, ehe er weiter reise.

„Ihr wisset, Junker Hauptmann," antwortete Risch, daß wir keine Stuben für einzelne Gäste allein haben, und daß Alle mit Einem oder Mehreren die Gemächer theilen müssen. Ist's Euch recht, so mag er in der Kammer schlafen, darinnen Ihr und Junker Hartmann lieget."

„Sei es so," erwiderte der Hauptmann, nachdem Planta seine Zustimmung ertheilt, „obwohl wir den Fremden nicht kennen und sein Wesen mir nicht sonderlich ansteht."

„Wenn dem so ist," meinte Risch, „so mag er im weißen Kreuz oder drüben im Raben betten. Auch mir ist an seiner Kundschaft wenig gelegen. Geputzt ist er wie ein Pfau, und doch reitet er ein Rößlein, für das ich nicht zwei Dublonen zahlen möchte."

„Laßt es gut sein, Herr Oberzunftmeister! Morgen könnet Ihr ihm ja ein ander Gemach anweisen oder ihm weiter bieten."

„Wie Ihr wollet, Ihr Herren! — Aber da bringt der Kunz den Abendimbiß. Wollet niedersitzen!"

Der Hauptmann, welcher sich als Dietegen von Salis zu erkennen gab, lud den Fremden ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Ehe das Essen begann, erhoben sich alle Gäste wieder und der Wirth sprach, da kein Geistlicher unter denselben, das Tischgebet. War die Gesellschaft verschiedener Konfession,

so hatte damals der Wirth auch dann diese Funktion als Neutraler zu vollziehen, wenn, sei es ein reformirter oder katholischer Pfarrer, sich unter den Gästen befand. Es kam aber auch vor, daß schroffe Katholiken oder Reformirte vor dem Gebet hinausgingen und erst nach dessen Beendigung wieder eintraten.

Hatten die Anwesenden heute über Gebühr lange die Stillung ihres Reisehungers ersehnen müssen, so wurden sie durch die Reichhaltigkeit und treffliche Zubereitung der gebotenen Speisen entschädigt. Man befand sich in der Jahreszeit, wo Wald, Hochgebirge und Gewässer in reicher Fülle ihre Vorräthe an Wild, Geflügel und Fischen spendeten, und selbst Murmelthiere und Bärenschinken prangten auf der Wirthstafel, deren scharfer Wildgeruch schon vorher aus der Küche her verspürt worden war.

Die Speisen wurden alle zusammen hereingebracht und auf die Wärmpfannen gesetzt. Den Wein stellte Kunz, wie es die Sitte wollte, erst nach dem Essen auf. Dieser Brauch war dem Fremden unbekannt; kaum hatte er die Suppe gegessen, als er sich nach Wein umsah und dem Aufwärter winkte, solchen herbeizubringen. Salis belehrte ihn über den Landesbrauch.

„Quel détestable usage!“ wetterte der Franzose mit einem Fluche. „Cela gâtera tout mon souper.“

Auf die Frage, ob man keine Ausnahmen zulasse, zuckte sein Nachbar die Achseln. „Tel pays, tel usage,“ erwiderte er. „In Frankreich habt Ihr auch allerlei Tafelsitten, denen sich Jedermann bongré malgré unterwerfen muß. Was würdet Ihr z. B. sagen, wenn sich Jemand herausnähme, vor Beendigung des Essens hinauszugehen? Ihr würdet ihn

für einen ungesitteten Menschen halten, weil es in Frankreich Brauch ist, daß die Gäste nach der Mahlzeit einander unter artigen Verbeugungen ein „Bien vous fasse!“ anwünschen. Nicht wahr?“

„Ohne Zweifel, mein Herr Hauptmann!“

„Nun wohl! Hier steht zwar in der Regel Niemand vor dem Schlusse des Diners oder Soupers auf, weil er noch des Weines gewärtig ist. Allein geschieht es dennoch, so nimmt weder der Wirth noch einer der Gäste daran Anstoß.“

„Habt Ihr Euch längere Zeit in Frankreich aufgehalten?“ fragte der Fremde.

„Vier Jahre hab' ich dort gedient,“ antwortete Salis.

„In welchem Regiment, wenn es erlaubt ist zu fragen?“

„Im Regimente von Salis. Ihr seid wohl auch Militär?“

„Allerdings, und zwar im Regiment Royal Allemand; früher diente ich bei Gallaty, ehe ich Offizier wurde.“

„Bei Gallaty, und seid doch Franzose?“

„Ob Franzose oder nicht, Herr Hauptmann, ist gleichgültig. Man nahm mich im Regimente auf, als ich mich meldete. Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, bin ich ebenso gut ein Bündtner, als Ihr.“

Salis sah ihn überrascht an.

„Es würde zu weit führen, Euch das auseinanderzusetzen,“ fuhr der Fremde fort. „Genug, ich habe Urlaub genommen, um hieher zu reisen, und eine Gegend aufzusuchen, welche das Engadin genannt wird, wo Verwandte von mir wohnen sollen.“

„Aber Euer Name, den Ihr dem Wirthe genannt, Henry de Rochepierre, ist ja ein französischer?“

„Allerdings, aber ich werde vielleicht bald einen anderen

tragen. Wollet mir gefälligst angeben, welchen Weg ich einzuschlagen habe, um in das Thal Engadin zu gelangen."

Dem Hauptmann mißfiel zwar das zurückhaltende und doch kecke Wesen des Fremden, doch sagte er sich, derselbe könne, ohne verdächtig zu sein, zwingende Gründe haben über seine Herkunft Stillschweigen zu beobachten.

„Das hängt davon ab," antwortete er auf Rochepierre's Frage, „ob die Verwandten, die Ihr heimsuchen wollt, im Ober- oder im Unter-Engadin wohnen. Wie heißt das Dorf?"

„Tschlin," erwiderte der Fremde.

„Das liegt, irre ich nicht, ziemlich weit unten im Unter-Engadin. Doch war ich niemals dort. Das kann Euch dieser Herr da sagen. — „Junker Hartmann," wendete er sich an Letzteren in deutscher Sprache, der ihm gegenüber saß, „der Fremde fragt wo Tschlin liege?"

„Tschlin oder Schleins liegt auf einem Berge, auf der linken Seite des Inn, nah' an der Tyroler Grenze."

„Nun seht, da müßt Ihr von hier nach Davos und über den Flüela reiten; dann kommt Ihr nach Susch, und ich denke von da in einem Tage nach Tschlin. Aber Ihr thut am Besten, Euch das Alles von diesem Herrn näher erzählen zu lassen. Ich will Euch gern als Dollmetscher dienen."

„Vielen Dank, Herr Hauptmann! Mais voici le vin qui arrive enfin!"

Dies Erscheinen des Weines schien des Fremden Interesse vorläufig ganz zu absorbiren. Wie wenn er sich für die gezwungene Enthaltsamkeit während der Mahlzeit entschädigen wollte, trank er so viel und so rasch, daß die Wirkung nicht ausblieb und er in die Schlafkammer vom Aufwärter geführt

werden mußte. Hier warf er sich unausgekleidet auf eines der Betten und verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf.

„Der ist zugedeckt!“ sprach Meister Kunz, zu Salis gewendet, als er wieder eintrat, um, mit Tafel und Kreide herumgehend, von Gast zu Gast zu gehen und die Zeche einzuziehen. Alle zahlten den nämlichen Betrag, gleichviel, ob sie nur eine Halbe oder eine Maß, oder noch mehr getrunken hatten. Eine Maß wurde indessen als der durchschnittliche Abendtrunk jedes Gastes angesehen, doch sah man auch Solche, welche dieses Quantum ohne Nachtheil bedeutend überschritten hatten. Diejenigen Posten der Uerte, welche Nachtlager, Stallaz und Frühstück betrafen, wurden erst bei der Abreise berichtigt.

Um zehn Uhr trat der Anführer der Scharwache ein, um Feierabend zu bieten, worauf der Wirth die Gäste höflich einlud, sich zu Bett zu begeben. Der Aufwärter reichte Salis einen zweiarmigen Leuchter mit Wachskerzen, und Letzterer stieg mit Hartmann Planta die enge Wendeltreppe hinauf in ihr Schlafgemach. Dasselbe enthielt, wie fast alle diesem Zwecke gewidmeten Zimmer, vier mit Vorhängen versehene, hoch aufgethürmte Betten.

Als die beiden Bündner am folgenden Morgen beim Frühimmiß (Imbiß) saßen, der schon um halb 6 Uhr eingenommen wurde und aus einer dicken Mehlsuppe, kaltem Fleisch oder Pastete und Wein bestand, schlief der Fremde noch den Schlaf des Berauschten. Da die andern Gäste zum Theil schon verreist, Andere bereits ihren Geschäften nachgegangen waren und der Aufwärter mit Reinigen der Gastzimmer zu thun hatte, so blieben die beiden jungen Männer ungestört.

„Und wohin seid Ihr gesinnet zu reisen?“ fragte Planta.

„Ihr wisset Junker," antwortete Salis, „daß in Zürich die leidige Pestilenz gar schlimm gehauset hat. Darum sind die Meinigen, gleich wie viele andere Familien, derselben Stadt schon vor Monaten entwichen, und zwar mein Vater trotz seines hohen Alters zuerst gen Soglio, dann auf unsere Alp bei Stalla, heißet Allagh, allwo er, so Gott will, noch weilet. Meine Mutter aber und meine Eheliebste Frau Ottavia sind in ein entlegen Bauernhaus am Albis, so ein Waldgebirg jenseits des Zürichsee's, eingezogen und hausen dort. Mein Bruder Gubert aber, der sonst allhier zu Chur wohnhaft, sintemalen er einen Handel in Seide betreibt, ist gen Bergamo abgereist. Weil nun die Krankheit allgemach in Zürich ersterben will, hat meine Mutter mich anhergesandt, zu erforschen, ob der Vater noch lebe und gewillet sei, noch länger im Bündnerland zu verweilen, nachdem etliche Brief', so sie durch den Herrn Bürkli, unsern Handelsgenossen, an ihn abfertigen lassen, ohne Antwort verblieben sind. Heute gedenk' ich noch etliche Freunde heimzusuchen und Mittags bis Lenz zu reiten. Und Ihr wollet noch allhier verweilen, Junker?"

„Es ist Euch wissend, Herr Hauptmann, daß ich allen Fleiß anwende, ein Offiziersbrevet für eines unserer Regimenter in Frankreich zu erlangen. All' meine Müh' ist aber bis heut' fruchtlos blieben; bin daher Willens, mich anderswo umzuthun, sintemal mir die Rückkehr nach Engadin verwehrt, so lange des Rudolf Planta partito obenan verbleibet."

„Lasset Euch meinem Vorschlag gefallen, den Ritter Fort. Sprecher mit mir heimzusuchen und Euch durch ihn dem Herzog von Rohan rekommandiren zu lassen, der in Venedig in großem Ansehen stehet und Eueres Wunsches Euch leicht zu ersättigen vermag. Der Venetianische Dienst ist der Besten einer."

„Mir gilt's gleich, auch der Signoria zu dienen," antwortete Planta, „und gegen Türken und Uskoken mich zu schlagen, sofern mir daraus Ehr' und Vortheil erblühet. Dem Ritter aber bin ich anverwandt, seit er meine Baas Ludovica in zweiter Ehe sich antrauen lassen, und hätte ihn längstens heimgesucht, wo ich nicht berichtet worden, daß er mit seiner Familie auf Davos zogen sei für etliche Wochen."

„Der Ritter," sprach Dietegen, „ist, wie ich gestern erfahren, Tags zuvor wieder herabgekommen, zwar allein, weil ihn der Herr Bundeslandammann zu einem Beitag berufen. Aber seine Eheliebste verweilt noch droben. Er hauset im Leuenhof hier nahe, den er von den Menhardten erkauft hat. So es Euch recht, erheben wir uns nach dem Immiß zu ihm."

Es fiel keineswegs auf, daß die beiden Herren schon zu so früher Stunde dem Ritter einen Besuch abstatteten, da auch in der Stadt, namentlich im Sommer, Jedermann zu früher Stunde sein Lager verließ. Sie fanden den gelehrten Staatsmann und Historiker, dessen Haar trotz seiner 45 Jahre schon stark ergrauet war, in seinem Studirzimmer, mitten unter Manuskripten und gedruckten Folianten und Quartanten, die den großen eichenen Tisch bedeckten.

Der Willkomm, den der Ritter besonders Salis, als altem Freunde, bot, war ein herzlicher. Letzterer stellte Hartmann zugleich als Verwandten des Hausherrn vor und hinterbrachte ihm dessen Anliegen.

„Was in meinen Kräften steht, werthester Vetter, Euern Intentionen förderlich zu sein, soll mit Fleiß geschehen," antwortete Sprecher, „und sintemal ich eben gestern von dem Drucker Pierre Chouet in Genf eine erkleckliche Anzahl von Exemplaren meines neuen operis empfangen, so ich bei ihm

habe drucken lassen, will ich, indessen ein Exemplar an den Herzog von Rohan, meinen berühmten Freund und Gönner, sende, Eurers Anliegens in dem Brieflein gedenken."

„Ihr habt ein neues opus drucken lassen, Herr Doktor?" fragten die jungen Leute erfreut. „O weiset uns dasselbe!"

Nicht ohne ein Gefühl geschmeichelter Eitelkeit holte der Ritter aus einer geöffneten Kiste zwei in schneeweißes Pergament gebundene Exemplare hervor, und nachdem er auf die Titelblätter die Worte geschrieben: Præstantissimo et Illustrissimo Domino Dietegano (Hartmanno) de Salicibus (de Planta) d. d. author h. o., überreichte er sie den jungen Männern, deren Freude eine große war. Der Titel lautete: Historia motuum et bellorum postremis hisce annis in Rhætia excitatorum et gestorum. Authore Fort. Sprecher a Berneck. I. U. D. Eq. aurato. — „Habe das Werk vom Beginn unserer Unruhen an bis zu Ende des verwichenen Jahres geführt und es dem Könige in Frankreich Ludovico XIII., als dem Restauratori unserer bündnerischen Freiheit, dedizirt, und haben meine gelehrten Freunde, der Ritter Johannes Guler, Landvogt Fortunat Juvalta und Professor Malo gar sinnreiche und artliche carmina in honorem operis beidrucken lassen."

Dieses Sichansingenlassen in mehr oder weniger gelungenen, oft höchst überschwenglichen Versen, [3]) eine naive Art der Reklame, war damals so allgemein in Gebrauch, daß selbst berühmte Schriftsteller, sich dessen bedienten. Gab es doch noch keine gelehrten Zeitschriften nach heutigem Begriffe und ebenso wenig große Journale, welche die neuesten Erscheinungen der Literatur besprachen, und wollte ein Autor seinem Werke Verbreitung sichern, so mußte er nothgedrungen dasselbe durch

das Vorwort oder Gedicht eines berühmten Collegen einführen lassen, auch wenn sein Name schon einen guten Klang in der gelehrten oder schöngeistigen Welt besaß.

„So habt Ihr also," fragte der Doktor, sich an Salis wendend, „nachdem Ihr unter dem Marschall von Coeuvres den siegreichen Feldzug im Veltlin Anno 24 und 25 mitgemacht, den ich als Augenzeuge getreu und wahrhafft in diesem Buche beschrieben, Euch noch in Frankreich aufgehalten?"

Bis Anno 27, da ich dann meinen Abschied genommen und zu meinen Eltern, meiner Eheliebsten und den Kindlein zurückgekehrt bin, welche Alle sonderliches Verlangen nach mir trugen."

„Ist wohlgethan gewesen," bemerkte Sprecher, „denn Euer edler Vater muß vorzu (nachgrade) in hohem Alter stehen, und lange werdet Ihr Euch leider nicht mehr seiner Gegenwart zu getrösten haben, wie ich aus seiner Leibesschwachheit verspüret, da er mich auf seiner Reise gen Sulg (Soglio) heimgesucht."

„Es ist nicht blos Leibesschwachheit und manch' schwerer Verlurst an Gut und Habe, so ihn darniederdrückt, sondern mehr noch der Gram um unseres lieben Vaterlandes jammervolles Schicksal," antwortete Dietegen ernst.

„Ja, ist wohl ein jammervolles zu nennen," sprach seufzend der Ritter. „Neue Invasion der Erzherzoglichen, neue Plünderung am armen Bauernvolk, so von der schreckenreichen Heimsuchung der Jahre Einundzwanzig bis Dreiundzwanzig sich noch nicht zu erholen vermocht, große Theuere und selbst Hungersnoth, also daß unsere armen Landleute mancher Orten

sich an Gräsern, so sie ankochen, zu sättigen versuchen, dazu schon hie und da die leidige Pestilenz."

„Gott zum Gruß, Ihr Herren, insbesonders mein guter Vetter und Gevatter Doktor Fortunate," sprach mit tiefer Baßstimme, in die Stube tretend, ein sehr hochgewachsener bejahrter Mann, mit ernsten, fast trüben Zügen.

Es war der vorher erwähnte Ritter Johannes Guler von Davos, der seit zwei Jahren seinen Wohnsitz im S. Margarethenhof im Wälschen Dörfli zu Chur aufgeschlagen hatte, nachdem er etliche Jahre in Zürich gelebt, wo seine Tochter Margaretha sich dann mit des Bürgermeisters Rahn Sohn, Hans Rudolph vermählte. Guler's äußere Erscheinung war noch jetzt eine imponirende. Trotz seiner 67 Jahre und des Podagra, das ihn, wie er seinem Freunde Sprecher einmal erzählte, merkwürdig genug „aus Grausen" in dem Momente zum ersten Male befallen hatte, als ihm der Bürgermeister Jenni in Chur seine feuerroth geschwollene große Zehe gezeigt, ging der alte Herr noch immer hoch aufgerichteten Hauptes, so daß er mit seiner Länge von 79 Wehrzoll (6 Fuß 7 Zoll) weit über alles Volk hervorragte. Aber auch in geistiger Größe übersah der gelehrte und sprachenkundige Diplomat mit seiner einnehmenden Rednergabe fast alle seine bündnerischen Zeitgenossen. Wohl mit Recht galt Guler für den ersten Staatsmann, den Bünden damals besaß, und hatte auf vielen Missionen, bald nach Bern und Wallis, bald nach Mailand, Innsbruck, Paris u. s. w. sein Geschick als Diplomat bethätigt.

Der Doktor stellte ihm die beiden jungen Leute vor, welche dem berühmten Manne in wohlgesetzten Worten ihren Respekt bezeugten.

„Für Euch, Junker Hartmann," sprach er zu Planta gewendet, nachdem er den Hauptmann als Bekannten vom Prätigäuer Krieg her besonders freundlich begrüßt, „für Euch öffnet sich, wenn Ihr Lust dazu traget, eine schöne Occasion, die Welt zu sehen und Euer Anliegen zu fördern. Wir senden — es hat das aber dem publico verborgen zu bleiben — Jemand nach Paris, in dessen Geleit Ihr reiset möget, so es Euch ansteht. Will Euch auch ein Rekommandationsschreiben an den Marèchal de Coeuvres mitgeben, der mir wohlgeneigt ist. Es müßte denn Euer Wunsch sein, in Engadin zurückzukehren, sintemal alldort sich eine Unlust zu erzeigen beginnt, des Ritters Rudolf (Planta) Praktiken und gebietiges Wesen länger zu etragen. Gestern ist uns Bericht zugekommen, daß sie dessen Vogt in Schuls, den Balthasar Arquint, also zerschlagen, daß er seinen Geist aufgeben müssen."

„Euere Meinung in Ehren, Herr Ritter," erwiderte Hartmann, „aber meine Hoffnung, daß es bald in Unter-Engadin besser werde, ist schwach. Des Ritters Rudolf spanische Dublonen haben zeithero unser Thal regiert und werden es regieren, so lange sie vorhalten. Auch ist der Erzherzog in Innsbruck ihm viel Geld schuldig, und wird darum der Herren Häupter Schreiben abermals ad acta legen, wie er schon oft gethan."

„Aber jetzo erscheinet es sich," warf Guler ein, „daß das Volk sich nicht mehr von ihm wolle meistern lassen. Ihr Herren Unter-Engadiner seid ja allzeit ein streitbar, trotzig Volk gewesen, nur hättet Ihr der vielen Räuber, so unter Euch gehauset, kräftiger Euch erwehren sollen."

„Mit denen hat mein Vetter Rudolf kurzer Hand aufgeräumt und ihrer Viele sentenziren und aufknüpfen, auch auf's

Rad legen lassen," antwortete Planta. „Was wahr ist, das soll nicht verschwiegen werden."

„Wohl gesprochen, junger Herr!" rief Guler mit freundlichem Blick. „Es zieret Euer adlig Gemüth, daß Ihr auch dem Feinde das Verdienst nicht schmälert. Nun, da Ihr wenig Lust traget, heimzukehren, so reiset gen Paris. Das Schreiben an den Marschall möget Ihr, so Euch beliebt, noch heute bei mir in Empfang nehmen."

„Habt schönsten Dank, Ritter," erwiderte Planta lächelnd. „Fast thut mir die Wahl wehe. Hier der edle Doktor will mich an den großen Duc de Rohan rekommandiren und Ihr erbietet gunstvoll mir ein Fürwort an Euern vornehmen Freund in Paris zu leihen. Muß mir einige Stunden Bedenkzeit von den gütigen Herren erflehen."

Sprecher hatte inzwischen ein mit Goldschnitt und dem Guler'schen Wappen geschmücktes Exemplar seiner Historia hervorgeholt und ebenfalls mit eigenhändiger Dedikation versehen. Jetzt überreichte er dasselbe dem Ritter. „Wollte gern," fügte er bei, „du möchtest mir bald als Continuation deiner raren Chronica von Rhätien eine werthvollere Gabe zum Präsent machen, als es dies Opus ist."

„Ei, ist es nunmehr am Tag!" rief Guler, seines Freundes Hand drückend. „Ist mir eine gar große Freude, und will ich alsbald heimkehren und mich in das Lesen deiner Historie dieser letzten zwölf Jahre, daran wir Zeugen und guten Theils auch Mithandelnde gewesen, versenken. Das soll mir die Gedanken an all' das Elend, so unser armes, theures Vaterland abermals heimsuchet, vertreiben helfen. Und nicht zum Wenigsten diese gute Stadt Chur scheint ausersehen, der Drangsale bittern Kelch zu trinken. Denn wisset," fuhr Guler mit bedeutsamem

Tone fort, „und das ist es, was ich dir, Freund Fortunate, habe melden wollen, da ich herkommen, — ich hab' es zwar lange gefürchtet, seit sie in Thusis ausbrochen — wisset, wir haben abermals die leidige Pest in Chur!"

„Wird wohl nicht sein! um Gott!" riefen die drei andern Herren zugleich mit erschrockenen Mienen.

„Ich hab's vom Doktor Zacharias Beeli, so mir just begegnet ist. In der Nacht ist er zu der Jungfer Anna Bowart, so im weißen Kreuz Beschließerin gewesen, gerufen worden und hat alsbald an den Beulen unter ihren Armen, an den schwarzen Tupfen auf Brust und Unterleib, sowie an andern Symptomatis erkannt, welch' gräulicher Gast in dieser Herberge sich eingelegt. Hat ihr auch gar nicht mehr helfen können und ist sie in seinem Beisein verschieden. Es wissen noch Wenige darum, denn der Wirth hat all' seine Leut' und Gesinde hoch und theuer beschworen, Nichts kund werden zu lassen. Und auch des Doktors Absehen ist darauf gerichtet, daß das Volk hiesiger Stadt nicht erschreckt werde, ehe Große und Kleine Stadträthe, so sich schon am frühen Morgen besammelet, gerathschlaget. Wird aber zeitig genug offenbar werden, schon um der heimlichen Begräbniß willen."

„Was gedenkst du zu thun?" fragte Sprecher seinen Freund. „Willst du hier bleiben oder in einen stillen Winkel im Gebirg, magari, in unsere Landschaft (Davos) entweichen?"

„Bin hoch bei Jahren und vom Zipperlein übel geplaget," antwortete Guler. „Und ob ich hier bleibe oder entfliehe, überall findet mich ja unseres Hergotts Arm. Darum will ich hier ausharren und meiner Eheliebsten anheimstellen, was sie thun will."

„Also gedenk' auch ich es zu halten," sprach der Hausherr.

„In Davos, wo sie allbereits in unserm neuen Haus weilet, mag meine Ludovica mit der kleinen Dorthé verbleiben, bis die Seuche erloschen. Und Ihr, Vetter Hartmann, werdet wohl vorziehen, Euer Glück in Paris zu erproben, sintemalen durch des Ritters Rekommandation alldort ein Thürlein sich für Euch aufthun kann."

„So ist's," erwiderte Planta. „So es Euch genehm, Herr Ritter, klopf' ich vor Mittags an Euere Thüre, Eueres Rathes und Schreibens gewärtig zu sein."

Dietegen Salis nahm unter den besten Wünschen von den beiden Rittern Abschied und begab sich mit Hartmann in die Herberge zurück.

Viertes Capitel.

Der Ausbruch der Pest.

Auch im Wilden Mann war die Hiobspost bereits ruchbar geworden. Im Hausgange standen etliche Dienstboten mit dem Aufwärter zusammen und flüsterten. Drinnen in der Gaststube rechnete der Wirth mit sorgenvoller Miene, bereit, nochmals in die Sitzung zu gehen, mit Hans von Schmid aus Ilanz, der im Begriffe stand, seinen kränkelnden Vater aus dem Bad Pfäffers abzuholen. Auch den Fremden trafen sie dort, der mitten in allem Schrecken und Wirrwarr ruhig eine Pernise mit einem Kruge Veltliners hinabspülte.

„Qu'y a-t-il donc, Messieurs?" fragte er nach höflicher Verbeugung die Eintretenden. „Je ne vois que des mines de terreur partout."

Als Dietegen ihm die Schrekensmähre mittheilte, rief der Fremde, den Mund wischend: „Bah, il y a de quoi!“ Dann begann er zu erzählen, wie er vor zwei Jahren, als die Pest in Lyon geherrscht, die ganze Schreckenszeit durchlebt, während welcher Tag für Tag viele Hunderte von Menschen weggestorben seien. Wer noch nicht von der Seuche erfaßt worden, habe dann, als sie ihre Gipfelhöhe erreicht, die kurze Spanne Zeit, die ihn vom Jenseits trennte, in Saus und Braus, bei Tanz und Spiel verlebt. So auch er. Und doch lebe er noch.

„Auch ich,“ antwortete Dietegen verweisend, „habe jüngst in einer pestkranken Stadt gelebt, aber nicht in Saus und Braus, sondern in ernster Thätigkeit, und mich auf das Sterben vorbereitend, wie es für Christen sich geziemen will. Und so that in Zürich, eine geringe Zahl des Volkes ausgenommen, Jedermann. Und wenn Ihr, Herr, über die hiesigen Leute die Achseln zuckt, daß sie eines Todesfalls wegen in Bestürzung gerathen seien, so wollet nicht übersehen, daß solche Seuchen immer mit einem Ersten Opfer beginnen. In wenigen Tagen werden es zwanzig, dann hundert sein. Das weiß man hier von früheren Sterben her nur zu gut.“

Und so war es auch. Denn kaum hatte Dietegen ausgeredet, so stürzte des Oberzunftmeisters Tochter, ein blühendes Mädchen, weinend herein und rief:

„Denkt, Vater, jetzt ist auch unsere Baas Deta im Weißen Kreuz, Euere Gotte, an der Pestilenz gestorben. Und in der Nachbarschaft liegen noch drei Personen auf den Tod, so die Anna Bowart ankleiden geholfen oder bei ihr gewesen.“

Bestürzt eilte Risch hinaus, während Dietegen dem Fremden das so eben Erzählte mittheilte.

„Cela marche avec vitesse!“ antwortete Dieſer kaltblütig. „Aber die, welche jetzt ſterben, ſind zu beneiden. Man weint noch um ſie! Wartet eine Woche, zwei! Ihr werdet keine naſſe Augen ſehen, aber viele Leute, deren Hände und Beine ins Zittern um ihr werthes Selbſt gerathen ſind.“

Sprach's und rief dem Aufwärter, mit ihm zu rechnen und ſein Pferd ſatteln zu laſſen.

Hans Schmid aber, nachdem er ſich von den Anweſenden und der Wirthin beurlaubt, ſchüttelte auch des Meiſter Kunzen Hand recht kräftig und ſagte lächelnd:

„So thue ich, wie Ihr gewünſcht. Und dießmal erfüll' ich auch Euern Wunſch von wegen der hübſchen Bäbeli Warnier. Grüßet ſie aber von mir. Uebermorgen reit' ich mit meinem Herrn Vater wieder durch Chur. Bis dahin erhalt' Euch Alle Gott geſund!“

Auch Dietegen zahlte ſeine Zeche und ritt zum obern Thore hinaus, dem Oberhalbſtein zu, während Schmid und der Fremde die Straße gen Zizers, wo beide ſich trennen ſollten, einſchlugen. Letzterer gedachte nämlich ſeinen Weg durch das Prätigau und über Davos zu nehmen.

Hartmann Planta aber begab ſich gegen die Mittagszeit zu Guler, der ihm das bereits ausgefertigte Empfehlungsſchreiben an den Marſchall de Coeuvres einhändigte. „Verwahret das Schreiben wohl, Junker,“ ſprach er, „und laſſet es Niemanden ſehen, bis Ihr es in des Marſchalls eigene Hände übergeben könnet. Denn der Cardinal de Richelieu iſt ihm nicht ſonderlich hold. Laſſet auch nicht merken, daß Ihr des Marſchalls Protektion ſuchet. Heut' Abend, eine Stunde vor Mitternacht begehret Ihr am unteren Thor hinausgelaſſen zu werden und reitet bis zum Stutz ob Maſans. Da findet Ihr

einen Reiter Eurer warten. Er wird Euch fragen: Alles heil? Und Ihr antwortet: Nein. Mit dem reitet nach Paris. Gott geleit' Euch! Noch Eins: Ein starkes Roß sammt dem Geschirr wird Euch der Oberzunftmeister Risch beim Roodmeister erhandeln helfen."

Dankend nahm Hartmann Abschied vom Ritter.

In den Straßen begegnete Hartmann überall ernsten Gesichtern; Jedermann wußte bereits, daß der gefürchtete Feind von der Stadt Besitz genommen. In der That waren seit der Nacht sechs Personen gestorben. Man ahnte, daß die jetzt eingebrochene Seuche einen ungleich verheerenderen Charakter zeigen werde, als im vergangenen Jahre.

Denn schon im Jahre 1628 hatte die Pest, welche bei ihrer letzten Heimsuchung (im Jahre 1592) 450 Personen weggerafft, im Städtchen, das kaum mehr als 2100 Seelen zählen mochte, sich wieder gezeigt; doch waren nur 36 Personen daran gestorben und sie hatte tastend und gleichsam das Terrain sondirend, bald hier bald da Einen hinweggenommen und sich nach Neujahr wieder entfernt. Seit heute, dem 13. September, aber wieder eingekehrt, trat sie sofort mit der Heftigkeit eines brutalen Feindes auf. Alle Symptome, von welcher wir Kunde haben, sprechen dafür, daß es die ächte orientalische Beulenpest[4]) war, und ebenso unterliegt es kaum einem Zweifel, daß sie durch die österreichische Soldateska war eingeschleppt worden, obgleich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sie von Zürich oder dem Gasterlande, vielleicht auch von Thusis eingedrungen, wo amtlich nachgewiesen wurde, daß ein österreichisches Soldatenweib, das daran starb, sie verbreitet hatte. In Chur hatte man zwar strenge Sperre gegen Alles verhängt, was von dorther kam, so daß die Korn-

säumer große Umwege über Safien machen mußten, um nach Chur zu gelangen.

In fast allen Perioden der letzten vierzig Jahre, wo die Krankheit in Chur aufgetreten war, hatte der erste Fall sich um Mitte September ereignet; im Jahre 1592 am 18., 1628 am 11. und heute am 13. September; im Jahre 1566 dagegen, wo sie mit schrecklicher Heftigkeit gewüthet, schon um Pfingsten.

Die Pestheimsuchung der Jahre 1629—1631 war eine der verheerendsten nicht blos für die Schweiz, Oesterreich, Frankreich, Italien — und wer kennt nicht deren meisterhafte Schilderung durch Allessandro Manzoni — sondern auch für das Bündnerland. In Chur verschonte sie kaum ein Haus, raffte oft ganze Familien hinweg, übersprang zuweilen ein Stadtquartier und kehrte dann wieder dahin zurück, gleichsam um Vergessenes nachzuholen. Die Zahl der Opfer wuchs bis in den Spätherbst von Tag zu Tag und die drei Aerzte, Dr. Zacharias Beeli von Belfort, Dr. Bottagiso und der Antistes Georg von Salutz, der trotz seiner geschickten Curen nicht für „zünftig" galt, vermochten verhältnißmäßig wenige der Erkrankten dem Würgengel zu entreißen. Hiezu kam noch, daß selbst unter den Gebildeten die Allerwenigsten einen richtigen Begriff vom diätetischen Verhalten in Zeiten solcher Seuchen hatten. Statt vor Allem das Augenmerk auf möglichste Reinlichkeit im Hause, in Leib- und Bettwäsche, auf vorsichtige Diät im Essen und Trinken und gegen Erkältungen, sowie auf stetes Zuströmen gesunder Luft in die Zimmer gerichtet zu halten, was ohnehin in gesunden Tagen überall, selbst in der Stadt, unterlassen wurde, sperrte man die frische Luft gleichsam ab, in der Meinung, hiemit auch die Krankheit abzuschließen. (Hie und da mag zu diesem Verhalten die, namentlich im Prätigau

gemachte Wahrnehmung beigetragen haben, daß dem Erscheinen der Pest das Aufsteigen eines sehr übel riechenden dicken Nebels unmittelbar vorhergegangen war.) Man fuhr fort, scharfgesalzene Speisen in reichlicher Menge zu essen, bei anstrengender Arbeit dem Luftzuge sich auszusetzen und wer die Flasche liebte, ergab sich dem Trunke noch rückhaltloser als vorher.

Gegenüber der vorherrschenden Neigung zu solchen Diätfehlern und zu einer so unvorsichtigen Lebensweise blieben mancherlei löbliche Versuche des Magistrats und der Aerzte von Chur, das Volk über deren Schädlichkeit aufzuklären, fast machtlos. Man ließ zwar, selbst von der Kanzel herab und in den Zunftstuben Bruchstücke aus dem Zürcherischen Pestbüchlein[5]), das im vergangenen Jahre neu aufgelegt worden war, verlesen und das Büchlein selbst verkaufen. Es enthält eine Menge von Vorschriften, die man meist nicht anders als zweckdienlich nennen kann und welche zum Theil auch von den heutigen Aerzten würden empfohlen werden. Es warnt vor der Fortsetzung lasterhafter Gewohnheiten, Unmässigkeit im Essen, „vor Most und Sauser, auch dicken und trüben Weynen, vor Traurigkeit, Forcht und schräcken," empfiehlt „Reinhaltung des luffts in kameren und Stuben, besonders Morgens und Abends, so die dicken stinkenden Näbel vorhanden, Räucherungen mit Räckholderholz und -beerinen, mit Rauchzäpflin, so man in den Apotheken gemacht findet," und das mäßige Trinken von „Wurmetwyn, Roßmarinwyn, Salbinen und Zitroen, auch Alatwyn." Geht man aus dem Hause, so soll man Angelica, Pimpernell, Zitwenwurz und dergleichen in den Mund nehmen und kauen, und wer vollends sich zu Pestkranken begiebt, thut wohl daran, vorher die Nasen-

löcher und Pulsadern mit Rauteneſſig oder Eſſenz (mit Angelica deſtillirt) zu beſtreichen. Wenn dann daneben ſehr fleißiges Aderlaſſen und Purgiren gerühmt wird, ſo mochte das in einer Zeit, wo reichliches Eſſen und Trinken an der Tagesordnung war und dickes Blut erzeugte, am Platze ſein; unſere heutigen Aerzte würden dieſe Mittel nur mit großer Vorſicht anwenden.

Ohne Zweifel werden diejenigen Vorſchriften aus dieſem Peſtbüchlein, welche ohne Mühe und ohne große Opfer an Gelüſten befolgt werden konnten, von den Meiſten auch benutzt worden ſein, während man ſonſt ſich ſchwer entſchließen mochte, von ſeinen alten Gewohnheiten abzulaſſen. Dieſer Umſtand und der große Mangel an Aerzten und Arzneien erklärt die außerordentlich große Zahl der Geſtorbenen, die an vielen Orten, auch in Chur, mehr als die Hälfte, ja in manchen Gegenden zwei Drittheile der geſammten Bevölkerung betrug!

Es war gegen Abend, daß Hartmann Planta, nachdem es ihm gelungen, ein ſtarkes, gutes Roß ſammt Sattel und Geſchirr beim Roodmeiſter der Stadt zu erhandeln, ſich entſchloß, ſeinem Vetter, dem Ritter Fortunatus Sprecher, und einer von früherer Zeit her ihm befreundeten Familie noch einen Beſuch abzuſtatten, ehe er die lange Reiſe nach Paris anträte. Diesmal fand er den Doktor nicht allein, vielmehr ſah er ſich zwei Frauen gegenüber, denſelben, die er nachher zu beſuchen gedacht. Freudig erſchrack er, als er in der Jüngeren die im Liebreize der Jugend prangende Anna von Menhardt erkannte. Sie hatte er zur Zeit, da er in Chur auf der Lateinſchule geweſen, und ſie noch eine zarte, kaum dem Kindesalter entwachſene Jungfrau war, in züchtiger Heimlichkeit geliebt, ſeine Gefühle aber niemals zu offenbaren gewagt, obwohl er als Freund ihres Bruders Chriſtoph gar oft das Menhardtiſche

Haus am St. Martinsplatz besucht und dann und wann auch zu häuslichen Festen, zu Maiensäß-, Wimmlet- und Torkelpartien war eingeladen worden.

Die Frau Oberstzunftmeister erkannte in dem stattlichen sonnverbrannten Jünglinge den damals in Frauengesellschaft etwas schüchtern sich geberdenden Landjunker nicht sofort wieder, wohl aber verrieth das Erröthen der Tochter, daß sie ihn nicht vergessen.

„Ei, ei, Bäschen Anna," rief der Doktor scherzend, „ich sehe, daß mein Herr Vetter dir nicht fremd ist. Wo hast du ihn vordem kennen gelernt?"

Nun trat auch die Mutter vor und reichte dem Junker mit herzlichem Gruße die Hand.

„Ei, seht doch, Christophs Gespiele seid Ihr, nicht wahr?"

„Ja verehrte Frau, und gar oft habe ich dankbar der frohen Tage und all' des Guten gedacht, so ich in Euerm Hause genossen. Hab' auch von Basel aus durch einen Commilito an Christoph ein Brieflein entsendet, aber keine Antwort empfangen."

„Das sind jetzt vier Jahre seither," antwortete Frau Menhardt, „und hat mein Sohn es richtig empfangen und sich baß daran erfreut. Sintemalen er aber nachgehends in das Seidengeschäft der Herren Peverelli und Brocco zu Lyon eingetreten, um die Handlung zu erlernen, hat er auch uns selten mit einer Epistel erfreuet und wenig mehr geschrieben, als wie er von Morgens früh bis am späten Abend in der Schreibstube sitzen müsse und mit Arbeit ohne Maßen geplaget sei. Nun soll er aber in Kürze heimkehren und in seines Vaters Geschäft eintreten."

„Werde dannzumal leider in der Fremde sein," antwortete Hartmann. „Sintemal ich gen Paris verreise."

„In Kriegsdienst? Habt Ihr eine Offiziersstelle?"

„Suche eine, durch Mediation eines mächtigen Generals, an den ich rekommandirt bin."

„Wollet doch nachher einen Imbiß bei uns einnehmen, damit wir uns ein wenig Euerer Gegenwart erfreuen mögen. Der Herr Vetter wird uns wohl auch die Ehre gönnen, damit ihm als Strohwittwer die Zeit nicht allzulang werde."

„Mit Dank," sprach der Doktor sich verneigend. „Doch wollet es nicht für übel halten, wenn wir nicht über das Geläut des Lumpenglöckleins bleiben. Der Vetter da wird wohl gar früh sich erheben und zu Roß sitzen müssen und ich selbst bin als Rechtskonsulent an meinen Schreibtisch gebunden. Ueberdies — cave pestem! so den Nachtschwärmern nicht hold."

Und so verbrachten die beiden Herren nachher noch einen frohen und gemüthlichen Abend im Menhardtischen Hause. Der Ritter um so vergnügter, da er gegen Abend mit der Ausarbeitung eines diplomatischen Memorials fertig geworden, mit welchem die Häupter und der Standesrath der Republik ihn beauftragt und welches der geheime Abgesandte, in dessen Geleite Hartmann reisen sollte, dem Kardinal Richelieu zu übergeben hatte. Und Hartmann genoß der Gesellschaft in um so erhöhterer Stimmung, da er zu entdecken glaubte, daß die liebliche Anna den ehemaligen Gespielen nicht vergessen, ihm vielmehr ein warmes Plätzchen in ihrem Herzen bewahrt habe. Am schweigsamsten erwies sich der Oberstzunftmeister, ein ehrenfester, biederer Kaufmann, den die Ereignisse des heutigen Tages und die Sorge um die nächste Zukunft der

Stadt beschäftigten. Vielleicht ahnte er auch, daß seine Tage gezählt seien.

Als es an das Abschiednehmen ging, fiel aber auch Hartmann der Gedanke schwer, welch' einer ungewissen Zukunft er entgegenging und daß er von allen den freundlichen Menschen, mit denen er den Abend verbracht, vielleicht Keinen mehr bei seiner Rückkehr wiederfinden werde. In diesem Gedanken mochte ihm auch Anna begegnen, denn wärmer fiel ihr Händedruck aus, als es sonst vielleicht geschehen wäre, und feucht erglänzten ihre Augen.

Fünftes Capitel.

Auf dem Wege nach Basel.

Die Häupter hatten noch am Abend Sprecher's Memorial genehmigt, durch den kundigen Schreiber Abraham Gerster sauber mundiren lassen und mit des Gotteshausbundes Sigill versehen unterzeichnet. Mit diesem wichtigen Aktenstücke in der Tasche begab sich der Stadtschreiber Hans von Tscharner nach seinem vor dem untern Thore gelegenen Landhause. Während sein Knecht den Braunen sattelte, genoß er einen kräftigen Imbiß und Trunk und verständigte seine fragende Hausehre dahin, daß er einen „eher weiten Ritt" zu machen habe, weßhalb sie auf Haus, Hof, Kinder und Gesinde fleißige Obacht halten möge, und des Geldes, so sie in einem Päcklein zu oberst in der großen Spinde liegend finden werde, mit Maaß brauchen solle. Dann schwang er sich auf sein Roß und ritt in die dunkle Nacht

hinaus. Seit einer Weile hatte es in der Stadt eilf Uhr geschlagen, als er Masans erreichte. Unweit des Stutzes hielt er an und horchte. Es dauerte auch nicht lange, so vernahm er hinter sich Pferdegetrappel und bald sah er einen Reiter dicht neben sich.

„Ist Alles heil?“ fragte der Stadtschreiber.

„Nein,“ antwortete der Andere.

„So laßt uns zusammen weiter reiten.“

Wir wissen, wer der Andere war. Hartmann Planta strebte neugierig, Gestalt und Züge seines Gefährten zu erforschen, aber vergebens. Derselbe hatte den Kragen seines Mantels bis über die Ohren hinaufgezogen und zeigte sich auch in der Unterhaltung, welche der junge Mann dann und wann einzuleiten suchte, sehr zugeknöpft.

„Traue,“ sprach er zu sich selbst, „das wird ein langweiliger Ritt werden bis gen Paris mit einem so stummen Reitgesellen,“

Erst in Sargans, als schon der erste Tagesschimmer hervorbrach, hielt Tscharner vor einem kleinen Wirthshause an und ließ den Pferden Futter vorschütten. Ein alter Säumer stand am Brunnen und tränkte seine Rosse. Als er die beiden Herren absteigen sah, erkannte er den Aelteren derselben.

„Wohin so früh, Herr Stadtschreiber?“ fragte er treuherzig den ihm Wohlbekannten.

„Gen Zürich,“ antwortete dieser kurz angebunden.

„Wenn Ihr nicht allzu großen Durst habet,“ meinte der Säumer, „so reiten wir zusammen. Auch mein Reiseziel ist Zürich, Korn zu kaufen, sintemal, wie Euch wohl wissend, unser Land der Früchte überaus ermangelet und die Theuerung eine gar grausame ist.“

„Geht nicht an, Meister Gruber, ich h a b e Durst, muß

denen gnädigen Herren von Zürich ein Schreiben überreichen, und das noch heut', so es möglich."

„Hoho!" lachte der Säumer. „Werdet doch nicht! Laßt doch einmal sehen, welch' Sorte Roß ihr reitet! Nein, Flügel hat es nicht, gewahre auch keine Siebenmeilenstiefel an seinen Beinen."

„Mich dünkt auch," meinte Planta, „Ihr habt es gar streng im Sinn. Ob Euer Roß es aushält, weiß ich nicht. Aber das Meinige, so mich sechs Dublonen gekostet, möcht' ich nicht am ersten Tag zu Schanden reiten."

„Es steht Euch frei, zurückzubleiben," antwortete der Stadtschreiber. „Da ihr aber des Weges weniger kundig zu sein scheinet als ich, so wisset, daß es mit Nichten ein solch' Meisterstück ist, gen Zürich in einem Tag und einer Nacht zu gelangen, maßen wir von Walenstadt bis Wesen und von Schmerikon bis Zürich Wasserstraße haben."

„Macht aber doch zwölf Stunden Reitens," warf der Säumer ein, „und wenn Ihr alle Tage Euerm Roß, so zwar ein starkes Thier, soviel für eine längere Reise zumuthet, so könnet Ihr dessen Haut bald dem Abdecker verkaufen."

„Wer sagt Euch denn, daß ich eine längere Reis' im Sinn habe?" fuhr der Stadtschreiber auf. „Hoffe übrigens von Euerer Diskretion und bekannten Vaterlandsliebe, daß Ihr von meinem Weg zu Niemand verlauten lasset. Ich reise im Dienst Gemeiner Lande, Meister Peter!" Sprach's, trat in die Schenke, zahlte die Zeche, winkte seinem Gefährten aufzusitzen und bald hörte man den raschen Trab der davon eilenden Rosse.

„Hm," sprach Gruber zu sich selbst. „Ist schon recht, und daß er den Auftrag der Häupter nicht an die große Glocke

hängt, versteht sich von selbst. Daß er mich aber glauben machen will, er reite nur auf Zürich, beweist, daß er den Peter nicht kennt. Hätten dann nicht brauchen so dicke Fell-eisen aufzuschnallen, er und der Andere. Hab' etwas läuten hören von geheimen Briefen, so zwischen Chur und Paris hin und herlaufen. Mir Eins, wenn es nur zum Heil Gemeiner Lande dient!"

Im Laufe des Tages wurde der Stadtschreiber etwas gesprächiger. Er mochte wohl bemerkt haben, daß sein Reise-gefährte ihn zuweilen, wenn er so wortkarg und in Gedanken vertieft dahin ritt, mit nicht grade sehr freundlichen Seiten-blicken musterte und verdrießlich sich abwandte, wenn er auf eine Bemerkung oder Anfrage nur kurze, wenn auch nicht un-freundliche Antwort erhielt. Zur Aufheiterung der Reisenden diente es nicht, daß sie da und dort in den stark entvölkerten Dörfern, welche passirt wurden, Karren begegneten, auf welchen die an der Pest Gestorbenen fortgeschafft wurden. Denn noch immer holte sich der Würgengel auch im Sarganser- und Gasterlande seine Opfer. Gegen die Mittagszeit hin erreich-ten sie mit den jetzt sehr ermüdeten Pferden das Städtchen Schmerikon.

„Hier endet," sprach der Stadtschreiber, „unser heutiger Ritt. Ich gehe nach einem Schiff auszuschauen, das uns gen Zürich bringen soll. Bestellet Ihr uns derweilen, so es beliebt, in der Herberge zur Krone dort zur Rechten ein gutes Mittag-essen."

Die rothwangige Wirthin hatte bald die Genugthuung, zu bemerken, mit welchem Appetit ihre beiden Gäste den vor-trefflichen Seeforellen und Wildenten zusprachen, welche sie aufgetragen.

„Euer Trockenes," lobte der Stadtschreiber, „ehret Euere Küche, Frau Wirthin, mehr als dieses Nasse Eueren Keller."

„Merke wohl, daß die Herren aus dem Bündnerland kommen. Dort wollen sie allezeit nicht blos lecker speisen, sondern auch lecker trinken. Auch ist es nicht ohne, daß ich noch einen Extratropfen für solche feine Gäste in Bereitschaft halte."

„Nur her damit!" rief Planta. „Euer Seewein führt eine allzu strenge Rede mit unsern Mägen."

Dienstfertig brachte die Wirthin eine große dickbauchige Flasche herauf. „Hab' ihn," bemerkte sie wichtig, „aus einer Gant zu Rapperswyl als Wälschen erstanden."

„Das ist," sprach Tscharner kostend, „ein vierundzwanziger Fläscher, magari, von der Halden. Den lob' ich." [6])

Aber mit Erstaunen, fast mit Entrüstung gewahrte die gute Frau, welch' schnöden Mißbrauch ihre beiden Gäste mit diesem „Prachtswynli" trieben, wie sie sie ohne das andächtige Zungenschnalzen, mit welchem doch selbst die schweizerischen Herren Landvögte, wenn sie ab und zu in der Krone einkehrten, dem Extrawein Gerechtigkeit widerfahren ließen, denselben vielmehr in ihre großen Humpen leerten und rücksichtslos in einem Zuge austranken. Als sie noch zweimal Vorrath herbeischaffen mußte, und ihn mit bekümmerter Miene vor die Herren hinstellte, tröstete sie der Stadtschreiber mit dem Versprechen, man werde daheim Küche und Keller der „Krone" anzupreisen wissen.

„Natürlich!" rief die Wirthin erbittert, „damit das halbe Bündnerland herabkomme und meinen besten Tropfen wegtrinke!"

„Habt keine Sorge," rief Tscharner laut auflachend. „Wenn wir in Chur guten Fläscher trinken wollen, finden wir ihn in

jeder Weinstube. — Da ist aber der Schiffer! Kreidet jetzt auf, Frau, was wir schuldig sind."

„Macht zwei Reichsgulden vier auf den Herrn," antwortete die Wirthin summirend.

„Hm!" rief der Stadtschreiber. Wie rechnet Ihr denn den Wein?"

„Vierzig Kreuzer die Maaß; drei habt Ihr getrunken. Das Essen dreißig Kreuzer der Herr, zwanzig der Haber, zwölf der Seewein."

„Ist richtig summirt," bestätigte Tscharner. „Aber merkt, Frau! Den Fläscher kauft man in Chur laut obrigkeitlicher Weinsteuer zu sechs Kreuzer die Maaß, thut nach Adam Riese und Heinrich Strübi für uns Beide achtzehn Kreuzer."

„Dann trinkt Euern Fläscher ins Künftige zu Chur!" rief die Wirthin. „Wer bei uns Extrawein trinken will, soll auch gerüstet sein, extra zu bezahlen."

Lachend ging Planta, brummend der Stadtschreiber zum Schiffe hinab, wo sie es sich bequem machten. Aber ehe Tscharner sein Haupt auf das Felleisen legte, um sein Mittagsschläfchen zu halten, versäumte er nicht, die heute gehabten Auslagen in seinem dicken „Promemoria" zu buchen und mit Planta zu rechnen, worauf dieser sein Betreffniß zahlte.

„Ihr solltet," bemerkte der Stadtschreiber, als er gewahrte, wie Hartmann sich dann sofort auf's Ohr legte, „es also halten, wie ich, und niemals unterlassen, Euere Depensen aufzuschreiben."

„Was nützt das?" fragte Planta achselzuckend. „Weiß ganz genau, wie viel Dublonen, Thaler und Batzen von meinen Mutterpfennigen ich gestern auf der Schreibstube des Zollers Maßner [7]) eingewechselt und zu mir gesteckt. Komm'

ich dann nach Paris, so zähl' ich abermals mein Geld, und was mir fehlt, hab' ich depensirt."

„Merke wohl, Ihr seid noch kein Hauswirth! Denn entweder besitzt Ihr einen Heckpfennig oder der Dublonen eine schwere Menge, oder Ihr getröstet Euch, sonder Unfall und Uebernommenheit gen Paris zu gelangen. Was aber fangt Ihr an, so Ihr zuvor schon nichts mehr im Gurt findet?"

„Ihr habt Recht, Herr Stadtschreiber! Bin zwar der Feder und des Reißbleis nicht gewohnt, doch will ich in Zürich ein Diarium oder Promemoria kaufen und meine Depensen darin fleißig notiren."

„Auch könnet Ihr der Städte und Ortschaften Namen, so wir passiren, und was Ihr allda observiret, auch was unterwegs Sonderliches geschieht, eintragen. Ist eine gar nützliche Gewohnheit, schärfet den Verstand und hat noch den Vortheil, daß man in späteren Tageu, da man in seinen alten Diariis nachschlagt, im Gedächtnuß dieselbe Reise nochmals machet. Auf daß Unberufene Euer Geschriebenes nicht zu lesen vermögen, könnet Ihr es in Arumaun'scher Sprach aufzeichnen, wie ich pflege; nur was geheime Sachen sind, für diese hab' ich eigene Zeichen."

In Zürich angekommen, ließ Tscharner seinen Gefährten in der Herberge zum Schwert und begab sich, obwohl es bereits dunkel war, zum regierenden Bürgermeister Heinrich Bräm, dem er im Auftrage der Häupter und des Standesraths vertrauliche Mittheilungen zu machen hatte. Seine Hoffnung, zugleich auch Rathschläge von dem klugen Staatsmanne, der an der Spitze der Republik Zürich stand, zu empfangen, ging, zwar nicht in der erwarteten Weise, aber doch in Erfüllung.

Die Gefährten setzten des andern Morgens ihre Reise in aller Frühe fort. Da Rheinfelden eine Feste im kaiserlichen Besitze war und Reisende hier über die drei W des Wanderers (Wer, Woher, Wohin) schärfer als in den offenen Städten examinirt zu werden pflegten, hatte Tscharner beschlossen, statt des Weges über den Bötzberg und durch das Frickthal denjenigen über Aarau und den Hauenstein oder den Paßwang einzuschlagen.

In Baden hielten sie vor einer der zahlreichen Herbergen und ließen den Pferden Futter vorschütten, während sie selbst einen Imbiß nahmen. Erst in Brugg gedachten sie Mittag zu machen und in Aarau zu nächtigen. Aber kaum hatten sie eine Strecke Weges außerhalb der Stadt zurückgelegt, als sie einen stattlichen Zug von Reitern einholten. Zu spät gewahrte Tscharner, daß es der spanische Gesandte bei der Eidgenossenschaft, Graf Carl Casati, war, welcher von einer Badekur nach Luzern zurückkehrte, zuvor aber dem Kloster Königsfelden einen Besuch abzustatten gedachte. Den Einen der beiden rasch Vorbeitrabenden erkannte der Graf nicht sofort und wurde erst, als Beide schon ziemlich weit entfernt waren, mit Sicherheit inne, daß es der Stadtschreiber von Chur, zugleich Bundschreiber des Gottesbundes, sei, welchen Casati, der ja zugleich bei den III Bünden beglaubigt war und mit Tscharner in amtlicher Stellung oft verkehrt hatte, gut genug kannte. Er wendete sich gegen den Einen seiner Sekretäre um.

„Don Pedro," fragte er ihn, „habet Ihr den Einen der Reiter erkannt?"

„Gewiß, Excellenz! Es ist der Sennor Juan de Tscharner, Bundschreiber zu Chur."

„Also doch! Und der Andere?"

„Kenne ihn nicht, Excellenz."

„Wir müssen zu erfahren suchen, wohin sie reiten. Dies ist die Straße nach Basel und Paris."

„Aber auch nach Bern, Conde!"

„Bah, von den Berner Excellenzen haben die Grisonen nicht mehr viel zu erhoffen. Dies wissen sie in Chur so gut wie hier. Also ist Paris des Bundschreibers Reiseziel. Das stimmt ja mit gewissen neuesten Berichten, die ich von einem gutem Freunde in Chur empfangen, über geheime Unterhandlungen der Herren Grisonen mit dem Kardinal. Don Luis, ein Wort!"

Ein hübscher junger Mann aus des Grafen Gefolge, stutzerhaft nach der neuesten spanischen Mode gekleidet, dessen blausammetnes Mäntelchen noch kürzer und dessen mit gelbseidenen Bändern verzierte schwarze Beinkleider noch enger waren, als die der meisten Hidalgos jener Zeit, und das glänzende Weiß der Tricots hervorhoben, ritt an des Grafen Seite.

„Ihr redet ja Deutsch, Don Luis, und Euch kennt der Stadtschreiber nicht. Habt Ihr jene beide Herren in's Auge gefaßt?"

„So sehr, daß ich sie noch in einem Monat wieder erkennen würde, Excellenz!"

„Gut. Ihr folgt ihnen bis Brugg, wo sie ohne Zweifel im Rothen Haus absteigen und speisen werden, denn es ist eine vortreffliche Posada, berühmt durch ihre gute Küche. Dort müßt Ihr aber Euere bunten Fahnen, die Euch auf fünfhundert Schritte Distanz als einen spanischen Cavalier kenntlich machen, gegen etwas bescheideneres Gewand vertauschen. Ihr könnt ja dasjenige tragen, in welchem Ihr neulich den Exequien

des Canonicus, der im Bade starb, beiwohntet. Es kleidet Euch gut."

Don Luis vergalt das Kompliment mit einer Verbeugung.

„Ihr suchet genau zu erfahren, wohin die beiden Herren reisen, und solltet Ihr auch bis Basel ihre Spur verfolgen müssen, um sicher zu sein, daß sie den Weg nach Frankreich einschlagen. Vermeidet aber Alles, wodurch Ihr Euch verrathen könntet. Sobald Ihr das Nöthige wisset, kehrt Ihr zu mir mit dem Berichte zurück."

Während dieses Zwiegesprächs hatte aber auch Tscharner seinen Plan gemacht. So fatal ihm diese Begegnung war, so acceptirte der kaltblütige und schlaue Stadtschreiber dieselbe als ein Ereigniß, das, so weit es möglich, unschädlich gemacht werden müsse.

Sie erreichten Brugg lange vor Mittag. Dem Stadtschreiber, den wir trotz seiner Sparsamkeit als Freund einer guten Tafel kennen, war das Rothe Haus von früheren Reisen her wohl bekannt, und er hörte schmunzelnd der Aufzählung des Menu durch den Wirth zu, dessen Korpulenz beredtes Zeugniß für die Leistungen seiner Küche ablegte. Denn hier wurde, weil in Brugg den ganzen Tag hindurch Reisende passirten, „à la carte" gespeist.

Während der Mahlzeit erschien ein junger Fremder in schwarzem Anzuge im Gastzimmer und ließ sich ebenfalls ein Essen reichen. Ehe dasselbe erschien, schritt er scheinbar unbekümmert um das Gespräch der zuerst Angelangten im Zimmer auf und ab. Zum Glück hatte Planta bei jener Begegnung auf der Landstraße mehrere Herren des Gefolges des Gesandten ins Auge gefaßt und erkannte nun den Neuangekommenen sofort als einen von des Grafen Begleitern. Ein leises Kopfneigen

war seine Antwort auf Tscharners fragenden Blick. So erfuhr denn Don Luis, der sich als Offizier im Dienste Frankreichs präsentirte, dessen Sprache er in der That fehlerfrei redete, daß die beiden Reisenden heute noch Aarau und morgen Bern zu erreichen hofften. Das Erscheinen des Wirthes, der ein Gespräch über das Woher? und Wohin? mit ihnen anknüpfte und gute Räthe ertheilte über die auf der Straße nach Bern zu empfehlenden Herbergen — denn auch damals kannte man die auf Gegenseitigkeit beruhende Gasthofsassekuranz —, unterbrach zwar für eine Weile den Diskurs. Dafür vernahmen der Fremde und der Wirth mit Interesse die Schilderungen von dem vielen kaiserlichen Kriegsvolk, das theils nach Italien durch Bünden passirt war, theils die Schanzen und Pässe besetzt hielt. Gern hätte der Wirth noch mehr erfahren: ob das Haus Oesterreich wohl auch in die Schweiz einbrechen, ob Frankreich einem solchen Unterfangen müssig zusehen würde? Aber Tscharner verlangte die Uerte und der Wirth mußte auf die Befriedigung seiner Neugierde Verzicht leisten.

Bald nach ihrem Aufbruche entfernte sich auch Don Louis nachdem er vom Wirthe die einzuschlagende Straße sich hatte bezeichnen lassen. Die beiden Bündner entdeckte er jedoch erst, als er in den großen Rupperswyler Forst einritt. Es mochte den erst unlängst aus Wien nach der Schweiz versetzten jungen Sekretär, der vorher noch einige Jahre der Gesandtschaft in Frankreich attachirt gewesen, wo die Sicherheit der Straßen der Maréchaussée zum Trotz ebenfalls viel zu wünschen übrig ließ, doch einige Besorgniß vor räuberischem Ueberfalle anwandeln. Er wußte nicht, daß die gnädigen Herren von Bern ihr Gebiet von Räubern und Strolchen mit eiserner Faust frei zu halten verstanden. Sein Roß in rascheren Gang

versetzend ritt er zu den Bündnern hin und mit aller Courtoisie den Hut tief schwingend bat er um die Erlaubniß, sich an sie anschließen zu dürfen, da Straße und Volk dieses Landes ihm unbekannt. Mit ebenso höflichem Gruße ward seiner Bitte willfahrt; doch hätte ein erfahrener Physiognom in dem feinen Lächeln, das um des Stadtschreibers Lippen spielte, unschwer noch etwas Anderes als Höflichkeit entdeckt.

So erreichten sie noch vor dem Abend das Städtchen Aarau. Dem Thorschreiber nannten die Bündner ihre Namen und Titel, während Don Louis sich als Offizier in Diensten Sr. Majestät von Frankreich einschreiben ließ. Der Ochsenwirth führte außer dem besten Gewächse des Landes, dem Schenkenberger bei Thalheim, auch vorzügliche Franzweine, die man noch nicht aus Heidelbeeren, Alkohol und Fuchsin zu bereiten pflegte. Es erfreute den angeblichen Franzosen über die Maßen, als Tscharner, den der starke Wein erhitzt haben mochte, ein französisches und bald auch ein spanisches Trinklied anstimmte; mit einem weichen Tenor fiel er ein und gab dann selbst, seinen Gesang mit der Zither begleitend, die der Wirth aus seines Töchterleins Kammer herbeiholen mußte, einige Liebeslieder zum Besten. Er hatte ein dankbares Auditorium. Denn nicht blos die Insassen des Landleutestüblis, sondern auch die ansehnlichen Gäste der Herrenstube: der Bürgermeister und etliche Rathsherren, ja selbst ein Berner Patrizier saßen erfreut ob des ungewohnten Ohrenschmauses und Mancher ließ es nicht bei der gewohnten „Halben" oder dem Maßkruge bewenden, um den verlängerten Abendsitz nicht trocken zu genießen. Ganz im Hintergrunde lauschte das blonde Wirthstöchterlein neben der Mutter. Wohl wußte es seinem Instrumente recht hübsche Laute nicht allein von Psalmen, sondern

auch von Gavotten und Sarabanden, hie und da wohl die wehmüthige Melodie eines alten Volksliedes zu entlocken. Aber es dünkte sie in ihrer bescheidenen Schätzung des Letzteren, noch niemals sei „so süßer Wohllaut aus der Saiten Gold“ erweckt worden, als da der junge Fremde ihre eigene Zither mit kunstfertiger Hand geschlagen.

Allein dem Geber dieses Ohrenschmauses geriethen Gesang und Spiel übel. Denn die schneller trocknende Kehle forderte immer häufigere Benetzung; auch nahm das Bescheidthun auf das viele „Zubringen“ der höflichen Gäste, dem er ohne schwere Unbill sich nicht entziehen durfte, seine Kräfte sehr in Anspruch. So gewahrte denn selbst das andachtsvoll lauschende Bärbeli mit Betrübniß, daß des hübschen Sängers Zunge allgemach immer schwerer wurde, je mehr er aus seinem Liederschatze spendete, und fast wäre sie aufgesprungen, Hülfe zu leisten, als zuerst ihre Laute, dann Der, so sie schlug, vom Stuhle glitt und unter dem Tisch sich bettete. — Mit Bedauern, aber doch lachend entfernten sich jetzt, da grade auch Feierabend geboten wurde, die Gäste, während der Wirth mit Hülfe des Hausknechts den Don in seine Kammer brachte und in ein Bett legte. Tscharner und Planta aber, obwohl auch nicht mehr ganz freien Hauptes, schärften Hans, dem Hausknechte, ein, ihre Pferde auf das erste Frühroth bereit zu halten, und zahlten dann der Wirthin die mäßige Zeche, die sie ihnen auf die Schiefertafel des großen Wirthstisches zusammenkreidete. Mit dem Auftrage, ihrem Reisegefährten, wenn er morgen herabkomme, höflichen Gruß und Abschied zu vermelden, schüttelten sie der Wirthin Hand und versprachen, allwärts die gute Bewirthung im Ochsen anzupreisen.

Am folgenden Morgen, lange, ehe die Sonne hinter den

östlichen Alpen heraufstieg, verließen sie, um die Täuschung bezüglich ihres Reisezieles aufrecht zu erhalten, schon die Stadt durch das Bernerthor, setzten dann aber bei Schönenwerth mittelst einer Fähre über die Aare und schlugen den Weg nach der Schafmatt ein. Ein Knabe, der mit heiterm Morgenantlitz von Gösgen aus in derselben Richtung wanderte, um seinem bei einem Kohlenmeiler beschäftigten Vater den Frühimbiß zu bringen, wies den fremden Herren den für Reiter etwas übeln Weg durch den Wald. Als die Sonne am wolkenlosen Himmel aufstieg, befanden sie sich bereits auf der Höhe und sahen in der Ferne die riesigen Häupter der Alpen wie von Goldglanz übergossen leuchten.

„Das heimelet Einen an," sprach Hartman zu seinem Begleiter, auf das herrliche Schauspiel hinweisend. „Nur braucht man bei uns im Engadin nicht so weit zu reisen, um es zu sehen."

„Wie Ihr, Junker Landammann, das Anheimelen meinet, weiß ich nicht; habe aber oft mit vielen Andern beklaget, wie viel Raumes unsere Berge und Eisfelder bedecken, so mit großem Nutzen mit Korn und anderen Früchten könnte bepflanzet werden. Sehet da vor Euch diesen weiten Boden, so von der Stadt Aarau weg sich gen Süden ausbreitet, wie er reich an Korn- und Obstwachs ist. Das ist ein schönes Land! Ich sage Euch, wäre unser Bündnerland also gestaltet, wir würden um der Nahrung willen nicht vom Hause Oesterreich und von Spanien dependiren und uns müssen so viel gefallen lassen."

„Darin möget ihr Recht haben, Herr Stadtschreiber," erwiderte Hartmann. „Mich dünket aber, so wir im ebenen Land wohneten, wären wir just um seiner offenen Gelegenheit willen längst nicht mehr freie Bündner blieben."

„Haben unsere Berge die Spaniolen und Erzherzoglichen Anno 21, 22 und in diesem laufenden Jahr abzuhalten vermocht? Seid Ihr, Unter-Engadiner sammt den Achtgerichtenbündlern, in Eueren hohen Gebirgen denn ganz freie Bündner, ja sind wir Bündner insgesammt wirklich independent, oder ist die gemeine Rede von Alt Fry Rhätien mehr denn ein leerer Klang? Sind nicht grade unsere Berge mit den Pässen in Italiam uns zum Schaden und Unheil worden, sintemalen unsere mächtigen Nachbarn sich ihrer bedienen möchten und de facto auch bedienen, um jedwedem andern Potentaten, insonderheit Frankreich den Eintritt in Italiam zu verwehren? Ja, Junker, wären wir Bündner Eines Glaubens, und Eines Sinnes, unsere theuere Freiheit zu bewahren, dann möcht' es alle Zeit den Spaniolen und Erzherzoglichen übel bekommen sein, unser Land zu überfahren! Aber ein streitbar Volk, so es nur einträchtig, vermag auch im ebenen Land den Feind zu schlagen, wovon die Chroniken von den alten Eidgenossen zu berichten wissen."

„Auch darin will ich Euch nicht widersprechen," antwortete Planta, „denn was Ihr gesagt, ist Wahrheit. — Dennoch möcht' ich in solch' ebenem Land meine Heimstätte nicht aufschlagen. Mir ist nur wohl im hohen Gebirg, und seit ich Engadin verlassen, sind meine Gedanken gar oft nach der Heimat gerichtet, und gäb' ich, weiß nicht was, darum, wieder einmal den Piz Linard und den Piz Pisoc zu sehen, einen Tag in unsrer Ardetzer Alp zu weilen und das Läuten der Kühglocken zu hören."

Der Stadtschreiber lachte. „Pah, was ficht Euch an? Heimweh? Meinte, das wäre ein Gesücht allein für unsere Bauernjungen. Die kennen nichts Anderes, denn ihre Tannen-

wälder und Alpen, ihre Küh' und ihre Käse, aber auch ihre ewig langen Winter. Aber dann solltet Ihr nicht schlüssig geworden sein, in Frankreich zu ziehen, um Dienste zu nehmen."

Planta unterdrückte eine zornige Erwiderung. „Ihr verstehet mich falsch, Herr Stadtschreiber. Wessen ich einmal schlüssig geworden, das weiß ich auch zu vollbringen."

„Hab' Euch nicht beleidigen wollen, Junker! Also nichts für ungut! Aber, so es Euch recht ist, wollen wir unsern Weg fortsetzen, daß wir Basel noch bei guter Zeit erreichen."

In der That gelangten sie in diese schönste der damaligen Schweizerstädte, die jedoch zu dieser Zeit noch keineswegs sich solchen Reichthumes berühmen konnte, als später, schon in früher Nachmittagsstunde. Tscharner benutzte die Zeit bis zum Abend, um für sich und seinen Gefährten französisches Geld einzuwechseln, eine gute Landkarte von Frankreich zu kaufen und mit deren Hülfe die Reiseroute nebst den Tagesstationen zu entwerfen, wobei ihm ein alter Kaufmann, der in derselben Herberge logirte und Frankreich genau kannte, behülflich war.

Sechstes Capitel.

Treue Liebe bis zum Grabe.

Wir kehren nun nach Bünden und zwar nach Klosters zurück.

Hier hatte die früher als in Chur ausgebrochene Krankheit bereits einen furchtbaren Höhegrad erreicht. Fast nirgends im ganzen Prätigau raffte der Würgengel so viele Opfer hinweg. Und besonders waren es die Nachbarschaften

Mombiel und Serfranga, welche er heimsuchte. Aber auch an der Brücke, am Platz, im Dörfli und in Aeuja gab es nur wenige Häuser, die bisher gänzlich verschont geblieben waren. Zwar Viele, die noch rechtzeitig hatten fliehen können, befanden sich in Hütten und Ställen auf entlegenen Alpen, im Jörithal, in Fremd-Veraina, „hinter dem See," in Sardaska. Ja, der Sage zufolge waren Einige mit ihrem Vieh in die hohen Wildnisse in nächster Nachbarschaft der Gletscher geflohen, wo ihre Kühe nur noch spärliche Weide fanden; von deren Milch und Molken lebten die Flüchtlinge ausschließlich, wenn es ihnen nicht dann und wann gelang ein Murmelthier oder eine Gemse zu erlegen.

Auch in das Haus Wilhelm Garbalds in Aeuja war die Pest eingezogen. Da lag die brave Mutter seit Mitternacht im Delirium und schon zeigten sich die dunkeln Flecken an Armen und Unterleib und fort und fort schrie die Kranke, von unauslöschlichem Durste gequält, nach frischem Wasser. Neben ihrem Bette saß, die Beulen mit gekochten Kräutern badend und ihr starken, schweißtreibenden Thee reichend, die alte Mona de Saß, welche dem Rufe Wilhelms sofort gefolgt war, als er in großer Bestürzung ihre Hülfe erfleht hatte. War sie doch die einzige Heilkundige im ganzen Gericht; an die ehemals von Vielen Gemiedene wendeten sich jetzt gar Manche, denen ein Familienmitglied erkrankte. Freilich in den meisten Fällen zu spät.

Als die Kranke gegen Morgen einmal etwas ruhiger wurde, trat Wilhelm zagend an das Lager der Mutter.

„Wird's besser, Mona?" fragte er die Alte.

„Kann's just noch nicht sagen, junger Mann," antwortete sie leise. „Die Beulen wollen nicht erlinden, und gäb', wie

viel des Trankes sie genossen, der Schweiß will nicht kommen. Seht, wie trocken und heiß die Haut ist. Rühret sie aber nicht an! Ihr seid in Angst und Bekümmerniß, und Solche erben die Krankheit gar leicht."

„Käme doch nur der Vater heim!" seufzte Wilhelm.

„Warum? Damit auch er erkranke? Seid froh, daß er um Korn nach Süß gegangen. Vielleicht hat er damit sein Leben errettet. Denn wo von Zweien, die in Einem Bett schlafen, das Eine plötzlich von der Krankheit ergriffen wird, erbt sie allermeist auch das Andere."

Während sie dieß sagte, fiel ihr Blick auf das Gesicht der Kranken. Die gläsern-starr blickenden Augen waren nach Oben gerichtet, die Gesichtsfarbe eine leichenblasse, und der Athem ging schwer und keuchend.

Kopfschüttelnd und mit trauriger Miene ergriff Mona hastig eine Phiole, aus welcher sie einige Tropfen in den Kräuteraufguß fließen ließ, den sie der Kranken reichte. Ueber sie hingebeugt beobachtete sie aufmerksam die Wirkung. Aber die erhoffte blieb aus. Ja, gegen Morgen nahm das Antlitz den hippokratischen Zug an und es dauerte kaum eine halbe Stunde, so gab sie ihre Seele dem Schöpfer zurück.

Seufzend bedeckte Mona die Leiche mit einem Tuche; Wilhelm warf sich schluchzend an ihrem Bette nieder.

„Mutter, liebe Mutter! Warum hast du mich verlassen?" rief er die Hände ringend.

Mona trat zu ihm.

„Ja, Wilhelm, eine biedere, fromme Mutter habt Ihr verloren. Sie hat vielen armen Leuten Gutes erwiesen, sich auch von mir niemals abgewendet, sondern frei und liebreich zu mir geredet. Jetzt ist sie bei ihrem Gott, dem sie treu gedient

hat. — Nun aber geht zum Pfarrer, ihm die Leiche anzusagen, und bestellet beim Clas, der noch auf dem Friedhof ist, den Baum. Ich muß deine Mutter noch ankleiden, die Stube reinigen und Alles entfernen, das sie getragen und darauf sie gelegen, sonst möchten Andere auch erkranken. Geht, geht!"

Gehorsam entfernte sich Wilhelm und begab sich zuerst zum Pfarrer. Wohl war es noch zu sehr früher Tageszeit, aber schon saß dieser an seinem Schreibtische, mit der Abfassung einer der zwei Leichenreden beschäftigt, die er täglich, Morgens um 11 und Abends um 9 Uhr, zu halten hatte. An den verweinten Augen des Eintretenden erkannte er sofort, welche Angelegenheit ihn herführte.

„Gott grüß' dich, Wilhelm Garbald," sprach er aufstehend. „Wen meldest du an?"

„Die Mamme," sprach Wilhelm, während die Thränen ihm auf's Neue aus den Augen schossen.

„Also auch sie!" rief der Geistliche bekümmert. „Ja, es ist eine harte Zeit, und der Herr geht mit Strenge in's Gericht über unser Volk. Sie ist die Dritte, die seit gestern Nachmittag angesagt worden. Und ist seltsam, daß Alle Frauen und Mädchen sind, gestern lauter Männer und Knaben. Wie Viele noch der lahme Clas von Mombiel heut herabführen wird, soll ja um Mittag offenbar werden. Die Zahl der Verstorbenen wächset also rasch, daß wir bereits des Raumes auf dem Friedhof zu ermangeln beginnen, und daß die Obrigkeit darauf sinnet, Gruben zu öffnen, wie die Kübliſſer thun.

Während er so sprach, trat Clas Jöri ein. „Herr Pfarrer," rief er im Geschäftston, „heute bring ich Drei aus Mombiel herab, die Menga Guler, die Stina Marugg und den Peter Barett."

„Wie? Der Peter auch?“ rief Wilhelm.

„Ja, der Peter, der Bruder der Eva. Der Vater liegt auch an der Krankheit und wird wohl morgen nachfolgen.“

Es lag etwas Schadenfrohes im Tone, mit dem er dies sagte. Auch dem Pfarrer entging es nicht.

„Schämet Euch Clas,“ sprach er ernst. „Wer weiß, wie bald auch Ihr fort müsset? Statt Euch der gemehrten Arbeit zu freuen, thätet Ihr wohl daran, an Euer letztes Stündlein zu denken, wie Solche thun, die Gott vor Augen haben.“

„Wann es kommt, geistlicher Herr,“ antwortete Jöri höhnisch, „so bin ich dann da. Ist aber nicht an dem, daß ich mit den Andern die Reise mache, auch nicht mit Euch, Ehrwürden.“

Bei den letzten Worten schoß ein boshafter Blick aus des Todtengräbers Augen. Wenn er aber den Pfarrer erschreckt zu haben meinte, so war er im Irrthum.

„Ob ich die Reise mit Euch oder mit Andern oder allein mache, Clas, das stehet in des Höchsten Hand,“ sprach er mit Gleichmuth. „Auch ich sage, aber nicht in Kraft verbotener Künste oder geheimen Wissens: Wann es kommen soll, so bin ich da, sondern im Aufschauen zu Dem, so tödten und am Leben erhalten kann.“

Mit diesen Worten entließ er Jöri. Ehe dieser aber das Zimmer verließ, fühlte er sich am Arme ergriffen.

„Ihr müsset mir,“ sprach Wilhelm, „eilends einen Todtenbaum für meine Mutter machen. Der Bretter hiezu findet Ihr neben unserm Hause genug, und auch des Werkzeuges haben wir Etliches. Unser Schreiner dahier liegt auf den Tod darnieder.“

„Ermangele gänzlich der Zeit, um Bäume zusammenzuschlagen," anttwortete Clas. „Es stirbt des Volkes allzuviel."

„Ihr meinet doch nicht, meine Mutter ohne Baum zu vergraben!" fuhr Wilhelm auf.

„Ohne Baum wie die Anderen. Gestern hat auch der Amtsstatthalter also hinab müssen; ist Eure Mutter mehr denn der?"

„Ich zahl' Euch das Doppelte dessen, was Ihr sonst für einen Sarg heischet."

„Und bötet Ihr mir das Zehnfache!" schrie Jöri, haßfunkelnden Auges. „Ist Alles umsonst geredet, Wilhelm Garbald!"

„So lasset meine Mutter bis morgen unvergraben; will selbst einen Baum zusammenschlagen."

„Das kann nicht geschehen, Wilhelm," warf nun der Pfarrer ein. „Laut obrigkeitlicher Verordnung darf kein an der Pest Verstorbenes länger denn zwölf Stunden ob der Erden liegen. Wann ist deine Mutter verschieden?"

„Nach vier Uhr."

„Also muß sie schon um eilf Uhr begraben werden. Weiß wohl, wie hart das Viele dünken mag, aber um der Lebenden willen ist die Verordnung erlassen und muß befolgt werden."

Seufzend entfernte sich Wilhelm und kehrte in sein Haus zurück. Hier fand er seine geliebte Mutter bereits „aufgebahret". Bei diesem Anblick brach sein Schmerz um die Todte von Neuem aus. Als er sich gefaßt, theilte er Mona das eben Erzählte mit.

„Sie sagen bei uns," bemerkte lächelnd die Alte, „die Todten, so ohne Baum begraben werden, finden ihre Ruhe nicht. Doch glaub' ich das nicht. In solchen Zeiten großer

Sterben dürfen es die Todten nicht so genau nehmen, wenn etwas übersehen wird, sonst fände ja schier Keines seine Ruhe. Die fromme Frau, so da liegt, wird gewiß eine fröhliche Urständ feiern, auch ob sie ohne Sarg hinabgelassen wird. Also grämet Euch nicht allzusehr darob. In Hispania, wo ich auch gewesen, haben sie die Todten zur Pestzeit ohne Baum und ohne Gewand in große Gruben geworfen, Junge und Alte, Männlein und Weiblein mit einander, denn im Tod ist des Schämens ein Ende. — Doch, auf daß Ihr die Krankheit nicht erbet, trinket etliche Gläslein Eueres besten Jentzners (Enzians) und waschet Euch Mund und Nase mit diesem Essig."

Während Wilhelm ihrer Weisung nachkam, begab sie sich in ihre Hütte, aus welcher sie bald mit einem Körbchen voll starkduftender Kräuter zurückkehrte, um das Haus zu durchräuchern. Dann raffte sie alle Bett- und Leibwäsche der Verstorbenen zusammen und verscharrte sie tief in die Erde, Wilhelm einschärfend, die Grube niemals zu öffnen, so lieb ihm sein und der Seinigen Leben sei.

Sie, die halb irrsinnig Geglaubte, handelte auch darin klüger als viele Andere, die sich selbst für weise hielten.

So verging der Vormittag. Um eilf Uhr — eine bis zwei Stunden nach dem Mittagessen — läuteten die Begräbnißglocken, und fast mit dem ersten Anschlagen derselben sah man in Aeuja des Clas Schimmel mit dem Mombieler Todtenkarren den Stutz hinab in vollem Lauf gegen Aeuja stürmen. Es lagen drei Leichen im Wagen, eine auf der andern, ohne Särge, wie Clas es verkündet. Weiter hinter dem Karren stieg das Trauergeleit herab, viel schwächer an Zahl als damals, da die Seuche ihren Verheerungszug angetreten. Denn

nicht blos war schon eine beträchtliche Anzahl von Leuten gestorben und Andere entflohen, sondern bei Vielen — was leicht erklärlich — begann Gleichgültigkeit einzureißen. Der eigene Verlust manches Familienmitglieds, das tägliche Anwachsen der Krankheit und der Zahl der Todten, die Scheu und der Ekel vor dem Anblicke der oft grausigen Merkmale, welche die Pest an den Leichen hinterließ, — das Alles stumpfte allmälig in Vielen das Gefühl der Theilnahme, ja selbst der Pietät auch in den Besseren ab. Auch ging die Rede, die Obrigkeit wolle das Begleiten der Leichenzüge aus dem allerdings sehr triftigen Grunde verbieten, daß die Versammlungen vieler Menschen auf dem Kirchhofe und in der Kirche durch die unvermeidliche Berührung Solcher, die, ohne es zu wissen, den Keim der fruchtbaren Krankheit bereits in sich trugen, die Verbreitung derselben nicht wenig förderten.

Auch in den Gesichtszügen selbst Einiger der nächsten Verwandten der Verstorbenen, die heute beerdigt wurden, prägte sich weniger Trauer als Gleichgültigkeit bei den Einen, Angst und Furcht bei Andern aus. Nur Eva Baretti und ihre Mutter und noch wenige Jünglinge und Mädchen, die eine Mutter oder Schwester verloren, gingen weinend oder mit gerötheten Augen einher, die Andern schweigend oder plaudernd. In Aeuja schlossen sich Leidtragende der Familie Garbalds, vor Allem Wilhelm selber an. Schon hatte Jöri die Leiche von dessen Mutter auf seinen Karren geladen und war weitergefahren. Auch Mona begleitete den Zug, der durch den Anschluß von Leuten aus Serfranga, von der Brücke und am Platz 2c. zu einer ansehnlichen Menge herangewachsen war, als er auf dem Friedhofe anlangte.

Hier ordnete der Pfarrer, unterstützt vom Schulmeister,

das Grabgeleite in der Weise, daß die Versammelten nicht allzudicht gedrängt stehen möchten, worauf Jöri eine Leiche nach der andern in die Gräber hinabließ. Die zu oberst Liegenden, unter denen auch Wilhelms Mutter, stürzte er mit vollendeter Rohheit kopfüber in ihr Grab. Wilhelm stieß einen Schrei aus, und ein Murmeln der Entrüstung durchlief die Menge.

„Ihr sehet ja," schrie der schlechte Mann sich umkehrend, „daß ich allein bin. Niemand hilft mir, aus Furcht der Ansteckung. „Wie soll ich bei der Menge Arbeit, so meiner noch wartet, gar säuberlich mit den Todten umgehen? Und diese merken es nicht, ob sie langsamer oder schneller in die Grube hinabfahren."

Während nun die Uebrigen sich in die Kirche begaben, knieten die nächsten Leidtragenden an den Gräbern ihrer Heimgegangenen nieder und sprachen ein inbrünstiges Gebet für dieselben. Peter Baretti's Mutter, eine Unterengadinerin, äußerte ihren Schmerz über den Verlust des Sohnes, der ihr Liebling gewesen, nach der Weise ihres heimatlichen Thales in erschütternder Klage und mit Zerschlagen von Brust und Haupt, ja sie schien mit ihren Händen die Erde über dem so eben geschlossenen Grabe wieder öffnen zu wollen, Als Eva ihr einige Worte zuflüsterte sprach sie laut: „Hindere mich nicht zu thun, wie Alle, die meines Volkes sind, zu thun pflegen! Soll ich meinem geliebten Sohne versagen, was meine Mutter und meine Schwestern thaten, als mein Bruder, von der Lawine erschlagen, in die Erde gesenkt wurde? Ins Leben kann ich meinen Peter, den schönen Knaben mit den treuen liebartigen Augen nicht zurückrufen; aber die Erde will ich aufscharren von seinem Grabe und ihrer mit mir nehmen, damit er sieht, wie lieb er seiner Mutter gewesen."

So sprechend riß sie etliche Erdschollen heraus, die sie fest in ihrer Hand verschloß, während sie mit den Uebrigen aufstand. Die Predigt des würdigen alten Geistlichen war kurz und ergreifend. Er wies auf den furchtbaren Ernst der Heimsuchung hin, welche die Mutter vom Sohne und der Tochter, den Sohn und die Tochter von den Eltern hinweg-riß und immer fortschreitend die Landschaft zu entvölkern drohe. Keines in dieser Versammlung, ob alt oder jung, wisse, ob es nicht schon morgen an demselben Orte ruhen werde, von wo sie eben jetzt gekommen. Er flehete, jeder möge die kurze Spanne Zeit, die ihm hiezu noch vergönnt sein möchte, benutzen, um sich zu prüfen, ob er bereit sei, vor den höchsten Richter zu treten. Er selbst, täglich der Zeuge plötzlichen Ueberganges auch der Stärksten und Gesundesten zu einem Todesbilde und von tiefem Jammer ergriffen ob so Vielem, das des Schmerzes werth, bezeuge, daß ihm zuweilen bange geworden vor dem Zweifel, ob der Herr denn sein armes Bündnervolk ganz und gar verlassen und verabsäumet habe — aber nein auch ob Viele Ihn verlassen, werde er um Derer willen, die ihm treu geblieben, sich endlich doch des Volkes erbarmen. Auch dem Bündnervolk werde nach so großem Leid wieder die Freudensonne scheinen.

Bis noch vor etlichen Tagen hatten die meisten Leute die alte Sitte des Leichenmahles sich nicht nehmen lassen; seit aber beobachtet worden, daß grade nach den volkreichsten Mahl-zeiten und Trünken auch die zahlreichsten Erkrankungen unter den Theilnehmern eingetreten waren, hatte eine nachdrückliche Vorstellung Seitens der Obrigkeit gegen die Veranstaltung sol-cher Gelage Eingang gefunden, und zwar dies um so mehr, da ja die Theuerung dieselbe ohnedies selbst Wohlhabenden

erschwerte. So kehrte denn Jedes vom Kirchhofe sofort heim, und nur etliche ledige Bursche sah man ihre Schritte nach dem Wirthshause des Martin Jegen richten.

Garbald schloß sich an Eva Baretti und ihre Mutter an und geleitete beide bis Mombiel, die jungen Leute einander tröstend und aufrichtend, während die Mutter still weinend nebenher ging. Im Dorfe trennte sich Wilhelm von ihnen, um seinem Vater bis Fremd-Veraina entgegenzugehen.

Eine Stunde später saß Eva, um frische Luft zu schöpfen, in Gedanken versunken vor ihrem elterlichen Hause. Im Zustande ihres Vaters schien eine Besserung eingetreten zu sein; sie selbst aber fühlte sich unwohl. Leichte Kälteschauer wechselten mit Hitze, der Kopf schmerzte. Waren es die Vorboten der schrecklichen Krankheit? Sollte sie ihrem Bruder, vielleicht dem Vater im Tode nachfolgen, wenn auch dieser sterben würde? Sie war noch so jung, und seit sie mit Wilhelm zuerst in „Holdschaft", dann in Verlobung getreten war, dünkte ihr das Leben noch einmal so schön und begehrenswerth. Aber die Zeit war eine eiserne: mit unerbittlichem Zorne riß sie, vorher mit Krieg und Verwüstung aller Art, jetzt im Bündniß mit Pest und Theuerung die furchtbarsten Lücken in die meisten Familien. Noch vor wenigen Tage hatte Eva im vollzähligen Kreise einer ihr verwandten Familie am „Platz" geweilt; heute ruhten schon drei Glieder derselben im Grabe! Sollte auch der ihrigen, ihr selbst dies Loos beschieden sein? Bei diesem Gedanken rann ein Schauer des Entsetzens durch ihr Blut.

In diesem Augenblick trat Clas Jöri zu ihr.

„Ist Euch unwohl?" fragte er, sich neben sie setzend.

Sie rückte von ihm hinweg, um nicht von seinem Gewande berührt zu werden.

„Euer Aussehen, Eva, ist ein übeles. Braucht Euch nicht vor mir zu fürchten, vielmehr thätet Ihr gut, meines Rathes Euch zu bedienen."

„Wie meint Ihr das, Clas?" fragte sie.

„Meine, der Schnitter, so jetzt umher geht und die Ernte schneidet, stehe auch Euch nicht mehr fern."

„Bin nicht krank und bedarf Eueres Rathes nicht."

„Euer Aussehen straft Euch Lügen, Eva. Aber wie dem auch sei, ich weiß einen überaus kräftigen Segen gegen die Pestilenz, und so sie an Eines schon mit dem kleinen Finger gerührt, vermag ich es noch zu erretten. Aber Niemand weiß darum allhier, als Eine. Seht, diese meine Hände haben schon etliche Hunderte, so an der leidigen Krankheit verstorben, getragen und in Baum und Grab gelegt, und doch bin ich noch frisch und gesund."

„Es ist wahr und ein Wunder, daß Ihr noch am Leben und gesund einhergehet."

„Nun seht, wenn Euch auch danach gelüstet, ja, wenn Ihr des Anfalles, so Ihr habet — mich könnet Ihr nicht täuschen — ledig zu werden begehret, so sprechet ein einzig Wörtlein, und ich will Euch helfen."

„Und wie heißt das Wörtlein?" fragte Eva. Ihr seid nicht der Mann, um etwas umsonst zu thun."

„Umsonst ist nur mein Gevatter, der Tod, sagt das gemeine Sprüchwort, und wenn ich Jemandem das Beste, was der Mensch hat, Leben und Gesundheit schaffen soll, so heische ich großen Lohn. Besinnet Euch wohl! Ihr hoffet den Wilhelm Garbald zu ehelichen. Aber es kann morgen sein, daß ich sein Grab mache. Was dann? Ihr selbst aber könnet morgen da draußen liegen. Im einten Fall oder im andern ist Euer

Eheband zerrissen. Bin zwar weder jung noch schön, vielmehr noch dazu ein Lahmer, aber der reichste Mann in der Landschaft und kann Euch schaffen, was Euer Herz begehrt. Kann der Wilhelm Euch vor der Pest schirmen oder Euch gesund machen, die Ihr schon von ihr angestoßen seid? Nein, er kann keintwederes. Ich aber will Euch Beides verschaffen, so Ihr ein einzig Wörtlein sagt."

Der Leser, der das Menschenherz kennt, wird kaum sich darüber verwundern, daß Eva zögerte, ja daß sie einen harten Kampf durchzukämpfen hatte.

„Und wenn ich Nein sage, Clas, was dann?" fragte sie, einen angstvollen Blick auf sein Gesicht werfend.

„Dann führ ich Euch innert der nächsten 36 Stunden mit meinem Schimmel so gewiß auf den Friedhof am Kloster, als ich Clas Jöri der Todtengräber bin," antwortete dieser mit so kaltem, bestimmtem Tone, daß Eva erbebte.

Sie verhüllte ihr Antlitz mit den Händen. Was war es aber, das in diesen Momenten der Angst und des Kampfes einen Strahl von Ruhe und Frieden, der ihre Seele frei machte, in sie hinabsenkte?

„Es ist," hatte heute der alte Pfarrer in seiner Leichenrede gesagt, „eine Liebe, die über das Grab hinausreicht, die nicht ihr Eigenes sucht und nicht ihr Leben zu erretten strebt. Eine solche Liebe ist es, so die Eltern mit ihren Kindern, die Gatten und Verlobten mit einander verbindet, die eine Hoffnung zum Erbtheil hat, auch wenn hienieden Alles Staub und Asche wird, die Hoffnung der Kinder Gottes!"

Und auf dem Heimwege von der Kirche hatte ja Garbald die trauernden Frauen mit dem Hinweis auf diese Worte getröstet und mit einem Blicke inniger Liebe hinzugefügt: „Also

halte ich mich auch als mit dir verbunden, Eva, und ich weiß gewiß, daß auch du nicht andre Gedanken habest."

„So ist's!" rief sie jetzt triumphirend. Und unbewußt die Gedankenreihe abschließend, fuhr sie fort: „Und Euch, Clas Jöri, sage ich, daß Euere Mühe umsonst ist, komme, was da wolle. Dem Wilhelm bin ich verlobt und Nichts soll mich von ihm scheiden, auch der Tod nicht. Nichts für ungut, Clas!"

„Wie Ihr wollt," antwortetete dieser kalt und erhob sich.

Eva trat in das Haus zurück, an des Vaters Krankenlager.

Inzwischen war Garbald nach Fremd-Veraina gelangt, wo sein Vater nicht lange nachher in der That auch eintraf. Er nickte dem Sohne zu und fragte, wie es am Kloster gehe. Wilhelm zuckte die Achseln und hielt die Augen zu Boden gesenkt. Die Botschaft vom Hinscheide der geliebten Mutter brachte er nicht über die Lippen. Ahnte der Vater, was geschehen war, und scheute er sich, weiter zu fragen?"

„Die Mutter," sprach er, „wird sich freuen; ich bringe Kornes genug für etliche Wochen und dazu Engadiner Biscotin mit Ziernüßli darinnen. Hab' zwar müssen heimlich thun, von wegen dem Verbot, Korn außer dem Thal zu verkaufen, und wegen der Sperre, obwohl sie die Pest im Dorf selber haben. Aber an der Enzianhütte hab' ich einen Mann gefunden, dem ich einen Gulden versprochen; der ist nachtschlafender Zeit hinabgegangen mit dem Roß, hat die Säcke füllen lassen und sie mir heraufgebracht. So hab' ich ihm den Gulden gereicht. Aber du bist ja wie sprachlos. Was ist's? Wie geht es der Mamme?"

„Vater, Ihr trefft sie nimmer!" rief Wilhelm, sein Gesicht verhüllend.

Da erzitterte der alte Mann in allen Gliedern so sehr, daß er sich niedersetzen mußte. Der schlichte und rauhe Aelpler hatte seine Frau, mit der er sechsundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt, von Herzen lieb gehabt, wenn er das auch äußerlich wenig offenbarte, und seinem Unmuthe über Dies und Jenes mit derben Worten Luft gemacht. Denn diese Bauern, wenn auch heute noch von etwas rauher Art und Weise, und damals in noch höherem Grade ungeschliffen, sind im Grunde ein warmfühlender, biederer Menschenschlag.

Lange Zeit saß er, den Kopf auf die Hände gestützt und achtete es nicht, daß eine Thräne nach der andern über die braunen, wetterharten Wangen in den langen grauen Bart hinabfloß. Wilhelm stand, ergriffen von dem Schmerz des Vaters, den er niemals weinen gesehen, neben dem Felsblocke und erzählte dann auf dessen Verlangen alle Einzelnheiten.

„Das will ich der alten Mona vergelten," sprach er, als der Sohn geendet. „So lang ich noch einen Blutzger im Sack und Mehl für ein Süpplein habe, soll es der Mona an Nichts fehlen, so sie der Hülfe bedürftig. — Jetzt komm', Will, wir wollen heim!"

Es war schon Abend, als sie Mombiel erreichten. Im Vorübergehen erfuhren sie in Baretti's Hause, wo Wilhelm an das Fensterchen klopfte, daß Eva's Vater noch am Leben sei, daß aber sein Zustand sich verschlimmert habe. Eva verschwieg ihrem Verlobten, daß auch sie sich unwohl fühle.

In dieser Nacht schliefen Vater und Sohn in des Letzteren Bette, aber es eine Nacht voll Kummer und Unruhe, trotz der Ermüdung, in welcher Beide sich niedergelegt. Denn draußen tobte ein furchtbares Gewitter, dann goß eine Regenfluth nieder

und man hörte das Brausen des angeschwollenen Gebirgsstromes, der nicht fern vom Garbald'schen Hause vorüberfloß.

Träume ängstigten Wilhelm, als er endlich eingeschlafen war. Er sah — und noch zweimal kehrte der Traum wieder — seine Braut in den Armen eines uralten gespenstischen Weibes in gelber Tracht, welches das Mädchen wie ein Wiegenkind hin und her schaukelte und zu küssen versuchte, während Jenes mit Händen und Füßen sich dagegen sträubte. Und als es der riesigen Alten dennoch gelingen zu wollen schien, und ihre Lippen die des Mädchens fast berührten, riß er selbst es ihr aus den Armen. Da erwachte er. Die Sonne schien in die Stube und ein heiterer Himmel glänzte ihm entgegen. Sofort kehrte auch die Erinnerung und mit ihr der Schmerz um die heimgegangene Mutter wieder. Der Vater, dem die Ruhe auch spät geworden, schlief noch.

Wilhelm erhob sich leise, kleidete sich an und ging in den Stall, um die Heimkuh zu füttern, zu melken und andere Haus- und Stallgeschäfte zu besorgen. Dann saß er lange in Gedanken vertieft in der Stube. Es dünkte ihn seltsam, daß die Erinnerung an den Traum ihn auch jetzt verfolgte und es erwachte die Angst, auch Eva möchte erkrankt und vielleicht schon hinweggenommen sein. Das grausige, uralte Weib, welches seine schöne Braut zu küssen strebte, bedeutete es nicht die Pest? Die Angst ließ ihm von jetzt an keine Ruhe mehr. Sobald er und sein Vater das Mittagessen, das damals schon vor zehn Uhr eingenommen wurde, verzehrt und einige nothwendige Hausgeschäfte verrichtet, gedachte er nach Mombiel zu eilen, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Um dieselbe Zeit saß die alte Mona, bei welcher sich jetzt, seit ihre Hülfe für die Menge von Pestkranken beständig in Anspruch genommen war, die früheren Anfälle von Geistesabwesenheit gänzlich verloren hatten, mit Erlesen mancherlei getrockneter Kräuter beschäftigt, in ihrer Stube. Sie war nicht allein; ein großer, schwarzer Kater spazierte im Zimmer auf und ab und ließ allerlei nergelnde und keifende Töne hören. Als Inventarstück hatte Mona das schöne und ungewöhnlich kluge Thier bei dem Kaufe des Hauses vom früheren Besitzer, welcher in eine andere Dorfgegend gezogen war, übernommen. „Uesi" hieß der Biedere nach einem wilden Männlein, das nach der Sage zur Zeit der letzten Pest, also etwa fünfzig Jahre vorher zu hinterst im Sardaskathal, nahe dem Silvretta-Gletscher in einer Höhle gehaust, sich aber den Bauern oft gezeigt und ihnen in gereimten Sprüchen mancherlei gute Räthe, u. A. den Gebrauch von Pimpernell gegen jene Krankheit ertheilt haben sollte.

„Dein Schelten und Aufbegehren nützt dir zu Nichts, Uesi," belehrte sie lächelnd den Gefährten ihrer Einsamkeit, den sie fast wie ein verzogenes Kind zu behandeln schien. „In die Milchkammer lasse ich dich nicht mehr; statt den Mäusen Obacht zu geben, schleckst du mir den Rahm von den Milchgebsen ab. Schäme dich Uesi! Hätte dich für ehrlicher und gewissenhafter gehalten."

Jetzt zog Mona aus einer neben dem Tische stehenden Kiste ein Bündel Kräuter hervor, deren starker gewürzhafter Geruch sofort die ganze Stube erfüllte. Sie breitete dieselben — es war Pimpernell — auf dem Tische aus und im nächsten Augenblicke sprang auch der Kater hinauf, zog den Duft des Krautes ein und begann unaufhörlich niesend die tollsten

Sprünge auf demselben, würde auch seinen Vorsatz, sich darauf zu wälzen, ausgeführt haben, wenn nicht Mona, verdrießlich über die entstandene Unordnung und doch belustigt, ihn vor die Thüre gesetzt hätte.

In ihrer Beschäftigung fortfahrend, sprach sie halblaut: „Vermeinte doch des Vorraths genug zu haben. Da ist Meisterwurz, da Tormentill, das Pimpernell, jenes Angelica und Teufelsabbiß; nun fehlt aber noch die köstliche Diptamwurz, auch des Enzians ist nicht genug. Der Leute, so meiner Kräuter begehren, sind aber so viele — wie mag das reichen? Sah heut' Nacht im Traum einen schönen Knaben, zu dem zog es mich hin, ich aber war krank. Darauf lag er krank und ich pflegte sein. Das ist der Curdin, den du verloren hast, sagte Jemand. Wann er kommt, darf in dem Trank, den ich ihm reichen will, nichts fehlen!"

Hier ward ihr Selbstgespräch plötzlich unterbrochen. Mit Ungestüm wurde die Hausthüre aufgerissen, ein schwerer Schritt ließ sich draußen hören, und herein stürmte Wilhelm Garbald, in den Armen den leblosen Körper eines Mädchens tragend.

Um seinen Vorsatz auszuführen, hatte sich Wilhelm auf den Weg nach Mombiel begeben. Aber schon sah er den Schimmel des Todtengräbers jenseits des Wassers des Weges kommen. Kaum hatte er die Brücke passirt, so stand er dem Karren gegenüber und Clas Jöri hielt an. Mit der Peitsche auf eine der Leichen weisend, sprach er höhnisch: „So du, Wilhelm, deine Spuse heimsuchen willst — da liegt sie!"

Bei diesen Worten überzog Leichenbläsſe Garbald's Antlitz. Eine Weile stand er, wie vom Blitz getroffen; dann sich ermannend, sprang er auf den Karren zu. „Du lügst, Hallunke!" schrie er. „Sie ist nicht todt, sie kann nicht todt sein."

RHAETICA BIBLIOTHECA

„Schau sie dir an, und dann heiß mich, wenn du darfst, nochmals einen Lügner. Sieh da, das Gesicht, das gestern Rosen und Schnee war, die Lippen, die so süß zu küssen und so schnöde zu reden wußten; der schöne Leib, den du dein zu nennen verhofftest. Ha, ha!“

Ja sie war es! Nur zu wohl erkannte Wilhelm, auch trotz der Entstellung durch die mörderische Krankheit, seine Braut.

„Und dennoch — es k a n n ja noch Leben in ihr sein! Und gälte es mein eigen Leben, ich lasse sie dir nicht, ich lasse sie nicht dem Tod!“ schrie Wilhelm verzweiflungsvoll.

Und ehe der Todtengräber es zu verhindern vermochte, hob er das Mädchen vom Karren herab, lud sie auf seine Arme und trug sie in raschem Laufe nach Aeuja hinüber.

Sie also war es, welche er in der Mona Stube hineinbrachte.[7a])

„Mona!“ rief er, die Worte mühsam hervorkeuchend, „um der Liebe unseres Heilandes willen, sehet, ob noch Leben in ihr und ob sie noch zu erretten!“

Sprach's und legte seine Bürde auf das Lager neben dem Ofen.

Mona war aufgestanden und betrachtete die Entseelte. „Das ist ja die Eva, Euere Verlobte,“ sprach sie.

„Gestern noch zu Abend trug dieser Leib den Namen, den Ihr genannt. Heute — sehet!“

Erschöpft vom Laufe und der furchtbaren Gemüthserschütterung mußte er sich niedersetzen.

Mona öffnete einen Schrank, holte aus demselben eine Flasche mit starkem Essig hervor und hielt dieselbe dem Mädchen unter die Nase. Da kein Lebenszeichen erfolgte, besprengte sie

auch das Gesicht, hieß dann Wilhelm hinausgehen, nachdem er auf ihr Geheiß Eva auf ihr Bett in der anstoßenden Kammer getragen und öffnete ihre Kleider. Sie legte ihr Ohr an des Mädchens Herz, und da sie einen ganz leisen Schlag zu vernehmen meinte, begann sie den ganzen Leib zu reiben, ab und zu ihre Versuche mit dem Essig wiederholend. Endlich erfolgte die gehoffte Wirkung in einem kräftigen Niesen, aber es dauerte noch eine geraume Weile, während deren Mona mit großer Sorgfalt verfuhr, bis Eva aus der tödtlichen Betäubung erwachte und zum Bewußtsein zurückkehrte. Die Augen aufschlagend, sah sie sich verwundert um.

„Seid Ihr nicht die Mona?“ fragte sie leise. „Und ist das Euer Haus?“

Die Alte nickte lächelnd. „Es hat Euch,“ sprach sie, „Einer hergebracht, da Ihr wie eine Todte waret.“

„Aber woher hat er mich gebracht? Und wer ist es?“

„Das werdet Ihr Alles nach und nach erfahren. Jetzt nehmet einen Schluck Wein und esset von diesem Fleisch, auf daß Ihr wieder zu Kräften kommet.“

„Oh, jetzt weiß ich?“ spach Eva leise. „Die Pest! Nicht wahr, ich bin krank gewesen? Der Kopf ist mir noch so leer und schwer, und ich bin so schwach!“

„Eben darum müsset Ihr Euch stärken, Kind! Bleibt ruhig liegen, esset und trinket, schlafet dann und — will's Gott, sollt Ihr wieder zurecht kommen.“

Eva gehorchte. Allmälig übte der genossene Wein seine einschläfernde Wirkung und Mona erkannte an den ruhigen Athemzügen der Schlafenden, daß sie, wenn auch durch die Krankheit sehr geschwächt, doch außer Gefahr war und sich bereits auf dem Wege der Genesung befand. Jetzt ging sie

hinaus und verkündigte dem ungeduldig schon lange harrenden Wilhelm, daß seine Braut dem Leben zurückgegeben sei.

„Was der Eva zum Verderben hätte werden können," sagte Mona zu Wilhelm Garbald, „und — ich traue — auch sollen — die eilige Hinwegführung, die Fahrt auf der rauhen Straße, das ist ihr zum Heil worden. Doch auch so wäre sie dem Tod sicher verfallen gewesen, so Ihr, Wilhelm, sie nicht ab dem Karren genommen und hieher bracht hättet. Jetzt aber, auf daß Ihr die Krankheit nicht erbet, gehet hinauf in die Kammer und waschet Euern ganzen Leib mit diesem Wasser, darein ich des stärksten Kräutereissigs gethan, und spület Euern Mund mit dem Essig selbst aus. Hernach müsset Ihr eine Maaß meines alten Weines trinken und dazu stark essen."

Nach Verfluß etlicher Stunden erwachte Eva aus einem gesunden Schlafe und fühlte sich kräftiger und frei von Betäubung. Ihr erster Blick fiel auf Wilhelm, der sich an ihrem Lager befand und ihr die Hand entgegenstreckte, während Mona spinnend am Tische saß.

„Sehet, da ist der, so Euch hieher gebracht hat," sprach sie zu Eva, nachdem die Verlobten ihren Dank für das Werk der Wiederbelebung in schlichter, aber aufrichtiger Weise ihr ausgesprochen.

Mona schüttelte den Kopf und lehnte den Dank ab.

„Was ich gethan, ist wenig," antwortete sie. „Aber daß Ihr, Eva, nächst unserm Herrgott ihm, dem Wilhelm, Euer Leben danket, dessen müsset Ihr von dem Tag an, da der geistliche Herr Euch einsegnet, immerdar eingedenk sein. Denn mehr kann Einer für seine Braut, die er lieb hat, nicht thun, denn daß er sein eigen Leben für sie in die Schanze schlägt."

„Ihr rechnet mir allzu hoch an, was ich für sie gethan,"

antwortete Wilhelm bescheiden. „Da ich sie vom Karren herabholte und wegtrug, dacht' ich nicht daran, daß ich die Krankheit erben könnte. Ich meinte nur, sie möge noch errettet werden; sie könne nicht gestorben sein."

Mona nickte. „So ist es. Die Liebe rechnet nicht und überleget nicht, wie es ja auch I. Corinther am 13, heißt: Die Liebe suchet nicht das Ihre: sie glaubet Alles, sie hoffet Alles. — Es ist dort zwar eine andere Liebe gemeinet; aber doch passen etliche Sprüche auch auf die Liebe zwischen Braut und Bräutigam."

Wilhelm und Eva sahen einander erstaunt und wenigstens Ersterer nicht ohne Beschämung an. Gewiß hatte er schon von dem Tage an, da Mona auf der Alp so hülfbereit seiner Schwarzen sich angenommen, eine günstigere Meinung von ihr gefaßt, und noch weit höher stand sie in seiner Achtung und Dankbarkeit seit der aufopfernden Pflege seiner Mutter, seit heute. Und dennoch war gleich einem Widerhaken immer noch ihm unbewußt ein leiser Verdacht, sie möchte, ob zwar herzensgut und mitleidsvoll, doch weil anscheinend übernatürlicher Künste verständig, von der christlichen Lehre abgewendet sein, zurückgeblieben.

Mona's scharfem Auge entgiengen diese Aeußerungen der Verwunderung nicht.

„Sagt es nur ehrlich, ihr Beiden," sprach sie lächelnd, aber ohne Vorwurf. „Ihr meintet nicht, solche Sprüche aus der alten Mona Munde zu vernehmen. Weiß gar wohl, seit der Zeit, da ich hier ansäßig worden, für was man mich hält — nicht viel besser, denn für eine Unholdin. Weil ich Euere Kühe zu besprechen und zu curiren vermag und hie und da Einem von seinem Gebreste geholfen, heißt man mich die kluge

Frau. Und weil ich der trefflichen Kräuter viele nur bei Mondenschein und im Zeichen etlicher Planeten ab den Bergen hole, weil sie alsdann am stärksten duften; und daß ich mit meiner schwarzen Katze etwan Zwiegespräch halte, erscheinet den Leuten als ein gar verdachtvolles Zeichen, und meinen sie, mein Kater Uesi möge wohl ein böser Geist sein. Allein Uesi ist zwar ein kluges Thier, hat aber, obwohl er dann und wann den Rahm ab meinen Milchtöpfen schlecket, mit der Hölle nichts zu schaffen, ist ein treuer Geselle, kann sich auch nicht in andere Gestalt verwandeln und lebt von Milch und den Mäuslein in Haus und Feld."

Die jungen Leute lächelten und Eva streichelte Uesi, der, gleichsam zur Bestätigung der empfangenen Rechtfertigung auf das Bett gesprungen war und spinnend auf der Decke lag.

„Wie geschah es doch," fragte Eva, „daß Ihr, gute Mona, zu uns herüberkamet und hier ansäßig wurdet?"

„Das vermag ich selbst nicht zu sagen. Denn da ich vor etlichen Jahren wieder auszog aus dem Engadin, um meinen Sohn und meine zwei Enikel (Enkel) zu suchen, und hieher zum Kloster kam und sah, welch' schönes Thal es ist, mit seinen vielen Heubergen und Alpen, da meint' ich eine Stimme zu hören, die sprach zu mir: Hier mußt du bleiben. Und ich blieb und kaufte dies Häuslein und etliches Wiesland für eine Kuh."

„Habt Ihr denn," fragte Wilhelm, „noch gar keine Wissenschaft von Euern Enikeln empfangen?"

„Von Heinz, dem älteren, hat mir ein zwar schlechter Mann jüngst Kunde gebracht, der ihn will in Frankreich gekannt haben. Von Curdin wußt' er nichts. Und doch werden meine alten Augen Beide sehen, eh' denn sie sich für immer schließen."

„Hier, am Kloſter?“

„So iſt's,“ ſprach Mona. „Hier! Und die Zeit iſt ganz nahe.“

Sie ſprach dieſe Hoffnung mit ſolcher Zuverſichtlichkeit aus, daß die Verlobten nach dem Warum? zu fragen nicht den Muth hatten.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre des Wohnzimmers. Mona begab ſich hinaus und fand Eva's Mutter draußen.

„Sie ſagen,“ rief dieſe in angſtvollem Tone in romaniſcher Sprache, „meine Tochter ſei von Wilhelm Garbald von des Clas Jöri Karren herabgeriſſen und zu Euch gebracht worden.

„Ja, Frau Baretti, ſo iſt's. Und wohl hat Wilhelm daran gethan.“

„Wie meint Ihr das, Frau Mona?“

„Weil ſie ſonſt lebendig wäre begraben worden.“

„Allmächtiger Gott!“ ſchrie Frau Baretti, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend. „Aber ich ſelbſt habe ſie ja als eine wirklich und wahrhaftig Geſtorbene angekleidet.“

„Und doch war ſie nicht todt! Sehet ſelbſt!“

Welche Feder vermöchte die Freude der Mutter zu ſchildern! Geſtern hatte ſie den einzigen Sohn beſtattet, der Gatte ſchien dieſem folgen zu müſſen, und auch die älteſte Tochter beweinte ſie als todt — und ſiehe, da fand ſie Dieſe, dem Würgengel entriſſen, als Lebende und Geneſene!

Siebentes Capitel.

Conradin de Saß.

Während die eben erzählten Szenen im Prätigau sich zutrugen, stand in einem einsamen Gebirgsdorfe des würtembergischen Schwabenlandes ein schöner, kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling reisefertig vor zwei alten Bauersleuten.

„Du verlässest uns nun, Conradin," sprach der Bauer, „um dein Glück in der weiten Welt zu versuchen. Obwohl die Herrschaft uns von Haus und Hof verschickt und wir bald brodlos sein werden, hätten wir dich nicht ziehen lassen, wenn es nicht dein eigener Wille wäre. Du vermeinest, dein Glück als Soldat zu machen. Aber auch als Soldat bleib der brave, unschuldige Knab, der du bisher gewesen, und behalte stetsfort deinen Gott vor Augen und im Herzen.

— — — Sündige nicht!
Denn Gott ist über dir,
Der Engel Gottes bei dir,
Der böse Feind hinter dir,
Tausend Zeugen in dir,
Das höllische Feuer unter dir!

Wie es dir auch ergehen mag, so lang' als wir leben, und wir selbst einen Bissen und ein Dach haben, findest du unser Haus für dich offen, und eine Heimstätte wird uns alten Leuten behalten sein. Deß' sind wir getrost. Das Ringlein aber, so du bei dir trägst, gieb niemals weg. Es kann dir einst zum Heil werden. Und nun ziehe mit Gott!"

Der Bauer legte seine Rechte segnend auf des Jünglings Haupt, die Pflegemutter umarmte ihn weinend und mit ebensolchem Schmerze der Mutterliebe, als wäre derselbe ihr leiblicher Sohn gewesen.

Es war sehr früh am Morgen und die Sterne leuchteten, zwar erbleichenden Glanzes, noch am Himmel, so daß Niemand im Dorfe bemerkte, wie der junge Wanderer schluchzend zum Dorfe hinauszog. Zwölf Jahre hatte er bei den frommen, guten Bauersleuten gelebt, seit jenem Tage, da er roher Behandlung bei der wandernden Zigeunerbande entflohen und in den Pachthof gelaufen war. Des bildschönen kleinen Knäbleins hatte der Bauer sich sofort erbarmt und ihn verborgen gehalten, bis die Bande jene Gegend gänzlich verlassen, und es, weil die eigenen Kinder in zartem Alter ihnen an einer Seuche weggestorben, wie ihr eigenes gehalten und mit Liebe und in Gottesfurcht auferzogen. So lange der Gutsherr gelebt, der, ein Kriegsmann, das entlegene Dorf selten besucht, hatten Conradins Pflegeltern die Pacht stets behalten. Aber der Sohn des Gutsherrn war zur katholischen Kirche übergetreten und eifrig, wie Proselyten zu sein pflegten, hatte er durch Zwang auch die Bauern dieses Dorfes zu der Kirche, der er angehörte, herüberzuziehen sich bemüht. Das war ihm bei Denen, welche in einem Hörigkeitsverhältnisse zu ihm standen, gelungen, nicht aber bei den freien Bauern, denn der Geistliche und der Hauptpächter — Conradins Pflegevater — hielten durch Ermahnen und Bitten die Schwankenden beim protestantischen Glauben fest. Dadurch hatten aber Beide des Gutsherrn Zorn in besonderem Grade sich zugezogen; der Pfarrer ward Knall und Fall entlassen und dem Pächter gekündet. Bis zum Spätherbst, wann das Korn gedroschen sein würde,

sollte er noch bleiben können, dann aber den Wanderstab ergreifen.

Da hatte ihr Pflegesohn den Entschluß gefaßt, sich bei einem der Schweizer- oder Bündner-Regimenter in Frankreich, in welchen ja, wenn es an einheimischer Mannschaft zur Ergänzung der Kompagnien gebrach, auch Fremde angenommen wurden, Dienste zu nehmen, und das Handgeld und was er vom Solde, der weit höher stand, als es in unsern modernen Heeren der Fall, ersparen möchte, seinen guten alten Pflegeeltern zukommen zu lassen.

Gegen Abend schimmerten dem Jüngling die Schneehäupter der Schweizeralpen und bald auch von einer Bergeshöhe die sonnbeglänzte Fläche des Bodensees entgegen. Als er die Alpen erblickte, tauchte in dunkelm Bilde eine Erinnerung aus früher Kindheit in seiner Seele auf. Im Vordergrunde auf grünen Matten weidende Kühe und die Häuser eines Dorfes jenseits der Schlucht, in welcher tief gebettet ein Gebirgsstrom seine blauen Fluthen wälzte, eine Kette gewaltig hoher Schneegebirge, um welche Adler und Geyer ihre Kreise zogen. Doch das schöne Bild zog vor seiner Seele vorüber, so rasch und so luftig, daß er sich darüber keine Rechenschaft zu geben vermochte, ob es ein wacher Traum oder das Bild einer Erinnerung gewesen.

Als er in Lindau nach Werbern forschte, wies man ihn ins Bündnerland, das damals mit der religionsverwandten Reichsstadt in viel engeren Beziehungen stand, als es heute der Fall ist. Durch Vorarlberg, die Grafschaft Hohenems und über die Staig, wo er von den Kaiserlichen, die dort die Schanzen hüteten, in ein scharfes Examen genommen wurde, nach Maienfeld hinüber, zog also Konradin. Auch in den

Umgebungen der Brückenschanzen an Rhein und Landquart exerzirten etliche Kompagnien des Regiments Gallas; rascher schritt er aus, um neuen Fragen über das Wer? und Wohin? auszuweichen. An dem einsamen Wirthshaus in der Ganda, nahe dem „Schloß“ [8]) angekommen, gedachte er hier zu nächtigen.

Dort saß er bei einem Glase Wein, den Nachtimbiß erwartend, als ein Reiter vor der Herberge abstieg. Es war eine mächtige Gestalt, mit breiten Schultern; er trug einen Lederkoller und über demselben einen polirten Harnisch, den Hut zierten Reiherfedern. Der einst kohlschwarz gewesene breite und lange Bart, der bis über die Halskrause herabfiel, war nun ergraut; aber die Gluth der dunkeln, großen Augen bezeugte neben dem dröhnenden Schritte, daß er noch in der Vollkraft der Mannesjahre stand. Das ganze Auftreten des ernsten Mannes verkündete einen energischen Charakter.

„Was steht Ew. Gestrengen zu Befehl?“ fragte die Wirthin, mit einem Knix die ihr entgegengestreckte Hand drückend.

„Bringt mir zu allervörderst einen Krug Wein, Frau Elsbeth!“ sprach der Reiter.

Als sie mit dem Verlangten wieder eintrat, fuhr er fort:

„Alsdann sagt an, ob Ihr wisset, welche Dörfer im Prätigau neuestens von der Pestilenz angefallen worden. Komme just von Mailand zurück, und in Chur wußte man mir davon keine sichere Kunde zu geben. Sollt nämlich wissen, Frau Elsbeth, daß ich laut Befehl unserer Davoser Obrigkeit bei der Heimkehr fleißig erforschen soll, welche Dörfer gesund und welche krank, und denen, so krank, ausweichen muß.“

Die Wirthin entgegnete dem Reiter: „Aber in Chur selbst regiert ja die leidige Krankheit seit etwas Zeit.“

„Ist mir wohl bekannt worden. Doch hab' ich alldort nur

so lang verweilet, bis ich meines Berichtes mich erlediget und mit meinem Bruder mich geletzet. Nun was wisset Ihr also?"

„Soviel mir bewußt, sind der Dörfer, so gesund blieben, gar wenige, unter denen Valzaina genannt wird."

„Valzaina?" Der Reiter besann sich, wie wenn die Nennung dieser abgelegenen Landschaft eine neue Gedankenreihe erweckt hätte.

„Will's versuchen, ob ich von Valzaina über die Alpen und Berge nach Davos durchkommen mag," meinte er.

„Mit einem Roß, Ew. Gestrengen? Es wird schwer halten; aber Euer Roß ist ein gar gutes und sicheres Bergroß."

„Freilich. Hat es mich doch im vergangenen Winter, da Alles mit Glatteis überzogen gewesen, ohne Gefährde durch die „Züge" getragen, durch die allerbösesten Oerter. Und nun rüstet mir einen weidlichen Nachtimbiß und packet mir auch etwas gediegen Fleisch zusammen für die Reise, und habet Ihr eine ledige Trinquetta (runde Holzflasche) so füllet sie noch Abends mit Wein."

„Soll Alles geschehen, Ew. Gestrengen."

Jetzt schenkte der stattliche Mann auch dem schönen Knaben der bisher von ihm nicht beachtet worden, Aufmerksamkeit.

„Woher des Weges, junger Mann?" fragte er ihn kurz, aber freundlich.

Conradin gab Auskunft. Der Reitersmann, welchen ja die Wirthin mit „Ew. Gestrengen" anredete, schien des Befehlens gewohnt und mußte ein hochgestellter Offizier sein.

„Ihr wollet also gen Chur, Euch anwerben zu lassen? Nun, so das Euer Vorsatz, mag Euch wohl geholfen werden, doch nicht in Chur. Denn die Leute des kaiserlichen Regiments Sulz, so dort stehen, nehmen alle Passanten, insonders

solche hübsche, junge Knaben auf's Korn, und so sie merken, daß Einer Lust trägt, Soldat zu werden, flugs haben sie ihn am Kragen. Wisset aber, daß unser Werbort im Prätigau, vornehmlich aber in Davos ist. So Ihr durch keine ungesunden Oerter gekommen oder doch in solchen nicht gelegen und gegessen habt, möget Ihr mich begleiten und bei mir bleiben, bis wir ein Trüpplein in Frankreich entsenden."

„Bin zwar," antwortete Conradin, „durch etliche Oerter gekommen, allwo die Krankheit regieren soll, doch nur die Gassen passirt und nirgends hingesessen."

„So möget Ihr entkommen; denn die Luft allein, vorbehalten, wo giftige Nebel aufsteigen, ist nicht ungesund. Rühret Ihr aber einen an, der aus einem verseuchten Hause kommt, ja, würdet Ihr nur einen Lappen von der Gasse aufheben, so wisset Ihr von Stund an nicht mehr, ob Ihr den andern Tag erlebet."

Conradin erfuhr nun, daß der stattliche Kriegsmann der Oberst Hans Sprecher von Davos sei. Es war derselbe, der nebst seinem Sohn und einem Vetter mit Georg Jenatsch und Meinrad Buol vor acht Jahren an der Spitze der Davoser und Klosterser ein so furchtbares Blutbad unter dem Volke des kaiserlichen Obersten Brion angerichtet hatte. Ohne jetzt selbst in Frankreich zu dienen, hatte er vor drei Jahren von Ludwig XIII. das Obersten-Patent erhalten und war Eigenthümer einer Kompagnie, was auch damals schon keineswegs zu den seltenen Vorkommnissen gehörte, da das politische Interesse Frankreichs es wünschbar erscheinen ließ, hervorragende und einflußreiche Staatsmänner der III Bünde und der Schweiz, so weit dies sich mit den Pflichten gegen ihr eigenes Land vertrug, in sein Interesse zu ziehen.

Erfreut nahm Conradin des Obersten Aufforderung, ihn nach Davos zu begleiten, an. Im Frühroth des folgenden Tages stiegen sie den engen und steilen Bergpfad hinauf, der nach Valzaina führte. Oben in der idyllischen, sehr einsamen Landschaft angelangt, athmeten sie freier. Hier war gesunde, frische Alpenluft — trug doch das Thal seinen Namen: Vallis sana, das gesunde Thal, seit vor fast dreihundert Jahren (1349) in dem ungeheuern Sterben des schwarzen Todes, alle die, welche jene Freistätte der Gesundheit aufgesucht, verschont geblieben waren.

Sprecher war überrascht, auch jetzt Flüchtlingen aus dem Hauptthale des Prätigau hier oben zu begegnen. Eine hübsche junge Frau trat von dem Brunnen, an welchem sie Wäsche reinigte, auf ihn zu und empfing ihn, nachdem sie die Hände an der Schürze getrocknet, mit Gruß und Handschlag.

„Ei, sieh da, Frau Baas! Hier oben? Und der Vetter auch? Da kömmt ja mein Götti Hans gesprungen! Grüß Gott, Hänsli!“

Er nahm den Kleinen, der fünf bis sechs Jahre alt sein mochte, auf seine Arme und herzte ihn.

Ein baumlanger, etwas beleibter junger Mann trat, einen hölzernen Säbel in der Hand, den er für das Söhnlein geschnitzt, aus einem Bauernhause hervor.

„Was in aller Welt, Vetter Hans, führt dich nach Valzaina?“ rief er verwundert. „Kommst doch nicht der Gesundheit wegen da herauf?“

Sprecher erklärte.

„Also von Mailand kommst du? Was —“

„Du weißt also nicht, daß der Bundstag mich sammt dem Bürgermeister Gorius Meyer und dem Landrichter de

Florin um der Rückgabe des Veltlins willen an den Statthalter, den Marchese Spinola, abgesendet hatte?“

„Weiß gar nichts von Dem, was in der Welt sich begiebt, seit ich da oben sitze. Und was ist's, das Ihr heimbringet?“

„Sieht aus wie ein gutes Versprechen, es sind aber eitle Worte; was du schon daraus erkennen magst, daß der Marchese am Traktat von Monson nichts ändern zu lassen gewillt ist.“

„Natürlich!“ erwiderte Ott — dies war der Name des langen Junkers. „Denn mit diesem Traktat lassen die Herren von Mailand, Innsbruck und Wien uns Bündner nach ihrer Pfeife tanzen.“

„Sonst ist uns alle Ehre erwiesen worden, so Ambassadoren gebührt. Große Traktamente im Palazzo des Statthalters und bei den vornehmsten Herren zu Mailand, ein Ringelstechen in der Bahn des Don Gonzales de Cordova, Fackeltanz — Summa, man hat uns nach Gebühr reverirt, um uns wegen des Hofbescheides, so man uns ertheilt, zu entschädigen. — Aber was ist's, daß Ihr Euch von Grüsch hier hinauf begeben habt? Um der Pest willen?“

„So ist's, Vetter Hans, und hat sich da etwas Absonderliches zugetragen. Doch komm' herein, und genieß einen Imbiß, so gut wir es zu bieten vermögen. Ihr auch, junger Mann, werdet hungrig sein, tretet ein.“

Sie genossen, was die Gastfreundlichkeit bot, während Ott also erzählte:

„Du kennst unsern treuen alten Knecht Enderli. Der ist, es sind schon etliche Monden, eines Nachts aufgestanden,

Willens die Kühe in unser Aelpli hinter Schuders zu führen. Wie er unter diesem auf die Gasse kommt, sieht er einen überaus langen Zug schwarzgekleideten Volks daherkommen, Männer und Weiber, alt und jung, und Kinder, so alle noch am Leben waren, und merket alsobald, daß es das Todtenvolk ist. Geschwind hat er sich hinter die Stallthüre retirirt, aber wohl Obacht gegeben, wer die Ersten und wer die Letzten sind im Geleit. Es seien wohl insgesammt etlich hundert gewesen, meint der Enderli. Drauf ist er am Morgen mit den Kühen zu Alp gefahren. Wie er heimkommt, offenbart er mir, was er gesehen, und spricht: Jetzt, Junker Hauptmann, wisset Ihr, daß es das Todtenvolk gewesen, so ein großes Sterben verkündet. Wollet Ihr meinem Rath folgen, so thuet, wie unsere frommen Vorfahren einst gethan, und flieht bald mit der Frau Hauptmännin und dem Söhnlein, und was Euch an Hausrath und Eßwaare Noth sein wird, gen Valzaina und verweilet allda, bis ich Euch zu wissen thun lasse, daß Ihr heimkehren dürfet. Ich aber will hier bleiben und Eueres Hauses und Gutes warten, denn ich habe die Krankheit nicht zu fürchten. — Und weil uns wohl bewußt, daß der Enderli ein wahrhaftiger und glaubwürdiger Mann dem etwan Allerlei offenbar wird, so Andern verborgen bleibt, haben wir uns vor zwei Monden aufgemacht und sind in diese Wildene heraufgestiegen. Es hat auch gar nicht lange gedauert, so sterben die ersten Zwei, so der Enderli im Zug gesehen, und seither ist mehr denn ein Viertheil alles Volks von Grüsch weggestorben und dauert das grausame Sterben immer noch fort. Wer Alles vergraben worden, ist uns unbewußt, denn gar Wenige haben noch Zeit gehabt, zu entfliehen. Doch sind Etliche der Unseren auch hier oben."

„Und der Enderli hat dir also noch nicht Botschaft geschickt, heimzukommen?“ fragte der Oberst.

„Contrari, Vetter; er hat mir erst jüngst berichten lassen, so lieb mir mein Leben, solle ich da bleiben. Weiß aber kaum wie lang unsere Vorräthe noch reichen werden. In die Dörfer geht niemand mehr, denn auch in Trimmis und Says ist das Sterben so stark, daß sie die Todten nicht mehr vergraben, sondern in die Töbel hinunterwerfen, von wo das Wasser sie in den Rhein hinwegführt. [9])

Die beiden Wanderer zogen, von Ott und seinem Söhnlein ein Stück Wegs begleitet, weiter.

„Halte du dich,“ sprach der Hauptmann, bevor er umkehrte, „nur immer rechts gegen den Grat, so kommst du zuerst nach Schgära und von dort in die Alp Tarnutz. Von Furna an, das noch gesund, mußt du aber bis fast auf den Grat hinauf, um die tiefen Töbel zu meiden. Ob du aber mit deinem Roß durchkommst?“

„Sorge nicht; wo ich gehe, mag auch mein Rößlein schreiten. Und jetzt habe Dank, Vetter, und Gott erhalt' Euch gesund!“

Der Marsch war ermüdend, da er nicht überall über Alpweide und Wiesen, sondern auch hie und da über Felsgeröll führte, wo das zwar beständig freigehende Pferd noch schlechter fortkam als die Menschen. Erst gegen Abend erreichten sie die Fideriſſer Alp Kaltschlag in der Nähe des Bergüberganges zwischen Conters und dem hohen Alpenthale Fonday im Schanfigg. Noch waren hier die Sennen und Hirten mit dem Vieh; da Weide noch immer vorhanden und das Wetter schön blieb, eilten sie nicht, in ihr ebenfalls von der Pest verheertes

Dorf hinabzusteigen. Gern reichten sie von ihren Vorräthen dem Haupt ihres Bundes und dessen Gefährten.

„Gewiß bist du müde, Conradin?“ fragte der Oberst während sie in der Hütte saßen und die Sennen draußen mit dem Melken der Kühe beschäftigt waren.

„Ein wenig, gestrenger Herr; bin des Wandelns in den Felsen nicht gewohnt.“

„Was für Arbeit hast du denn im Schwabenland verrichtet?“

„Da ich klein war, habe ich die Gänse gehütet, hernach die Gaisen und Kühe. Im Winter hat mich der Pfarrer unterrichtet, und da ich eingesegnet war, hat der Vater mich mit auf's Feld genommen, ackern, mähen und schneiden, auch des Viehes und der Rosse hab' ich gelernt zu warten.“

„Du sprachst just von deinem Vater, und sonst etliche Male von deinem Pflegevater. Er war also nicht dein rechter Vater. Wo lebt derselbe und wer ist er?“

„Das weiß ich nicht, gestrenger Herr! Bin als kleines Büblein von Zigeunern gestohlen und von dannen geführt worden, aus einem fernen Land, und däucht mir, daselbst seien ebensolche hohe Berge wie hier. Den Zigeunern bin dann entlaufen und von meinen frommen Pflegeltern auf- und angenommen worden.“

„Bist etwan aus dem Vorarlberg oder Montafun, oder, magari, aus unserm Land.“

„Das hat auch der Vater gemeint, denn mein deutsches Reden, da ich zu ihm kommen, sei nicht das eines Oesterreichers, sondern eines Wälschen gewesen.“

„Hast du denn kein Zeichen, an dem deine wahren Eltern dich zu erkennen vermöchten?“

„Nichs als ein Ringlein und ein Zeichen, so meinem linken Arm eingebrannt ist.“

„Weis' mir das Ringlein.“

Conradin zog die Schnur, welche den Ring trug, hervor. Er war ähnlich einem goldenen Trauringe; an der Innenseite fand der Oberst die Buchstaben C. de Sa eingravirt; die zwei letzten Buchstaben waren undeutlich, doch glaubte er zwei s zu erkennen.

„Mich dünkt,“ sagte er, „du seiest ein de Saß, also ein Engadiner. Auch dein Taufnamen hört sich dort oft; und was du auf deinem Arme trägst, ist das Hauszeichen deines Geschlechts. Dann wärest du ein Vetter zu mir, denn meiner seligen zweiten Frau Großmutter war eine de Saß. Jedenfalls scheinest du aus gutem Geschlecht entsprossen; das kann dir förderlich sein, so du in Kriegsdienst gehest. Lesen und Schreiben kannst du also?“

„Auch Latein und Arithmeticam, gestrenger Herr!“

„Um so besser, Knabe! Für einstweilen gehst du also mit mir gen Davos; da magst du mir in Haus und Flur etwan dienen, bis die Zeit kommt, da ich dich in Frankreich senden kann. Da magst du vorerst als Knecht (Gemeiner) dienen, damit du des Exerzitiums in allen Theilen kundig wirst. Werde dich dann aber bald zum sous-officier ernennen, so du dich als einen treuen, frommen Soldaten erweisest, und darfst dann in etlichen Jahren darauf rechnen, vom König als Lieutenant angenommen zu werden.“

Conradin sprach in warmen Worten seinen Dank aus.

Sprecher neigte den Kopf. „Erwarte es nicht anders von dir, als daß du deine Pflicht thuest. Jetzt aber wollen wir

niederliegen und morgen früh weiter ziehen. Deck' dich mit meinem Mantel zu; die Nächte sind hier oben gar frisch."

Sie legten sich auf dem Heuboden der Hütte zur Ruhe. Es war noch nicht völlige Nacht eingetreten und ringsum herrschte tiefe Stille. Jetzt aber vernahmen sie aus einiger Entfernung die Stimme eines Mannes, die weithin hallend, in etwas monotoner Cadenz, in langgezogener Weise Worte sprach, von denen hie und da einige vernehmlich waren. „B'hüet auch, gnädiger Gott" und: „Unser lieber Herr Jesus Christus" kehrten oft wieder.

Es war das uralte Alpgebet oder der Alpsegen, der damals noch in Bünden ganz allgemein allabendlich, so lange die Alpzeit währte, vom Sennen gesprochen wurde. Dieser stellte sich dabei auf eine Erhöhung, mitten unter die lagernde Heerde. Die Reformation hatte wohl manchen Gebrauch, der durch die damit verbundene Anrufung der Heiligen einen papistischen Charakter trug, beseitigt, aber am Alpgebet hielt das Volk im Prätigau wie in andern reformirten Thalschaften mit zäher Anhänglichkeit fest. Doch war an die Stelle der Heiligen, welche der Katholik in diesem Gebiete zu Schutz und Schirm von Alp, Heerde und Hütte anrief,[10]) der „gnädige Gott" und „unser Herr Jesus Christus" getreten. In dieser bedrängten Zeit fügte der Senn, nachdem er das Hauptgebet gesprochen, noch einige Worte der Bitte um Erlösung von der schrecklichen Plage der Pest hinzu, und um ein seliges Ende Derer, welche an derselben sterben mußten.

Der feierliche Ruf am stillen Abend übte auf Beide Eindrücke verschiedener Art. Dem Aelteren war der Ruf bekannt; hatte er ihn doch da und dort, auch in seinem heimathlichen Thale, wo zwar alle Alpen Privateigenthum sind, oftmals

vernommen. Und doch vermochte auch er sich dem Eindrucke, den das Gebet in so hehrer Umgebung und Stille auf jedes empfängliche Gemüth machen mußte, nicht zu entziehen. Conradin lauschte andachtsvoll; ihm erschienen die eigenthümlichen Laute in ihrer sangartigen Weise wie vom Himmel herabgesendet. Als der Senn geendet, belehrte der Oberst den Knaben über die Bedeutung des Rufes, den sie vernommen.

Am folgenden Morgen setzten sie, von einem gesunden Schlaf erfrischt, ihre Wanderung fort. Die Serneuser Alp Casanna links lassend, stiegen sie immer höher, an dem Seelein auf dem Passe nach Fonday vorüber, nicht ohne Beschwerde allmälig zu dem schmalen Thälchen hinauf, welches die hohe Weißfluh von dem Schwarzhorn der todten Alp trennt, und gelangten von hier, neben den Höhlen der wilden Männlein vorbei, auf den Kamm der Alp Parsenn, von wo sie über deren grüne Matten zum „Wolfgang" hinabstiegen.

Schon oben auf dem Kamme der Alp war Conradin beim ersten Ausblicke auf die Ketten von Schneegebirgen in Nähe und Ferne, auf die herrlich grünen Heuberge, Wälder und Alpen des Prätigau, die schimmernde Fläche des Davoser Sees und die dunklen Wälder und satten Wiesen, welche von den stolzen Bergeshäuptern überragt sind, in den Jubelruf: „O, wie schön ist das!" ausgebrochen.

„Gefällt dir die Landschaft? Das ist Davos. Dort unten im Dörfli, unfern vom See, wohn' ich. Da hab' ich mir ein neu Haus gebaut, weil die Spaniolen und Kaiserlichen vor sieben Jahren unser Haus am Platz mit Feuer zerstört. Ja, es ist ein gut Land, und mit viel Wild und Fisch für den Schnabel und überaus guter Weide für das Vieh. An Holz ist auch kein Mangel, obzwar der Winter, so da acht Monat

dauert, dessen gar viel frisset. Des Korns und Obstes mangeln wir zwar gänzlich, doch wachsen in unsern großen Arvenwäldern die süßen kleinen Ziernüßli, deren die Leut' in den niedrigen Thalschaften entbehren."

Der Knabe hatte weniger an solche praktische Nutzbarkeiten gedacht, als er des Landes Schönheit pries. Ihm wohnte, freilich unbewußt, die damals seltene Gabe inne, in den Werken des Schöpfers nicht blos den nutzbaren Kern, sondern auch die wunderbare Schönheit der Schale, wie sie über manche besonders bevorzugte Länder hingegossen ist, zu würdigen.

Bei dem Obersten aber gewann der Knabe durch sein Lob von Davos einen Stein im Brett. Schon gestern, aber auch heute hatte es ihm wohlgefallen, daß Conradin des Rosses sich angenommen, an beschwerlichen Stellen es sorglich geleitet, in der Alp die lästigen Bremsen abgewehrt und an den Haltorten, wo es an Weide gemangelt, es mit Futter versorgt hatte. Auch zeugten seine Bemerkungen über Pflege und Wartung des Viehes von Sachkenntniß und Verstand, und sein ganzes Benehmen von Bescheidenheit und Herzensgüte.

Mittags traten sie in des Obersten Haus. Von Frau und Kindern nach langer Abwesenheit jubelnd empfangen, stellte er ihnen Conradin als einstweiligen Hausgenossen vor. Aber von dem Tage an, an welchem Beide zurückgekehrt waren, unterlag die Familie während zehn Tagen dem Gesetz der Sperre. Kein Inwohner durfte Haus und Hofstatt verlassen, Niemand dort eintreten. Erst am zwölften Tage, nachdem der Landschaftsbader vor Großen und Kleinen Räthen die Gesundheit der Insassen konstatirt hatte, kamen des Obersten Verwandte und Freunde, sowie die Männer der Obrigkeit, von ihm Neues aus der Welt und vom Gange der Politik zu erforschen. Denn

weil die Pest in allen Thälern rings um Davos herrschte und seit etlichen Wochen auch im Seitenthale Sartig und einigen Häusern von Glaris eingedrungen war, während der „obere Schnitt," zu welchem „Platz" und „Dörfli" gehörten, gesund geblieben, war das ohnehin abgelegene Thal von der übrigen Welt gleichsam abgeschnitten. Wer vom Prätigau heraufkam, um mit den Davosern zu verkehren, durfte nur bis zu einer von der Obrigkeit genau bezeichneten Stelle kommen und mußte von dort aus die Leute am untern Laret „anschreien" und allfällige Kauf- oder Tauschobjecte auf neutralem Boden, etwa auf einem Felsblocke, niederlegen oder hinstellen, wo sie von den Davosern in Empfang genommen wurden. Häute, Kleidungsstücke, Wolle, Wäsche u. dgl. anzunehmen war bei sehr hoher Strafe untersagt; Verwandten und Freunden, die aus ungesunden oder auch nur zweifelhaften Gegenden heraufkamen, mußte der Handschlag versagt werden; Kühe und Pferde, welche der Belforter, der Schanfigger oder Prätigauer brachte, wurden vorher „geschwemmt," Ziegen, deren dichte Behaarung den Ansteckungsstoff leichter verbreiten konnte, wurden gar nicht zugelassen. Selbst die eigenen Thalgenossen aus dem „untern Schnitt," welche die Brücke bei der Frauenkirch, von den hier aufgestellten Wachen gewarnt, dennoch überschritten, sollten ohne Gnade niedergeschossen werden.

Durch solche mit Energie gehandhabte Anordnungen ward die Pest in der That vom „obern Schnitt" ferngehalten, während sie in Sartig und Glaris eine beträchtliche Anzahl von Personen hinwegraffte. [11])

Es war in der zweiten Woche des Weinmonats, als die Obrigkeit von Davos zum Behufe genauerer gemeinsamer Handhabung der Sanitätsmaßregeln es räthlich fand, mit den benachbarten Thalschaften ein Einverständniß anzubahnen. Den Boten, welche die Schreiben zu überbringen hatten, ward die Marschroute, das Verhalten bei Ankunft in der Nähe kranker Ortschaften, aus welchen sie Antwort zu überbringen hatten, bei der Empfangnahme der Briefe genau vorgeschrieben; eidlich mußten sie sich zu pünktlicher Befolgung dieser Vorschriften verpflichten, und dennoch gewärtigen, bei ihrer Rückkehr einer Quarantäne unterworfen zu werden.

Da Conradin ohne eigentliche Beschäftigung war, denn zur Wartung von Rossen und Vieh hielt man ja Knechte, so beschloß der Oberst, welcher dessen Anstelligkeit kannte, ihn nach Bergün zu senden, und zwar über Val Tuors, jedoch nicht durch das pestkranke Sartiger Thal. Vielmehr sollte er über den Scalettapaß zum Schafboden hinabsteigen, von hier nach Val Tuors hinübergehen und so gen Bergün gelangen.

Auf dieser Wanderung von nahezu 11 Stunden stand ein einziges Haus, das in dieser vorgerückten Jahreszeit Einkehr gestattete: das Wirthshaus am Dürrenboden am Fuße des Scaletta. Conradin ward daher mit genügendem Mundvorrathe versehen, ehe er in früher Morgenstunde aufbrach. Wie es in diesem schweren Krankheitsjahre schon seit Monaten der Fall gewesen, erhob sich die Sonne auch heute an einem wolkenlosen Himmel. Am Dürrenboden schloß er sich an einige Säumer an, welche durch das gesund gebliebene Ober-Engadin auf den Bernina zogen, um von den dorthin entgegenkommenden Puschlaver Säumern unter den gebotenen Vorsichtsmaßregeln Wein, Korn und Reis einzuhandeln. Jenseits des

Berges, am Schafboden, wiesen sie ihm den Weg, den er nach Val Tuors einzuschlagen habe, und reichten ihm zum Valet-trunke die gefüllten Trinquetten. Ein Schafhirt, der mit seiner Heerde hier noch weilte, geleitete ihn eine Strecke. Mühsam war der Anstieg zu dem hohen Paßübergange und schon hatte die Sonne den Zenith seit geraumer Weile überschritten, als Conradin auf der Höhe stand, von wo er in eine überaus wilde, an Gletschern und Schneebergen reiche Umgebung hinaus-blickte. Gradaus der hohe Dukan und an dessen Fuße die beiden Seen von Raveischg, links der noch weit höhere Piz Asca oder Kesch mit seinem großen Gletscher, die Albula-hörner und die schöne Pyramide des Uertsch. Hoch über diesen Bergesriesen segelten Adler und Lämmergeyer, und der Ruf einiger Schneehühner war der einzige Laut, der die feierliche Stille dieser erhabenem Gebirgswelt unterbrach.

Noch schmückte saftiges Grün den Wiesenboden von Val Tuors, auf welchen der Wanderer allmälig gelangte. Leich-teren Schrittes zog er abwärts, den empfangenen Belehrungen folgend, stets dem damals noch stehenden Arvenwalde und dem Bergstrome entlang, der ihn nach zwei Stunden zuerst zu den Hütten von Chiaclavuot, dann rasch nach Punts d'Alp führte, wo noch zwei andere von Gletschern genährte Wild-bäche aus den Schluchten hervorbrechen und vereinigt den tosenden Tuorser Bach bilden.

Die hochgelegenen Maiensäße (Voralpen), im Sommer von geschäftigen Aelplern aus Latsch und Bergün bewohnt, waren längst verlassen. Aber jenseits des einen der Wildbäche be-wegte sich etwas hin und her; es waren zwei junge Bären, die unter der Aufsicht ihrer Mutter, eines gewaltigen Thieres, herumspielten, sich balgten und einander mitunter kräftige Ohr-

feigen austheilten. Conradin sah, hinter einem Hause sich verbergend, dem possirlichen Treiben zu, nicht ganz ohne Furcht, denn die Mutter flößte ihm Respekt ein. Er besann sich, ob er den Abzug der Familie abwarten solle oder es wage, aus seinem Versteck hervorzutreten. Zwar schien der schäumende Bach reißend genug, um den Uebergang auch Bären zu wehren. Wenn sie aber dennoch herüberkäme? Das Schwert, das er trug, mochte gegen ein solches Thier eine schwache Wehr bilden.

Während er unschlüssig, was zu thun, aus seinem Verstecke hinüberschaute, trat ein Jägersmann in steinfarbigem Gewande, der von der Alp Platzbi herniedergestiegen war, hinter einem Felsen hervor und zielte auf die Alte; der Schuß krachte und die Bärin stürzte zusammen. Neugierig umstanden und beschnüffelten die Jungen ihre Mutter, aber der graue Mann, der herzugetreten war und sich überzeugt, daß sein Schuß wohl getroffen hatte, schlug eines nach dem andern todt. Von der Alten nahm er nur das Fell, die Schinken und Tatzen, die Jungen aber lud er auf seine Schultern. So bepackt überschritt er den Tannenbaum, der als Steg über den tosenden Bach geworfen war, und stand sogleich vor Conradin.

Auf romanischen Gruß und Anrede des Jägers vermochte der Knabe nicht zu antworten, allein Jener war auch des Deutschen etwas kundig, und so erfuhr denn Conradin, daß er auf richtigem Wege und nur noch anderthalb Stunden von Bergün entfernt sei, und mußte dagegen über das Wer und Wohin dem Jäger Auskunft ertheilen. Gern nahm es der Letztere an, daß Conradin sich mit den zwei kleinen Mutzen belud.

Er war über den Schaden, den die alte Bärin in seinem

Ziegenstall und unter den Schafen angerichtet, erbittert, ihren Spuren lange nachgegangen, bis er ausgekundschaftet, daß sie in der Schlucht, aus welcher der eine Bach hervorstürzte, eine Höhle bewohnte.

„Aber warum," fragte Conradin im Weitergehen vorwurfsvoll, „habt Ihr auch die armen kleinen Bärlein todtgeschlagen?

„He!" antwortete der Jäger, blieb stehen und schaute den Frager verwundert an, „aus jungen Bären werden alte Schafmörder, und dann wären sie ja sonst Hungers gestorben."

Als sie Tuor's d'Avant erreicht hatten, lud der Jägersmann Conradin ein, in seine Hütte zu treten und etwas zu genießen. Da dieser aber erfahren hatte, daß auch hier, wie im Hauptthale, die Pest noch immer grassire, lehnte er, der empfangenen Warnung eingedenk, dankend ab.

„Wie Ihr wollt, junger Mensch," sprach der Mann. Hütet Euch aber vor dem Zigeunervolk, das hier herumstreicht. Etliche haben in der Nähe ein Versteck, und morgen in der Früh sollen Drei, so allerlei Missethaten begangen, draußen in Bergün justifizirt werden.

Von dem anstrengenden Marsche über zwei hohe Bergjoche etwas ermüdet, warf sich Conradin an einer Stelle, wo der Bergstrom, in die engere Schlucht gebettet, wildschäumend durch dichten Tannen- und Lärchenwald dahinschießt, und in seinen Krümmungen kleine Inselchen umspült, in das weiche Moos.

Wie ruhete es sich da doch so herrlich! Hier der silberklare grünliche Strom, der unaufhaltsam vorwärts stürmt in donnerndem Selbstgespräche, da drüben die gewaltige Pyramide des Piz Prosanto, in den Kronen der Bäume das Spiel der letzten Strahlen der sinkenden Sonne — dort, hoch oben auf

dem Felsen die Hütten von Latsch — das Alles in solche Einsamkeit und, wäre nicht das ewige Rauschen des Stromes, in tiefste Stille gehüllt. Denn kein Vogel sang hier sein Lied, die wenigen Sänger waren ja längst abgezogen, und die Axt des Holzhauers schwieg, weil auch der Menschen viel weniger geworden.

Conradins Gedanken überflogen den kurzen Zeitraum, den er durchlebt. Noch waren es nur etliche Wochen, seit er das Dörflein im Schwabenland, seine lieben Pflegeeltern verlassen, und wie weit hatte ihn die kurze Spanne Zeit hinweggeführt! Da war er nun mitten im wilden Bündnerland, in unbekannter Gebirgsgegend, und schon hatte der Gebietiger, in dessen Dienste er stand, ihn ahnen lassen, daß seine Wiege in eben diesem Lande zu suchen, ja daß er höherer Abkunft sein möchte. Träume, wie die Jugend sie liebt, vom Soldatenglück, das ihn einst noch weit höher hinauftragen würde auf den Staffeln des Ehrgeizes, spann die Phantasie des Knaben, während er sein Ringlein hervorzog und spähete, ob er die verwitterten Buchstaben des Namens, den ihm der Oberst genannt, zu entziffern vermöchte. Ein Schatten verdunkelte das Wasser und Conradin hatte das Gefühl, obwohl sein Gehör kein Geräusch von Fußtritten ihm zugetragen, Jemand nähere sich ihm von hinten.

Er sprang auf und stand dicht vor einer dunkeln Gestalt. Das Schwert ziehend, rief er: „Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?“

Der Fremde war ein älterer Mann mit sehr dunkler Hautfarbe, glänzenden schwarzen Augen und langem, krausem Haare. Solcher Art waren ja die wandernden Leute gewesen, welchen Conradin einst entfloh; die Erinnerung an erlittene Schläge schärfte sein Gedächtniß.

„Den Ring da," sprach der Fremde, „habe ich, da Ihr ein kleiner Knabe waret, oftmals in meiner Hand gehabt."

„Was wißt Ihr denn von mir?"

„Unser Volk sollte Euch nicht unbekannt sein. Ihr habt mit uns Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen; aber wenn Euere kleinen Beine Euch nicht weiter schleppen wollten, habe ich und meine Mutter Euch auf unsere Arme genommen."

„Es mag so sein, wie Ihr sagt; aber sowohl Euere Gestalt als Euer Name sind meinem Gedächtniß entschwunden."

„Also den Tammut erkennet Ihr nicht wieder? Mein Gedächtniß ist Euch treuer geblieben. Es erkannte Euch, da Ihr vorher des Weges kamet und ich hinter jenem Felsblocke lag. Da fiel mir ein, daß uns viel Unglück verfolgt hat, seit wir Euch und Euern Bruder wegführten. Und heute, da Ihr wieder in unserer Nähe, liegen drei Rommani (Zigeuner) im Kerker und sollen justifizirt werden. Euer Stern war dem unsern feindselig. Und wüßte ich nicht, daß uns einst dennoch Gutes kommen soll von Euch — wer weiß, ob Ihr noch lebtet."

„Woher meint Ihr das zu wissen?"

„Die Kunst meiner Muhme hat sich auf mich vererbt; seit der Uralte in das Land des ewigen Sonnenscheins gegangen, sind wir und ihr Bruder die Einzigen, denen sie sich nicht versagt. Sie aber weiß noch mehr als ich. Seid darum morgen früh, wenn sie hinausgeführt wird — ich sage wenn — gegenwärtig. Vielleicht erfahrt Ihr Etwas von ihr."

„Es sei; ich werde kommen," sprach Conradin. „Doch hütet Euch vor Gewaltthat: als Bote stehe ich unter dem Schutze der Obrigkeiten von Davos und Bergün."

„Sorget nicht; von mir habt Ihr nichts zu fürchten; ja

sollte Euch Gefahr drohen, so würde ich bemüht sein, sie von Euch abzuwehren, sofern ich es kann!“

Der Mann zog sich in das Dickicht zurück und Conradin eilte nun, Bergün zu erreichen und das Schreiben von Davos zu übergeben. Er ging bis zur Albulabrücke hinab und stieg am jenseitigen Ufer wieder hinauf, gegen die Herberge hin, ein noch heute stehendes Haus. Die kunstlos auf die Mauer gemalten Zeichen eines Kruges und etlicher Pokale nebst einer deutschen Inschrift [12]) — mit der Jahrzahl 1554 — verriethen es als Einkehrwirthshaus. In kleiner Entfernung stellte er sich auf und schickte die rufende Stimme empor.

Alsbald zeigte sich der Wirth, Alt-Landammann Nott Clò vor dem Hausthore und fragte zuerst in romanischer, dann in deutscher Sprache nach des Knaben Begehr.

„Ich bin Träger eines Schreibens der Obrigkeit von Davos an den Landammann des Gerichtes Bergün, Herrn Paul Gregory, darf aber kein Haus betreten, weil Euer Ort mit Pest behaftet. Wollet ihm das zu wissen thun, damit er mir weise, wo ich das Schreiben ihm übergeben kann, und mir Dach und Fach und einen Imbiß verschaffe.“

„Wohl, junger Mensch! Bleibt stehen; ich will den Landammann rufen.“

Nach einer Weile sah Conradin den Wirth mit einem rüstigen alten Manne durch die Gasse herabkommen.

„Seid Ihr der Läufer der Obrigkeit von Davos?“ rief er hinab.

Conradin zog den in Papier gewickelten Brief aus seinem Wamse hervor und hob ihn in die Höhe.

„So legt ihn dort auf die Mauer. Die Antwort mögt Ihr übermorgen daselbst abholen. Könnet Ihr so lange nicht

warten, so wird sie durch einen Läufer gen Davos entsendet werden."

„Habe Auftrag, nur eine Nacht hier zu verweilen und muß morgen heimkehren. Wollet mir darum anweisen, wo ich einen Imbiß finde, auch ein Lager zum Schlafen."

„Imbiß nach Nothdurft wird Euch der Herr Alt-Landammann Clò, so hier bei mir steht sammt einem Krug guten Weins auf Unkosten Loblicher Gemeinde Bergün, wie es Brauch, geben und auf dieses Mauersims stellen. Eine Schütte Heu, doch ohne Decke, bringt man in diesen Thurm da, so zwar eine gute Stube hat, aber seit etwas Zeit nicht bewohnt gewesen."

Es dauerte nicht lange, so stellte der Wirth Fleisch, Fische und andere Speise, und einen vollen Krug mit einem vortrefflichen Weine auf die Mauer. Er lächelte über den gewaltigen Appetit, mit welchem der Knabe das Dargebotene verzehrte.

„Krug und Geschirr sind nie gebraucht worden, Ihr mögt Euch deren ungesorgt bedienen," sprach er, gewahrend, daß Conradin den Zinnbecher am Brunnen ausschwenken wollte.

„Ihr habt," fragte der Knabe dann, „morgen eine Exekution. Um welche Zeit und wo?"

„Seht Ihr dort den Galgen auf jenem Hügel? Dort wird man die Drei richten. Morgen früh, bevor die Sonn' aufgeht."

„Was ist's, dessen sie überwiesen sind?"

„Einem Säumer, der seine Rosse da unten in meinem Stall eingestellt, haben sie etliche derselben bei Nachtzeit entführen wollen, und hätten es mit ihrer Teufelskunst auch zu Wege gebracht, so der Säumer nicht ein Hündlein bei sich im Stall gehabt hätte, das sie verrathen. Und einer Dirne

hat die Alte einen Zaubertrank eingegeben. Nach unserm Statut hätte sie darob mit Feuer verbrannt werde müssen. Aber aus Gnaden wird sie sammt den Dieben erhängt werden. Der Nachrichter ist aus Chur sammt seinen Knechten angelangt. Dort im andern Thurm hat er seine Stube neben dem Gemach der armen Sünder."

Conradin, seine Blicke dorthin richtend, gewahrte zwei mit Hallebarden bewaffnete Männer, welche vor dem Thurm auf und ab gingen. Aus einem Fenster schaute ein rothbärtiger Mann.

„Das ist der Meister Frosom von Chur," sprach Clò. „Soll seines Gleichen suchen im Knüpfen einer guten Schlinge und in der Führung des Schwerts."

„Beneide ihn nicht um die schnöde Kunst," antwortete Conradin.

„Ich auch nicht," meinte der Wirth lachend. „Doch ich sehe, Euerm Appetit ist Recht widerfahren. So nehmet Krug und Becher mit Euch. So Ihr noch mehr Wein bedürfet zum Schlaftrunk, so laßt es mich nur wissen. Nicht? Wohl! Schlafsame Nacht!"

Conradin verfügte sich, den Wein mitnehmend, in den nahen Thurm und zog, dem Rathe des Wirths folgend, die schweren Bohlen inwendig vor die Thüre. Auch nachdem er den Krug geleert, dessen Inhalt dem einer Erquickung Bedürftigen willkommen gewesen, konnte er sich noch nicht entschließen, sich niederzulegen. Er blieb am vergitterten Fenster stehen. Des Mondes volle Scheibe beleuchtete die schöne Gebirgslandschaft; dem abwärts Blickenden zeigte sein Licht den Eingang in die furchtbar tiefe Schlucht des „Steins"; gegenüber ragten die gewaltigen Häupter des Aela und Rugnux, während etliche

Häuser die Aussicht auf die hohen Schneeberge um den Albula verdeckten. Aus der Tiefe herauf vernahm er das Rauschen des Flusses.

Zu noch späterer Stunde, da eben der Schlaf ihn umfangen wollte, vernahm Conradin das dumpfe Rollen eines Fuhrwerks von der Straße herauf. Es war der Karren, auf welchem man auch hier die Opfer der Pest in ihre gemeinsame letzte Ruhestätte hinwegführte.

Die Glocke auf dem Gefängnißthurme hatte am folgenden Morgen noch nicht die sechste Stunde verkündet, als Conradin erwachte. Rasch erhob er sich von seinem Lager, öffnete die Thüre und begab sich, Andern folgend, welche dieselbe Richtung einschlugen, nach dem Hügel, der ihm gestern bezeichnet worden. Hier fand er bereits eine harrende Menge aus Bergün und den sämmtlichen übrigen Ortschaften des Gerichts. Er selbst stellte sich, der Vorsicht Raum gebend, abseits von den Leuten.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis der Zug des Malefizgerichts, der Gäumer (Wächter) und die Delinquentin mit den Nachrichtern sichtbar wurde. Irgend etwas mußte vorgefallen sein, das die Verspätung herbeigeführt hatte. Ein dumpfes Murmeln durchlief die Menge.

„Es ist nur die Alte," sagte Einer.

„Die Burschen sind entwischt," ein Anderer.

„Die Gäumer sind durch Zauberei mit Blindheit geschlagen worden," meinte ein Dritter.

„Ihr wisset also nicht," sprach die Magd des Wirthes, „daß die Wächter einen der Zigeuner, der zu entfliehen versuchte, und schon am Fuß des Thurmes angekommen war, erstochen haben und daß nur Einer entflohen ist? Ein schmucker Heide

ist der Todte, das kann ich Euch sagen. Auch trägt er an Fingern und Ohren Ringe von ächtem, lauterm Gold."

So verhielt es sich in der That.

Sobald der Armesünderzug sich der Richtstätte näherte — es war mittlerweile heller Tag geworden —, gewahrte man ein Stück weit hinter demselben ein eigenthümliches Gefährt. Von einem Knechte des Henkers geführt, zog ein Ochse eine Schleife, auf welcher eine alte Kuhhaut ausgebreitet war, und auf dieser lag der Leichnam des erstochenen Zigeuners. Am Todten sollte der Urtheilsspruch des Gerichtes vollzogen werden; so war auf die von den Gäumern geschehene Meldung von den in aller Frühe versammelten Richtern erkannt worden.

Jetzt eröffnete der regierende Landammann als oberster Malefizrichter das Standgericht, das in solchen Fällen, auch nachdem die Sentenz schon im Gerichtshause ergangen war, fast nur pro forma im Freien und zwar meist auf der Richtstätte selbst gehalten wurde. Die Bühne, welche sonst für diesen Zweck aufgeschlagen zu werden pflegte, zu bauen, hatte man der Kürze der Zeit wegen unterlassen. So hielt man im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Standgericht. Der Amtslandammann mit dem Szepter der Justiz in der Hand, die Richter, alle mit Schwert und schwarzem Mantel, der Weibel mit den Farben des Gotteshausbundes und dem weißen Stabe, traten in die Mitte des weiten Ringes, der sich um sie geschlossen.

Der Seckelmeister, ex officio öffentlicher Ankläger, trat vor und verlas die öffentliche Anklage gegen die drei Delinquenten, wie wenn sie alle noch am Leben und gegenwärtig.

„Was habt Ihr darauf zu antworten?" redete der Landammann die Zigeunerin an.

„Wozu die Comödie?“ antwortete diese. „Was Ihr wissen wolltet, habe ich gestern vergichtet (gestanden), ohne die peinliche Frage. Mein alter achtzigjähriger Leib hätte sie nimmer ausgehalten.“

„Ihr habt also bekannt und bekennet jetzo vor dem Standgericht, einem Mädchen unseres Dorfes mit Namen Anna Relia, einen Zaubertrank gereicht zu haben.“

„Es war ja kein Zaubertrank, ein Liebestrank war es, wie ich auch gestern gesagt.“

„Gleichviel, wie Ihr es nennet. Nennet den Namen Dessen der den Trank von Euch verlangt hat.“

„Wie kann ich ihn nennen, da ich ihn nicht weiß?“ antwortete sie ungeduldig.

„Sehet Euch um! Ist er hier gegenwärtig?“

Die Zigeunerin gehorchte. Einen Augenblick ruhte ihr Auge auf zwei Personen: Die eine in ziemlicher Entfernung von den Uebrigen stehend, war ein starkknochiger, breiter Mann mit unschönen, gemeinen Zügen. Als er ihren Blick auf sich gerichtet sah, erblaßte er. Aber die Alte überflog noch einmal die Menge. Jetzt sah sie Conradin. Ein Lächeln ging über ihre Züge.

„Habt Ihr, Angeklagte, Denjenigen erkannt, der Euch gedungen hat, den Trank zu bereiten?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ein Thor, der nicht flieht vor dem Strick des Henkers!“

„Richter des Standgerichts!“ begann wieder der Landammann. „Es war gestern ein Vertheidiger der Angeklagten, der um Gnade für sie gebeten. Heute Nacht ist er an der leidigen Pestilenz erkrankt. Wollt Ihr, daß aus der Mitte des anwesenden Volks ein Anderer an seiner Stelle ernannt werde?“

„So sei es!“ sprach der zweite Richter nach gehaltener Umfrage.

„Also ernenne ich Euch, Hauptmann Peter Nikolai, um für die Angeklagte zu sprechen.“

Ein Mann in mittleren Jahren, dessen Haltung den gedienten Militär verrieth, trat vor.

„Lobliches Standgericht, ich bin bereit,“ sprach er, „für die arme Sünderin zu antworten, obwohl mir solches Amt noch niemals zugefallen.“

„Habt Ihr, Vertheidiger, die Anklage und den Vergicht verstanden?“

„Habe es Alles verstanden.“

„So redet, doch in Kürze. Denn die Angeklagte soll gerichtet sein, ehe denn die Sonne auf die Richtstätte scheint.“

„Wenig genug ist, was ich reden werde. Sehet her, Ihr Richter, diesen alten, erstorbenen Leib, diese Augen, aus denen das Leben schon jetzt entflohen zu sein scheint — gering ist die Zahl der Tage, die der oberste Richter des Weltalls ihr noch vergönnt hätte. Wohl spricht unser Statut ihr das Leben ab durch Euern Mund, und Ihr seid gebunden, laut dem Statut zu richten. Doch hat sie Vergicht gethan, und ob sie es auch nicht ausgesprochen, damit kund gethan, daß sie ob ihres Verbrechens reuig ist. Der barmherzige Gott aber vergiebt alle Sünde, so wir um dieselbe mit Aufrichtigkeit Buße thun. Ich bitte Euch, ihr Richter, seid der armen Sünderin gnädig, wie unser Herrgott auf uns, die wir Alle Sünder, gnädig herabschaut. Ich bitte, Ihr wollet sie ihrer Bande ledig lassen, aber auf ewige Zeit aus gefreiten Landen verbannen. Ich habe gesprochen.“

„Ihr habt als Vertheidiger wohl gesprochen. — Ihr Richter des Standgerichts, wie lautet Euer Urtheil?“

Das Gericht trat aus dem Ring und berieth sich, freilich nur wenige Minuten lang. Dann trat der zweite Richter vor und sprach:

„Das Standgericht hat geurtheilt wie gestern. Gott ist ein barmherziger Richter, aber auch ein gerechter. Unseres Amtes und Eides ist es, ohne Ansehn der Person nach dem Statut Recht zu sprechen. Das Statut aber erkennt, daß Der oder Die, so mit einem Zaubertrank einem Andern Schaden thut, mit Feuer verbrannt werde. Aus Gnaden aber haben wir gesprochen, daß die Todesstrafe erleichtert werde.“

Der Richter zerbrach vor der Delinquentin den Stab und warf die Stücke zu ihren Füßen.

„So, wie ich diesen Stab zerbreche,“ sprach er, „also zerbreche der Henker deine Lebenskraft. Ihm übergeb' ich deinen Leib, daß er ihn nehme und mit einem Strick an diesen Galgen hänge, bis dein Leben entflohen ist. Daran sollst du hängen bleiben, bis die Sonne untergegangen ist. Dann soll man deinen Leib unter dem Galgen verscharren. — Ihr Richter ist recht geurtheilt?“

„Bei unserm Eid,“ sprach der zweite Richter, „recht ist geurtheilt.“

„Einer der Gefangenen ist,“ sprach der Landammann weiter, „da er der Vollstreckung des Urtheils sich entziehen wollte, von den Gäumern getödtet worden. Dort liegt sein Leib. Was soll mit diesem geschehen?“

„Es werde mit dem Leib ebenso verfahren, sprechen wir, als wenn er noch am Leben wäre.“

„Also geschehe!“ rief der oberste Standrichter.

Der Knecht des Henkers hob die Leiche auf seine Schulter, stieg die Leiter hinauf und hing ihr den Strick um den Hals. Dann stieß er, herabgestiegen, die Leiter um.

Jetzt ward die alte Zigeunerin vorgeführt. Wie es üblich war, forderte sie der Landammann auf, eine Anrede an das Volk zu halten, so sie etwas zu sagen wisse. Geistlichen Zuspruch hatte sie als eine Heidin, die in christlicher Lehre niemals Unterricht empfangen, abgelehnt. Obwohl vor den Schrecken des nahen Todes erbebend, und obgleich sie mühsam die Leiter hinaufstieg, überflog doch ein höhnisches Lächeln ihr braunes, verwittertes Gesicht bei des Richters Worten. „Ihr heißet mich reden," rief sie mit gellender Stimme. „So höret den Gruß, den ich Euch zum Abschied zurufe! Fluch Euch, die Ihr das Schwert und den Stab traget; Euch allen Fluch! Ihr hetzet uns durch die Länder, unsern wunden Füßen gönnet Ihr keine Ruhestätte, und wenn wir die Thiere, die nicht weniger unseret- als Euretwegen erschaffen sind, uns aneignen, sprechet Ihr, ungerechte Leute, uns das Leben ab. Die Pest in Euer Gebein, Feuer in Euere Häuser!"

Auf einen Wink des Landammmanns stieg der Henker im feuerrothen Mantel die Leiter hinauf, um seines traurigen Amtes zu warten. Die Alte aber richtete ihren Blick auf den alleinstehenden Conradin. Noch einmal erhob sie ihre Stimme: „Curdin de Saß," rief sie, „dich trifft mein Fluch nicht; du hast zwei Jahre lang unser Brod gegessen. Doch höre, was ich dir sage: Deine Hand wird aufgehoben sein, um den Bruder zu schlagen. Ob deinem Haupt schwebt der Todesengel. Doch die Hand einer alten Frau wehrt ihm. — Sei glücklich!"

Einen Blick, in welchem Wohlwollen lag, sandte sie zu

ihm hinab. Eine Minute später — und der Morgenwind bewegte ihre Leiche.

Nochmals ergriff Paul Gregory das Wort.

„Ihr Richter," sprach er. „Die Urtheile sind vollstreckt. Was soll aber mit dem geschehen, an welchem die Sentenz des Loblichen Malefizgerichts nicht vollzogen werden kann, weil er entflohen ist?"

„Dieser," antwortete der zweite Richter nach rascher Umfrage, „Dieser sei dem Vogel in der Luft, dem Thiere der Wildniß, dem Mörder im Busch übergeben. Wer ihn findet und erschlägt, sei unschuldig an dessen Blut. Wird er aber in unserem Zwing und Gebiet betreten, so verfalle er ohne Gnade dem Urtheil des Loblichen Malefizgerichts."

„Also geschehe es," sprach der Amtslandammann.

Und nun schickte er sich an, nach altem Brauch eine Anrede an das umstehende Volk zu richten.

Allein der Vortrag, kaum begonnen, ward durch eine unruhige Bewegung und durch den Ruf „Feuer!" unterbrochen. Alles richtete seine Blicke auf eine starke Rauchwolke, welche aus einer Gasse, die zum Hauptflusse, der Albula, hinführte, emporstieg. „Es ist Mastral Sareina's Haus" sprachen die Einen. „Nein, Peter Janett's," die Andern. „Das ist das Werk der Zigeuner," meinten Mehrere. So rieth man einen Augenblick hin und her. Aber der Landammann hob das Standgericht auf, obwohl auch der Ortspfarrer bereit stand, zu sprechen, und nun eilte die ganze Menge den Hügel hinab und ließ den Nachrichter und seine Knechte mit der stillen, traurigen Gesellschaft der Gehenkten allein auf der Richtstätte.

Auch Conradin hatte sich hinwegbegeben, in der Absicht, beim Löschen zu helfen. Unterwegs aber holte ihn der Wirth

ein, und als er diesem seinen Vorsatz mittheilte, gab ihm Clò zwar Lobsprüche dafür, erinnerte ihn aber, daß er strenge Weisung empfangen, jede Vermischung mit den Bewohnern einer „kranken“ Ortschaft zu vermeiden. Als Läufer der Landschaft Davos stehe er überdies im Handgelübde derselben und dürfe unter so ungewöhnlichen Umständen, wie die jetzigen, nicht zögern, zurückzukehren. Speise und Wein werde er im Thurme bereit liegend finden. Zugleich übergab er ihm, im Auftrage des regierenden Landammanns, als Empfangsbescheinigung für das Davoser Schreiben, den Abdruck des Siegels des Gerichtes Bergün.

Während unter dem Läuten der Sturmglocke das Volk der Dörfer Latsch und Stuls von den Bergen herabeilte, die Einen, freilich nur in kleiner Anzahl, mit Löscheimern, die Andern mit Feuerhaken versehen, und die Bewohner von Bergün schon auf der Brandstätte arbeiteten, und dem Feuer zu wehren bemüht waren, trat Conradin seinen Rückweg an. Rasch ausschreitend holte er vor Tuors d'Avant eine Streifpartie von Bauern ein, welche auf die Zigeunerbande fahndete. Er gewahrte, wie der Jägersmann von gestern auf eine ziemlich hoch an einem Felsen sichtbare Oeffnung hinwies, die der Eingang zu einer Höhle zu sein schien. Ein kaum bemerkbarer Pfad, den die Ziegen gemacht, führte bis zum Fuße der Fluh selbst. Von hier aus bis zur Höhle vermochte ein verwegener Kletterer wohl vorzudringen. Wie aber die Weiber und Kinder dort hinaufgeschafft worden sein möchten, schien den Streifenden unfaßlich. Und doch hatte der Jäger richtig gerathen!

Grüßend schritt Conradin an der Gruppe vorbei und mäßigte seinen Schritt erst dann, als er die Hütten von Punts d'Alp und Chiaclavuot weit hinter sich gelassen, und er bereits in

Sicht der beiden Seen von Raveischg und der Bergübergänge nach Sartig zur Linken und Val Fontana zur Rechten gelangt war. Dann verweilte er, dankbar der Fürsorge der Bergüner Obrigkeit, von dem Mitgenommenen einen Frühimbiß haltend, am Fuße des letzteren Passes. Die Sonne stand nahe dem Mittag und trotz der bedeutenden Höhe, auf der er sich befand, machte sich die Wirkung ihrer Strahlen selbst in dieser vorgerückten Jahreszeit fühlbar genug. Nachdem er sein Mahl geendigt, schickte er sich an, wieder aufzubrechen, als er auf demselben Wege, den er so eben zurückgelegt, einen Mann heraufsteigen sah; das bunte Gewand, die braune Gesichtsfarbe verriethen den Zigeuner. Es war der Nämliche, der ihn gestern in der Nähe von Bergün belauscht hatte — Tammut. Dieser blieb vor ihm stehen.

„Ihr seid es!“ rief Conradin erstaunt. „Und wohin geht Ihr, während die Bauern den Eurigen nachstellen?“

Tammut wies lächelnd seine perlengleichen Zähne.

„Unser kleiner Stamm ist sicher genug in der Höhle,“ sprach er. „Sie sollen es nur wagen, hinaufzuklettern — ein Hagel schwerer Steine wird sie empfangen. Mich aber hat der Sohn des Uralten Euch nachgesandt. Euch etwas zu offenbaren, das Euch von Nutzen sein wird. Das ist es: Euer Vater lebt jetzt in Mailand mit Euerer Mutter und zwei Kindern. Er ist einer der Gebietiger der Spaniolen. Euere Mutter ist von vornehmem Geschlecht; weil sie aber wider den Willen ihrer Familie geehelicht, ist sie enterbt. Dennoch wird sie und werdet Ihr einst in Besitz großer Reichthümer gelangen, über welche das Geschlecht Euerer Mutter keine Macht hat.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Conradin.

„Ihr werdet es einst erfahren. Fragt jetzt nicht. Ich

werde es Euch kund thun, indem ich dann spreche: Jetzt ist es Zeit."

„Weßhalb aber läßt Der, den Ihr den Sohn des Alten nennet, mir Solches offenbaren?"

„Damit wenn Ihr einst mit Macht und Reichthum angethan seid, Ihr unseres Stammes nicht vergesset und ihm Gutes zu Theil werden lasset."

„Dem Alten und Euch," sprach Conradin, „sage ich gebührenden Dank. Nehmt aber dies Geldstück, Euer Stamm ist nicht mit irdischen Gütern gesegnet."

Tammut lächelte. „Ihr irrt, Junker! An Gold und Goldeswerth besitzen wir weit mehr, als irgend Einer dieser strengen Herren da unten im Dorf. Aber ich nehme dennoch Euere Gabe an, weil sie aus einer barmherzigen Hand kommt. Ihr werdet meine Hände einst mit Gold füllen. Lebt wohl und gedenket unser!"

Er wandte sich um und schritt thalab.

Conradin sah ihm nach; dann stieg er, in tiefe Gedanken versunken, den Paß weiter hinan und auf der andern Seite in rascherem Laufe hinab. In Val Fontana (Schafboden) traf er den Schäfer wieder an, der ihn gestern geleitet.

„Ihr habt Durst, so ihr noch bis Davos gelangen wollt," sprach er. „Rathe Euch, am Dürrenboden zu nächtigen. Bis dort habt Ihr noch zwei starke Stunden, und der kurze Tag neigt sich."

So war es auch. Denn noch ehe Conradin die Paßhöhe des Scaletta erreicht hatte, sank die Sonne hinter die Berge. An den halbvermoderten Gebeinen von Rossen vorüber, die hier und da in Lawinen ihren Tod gefunden, eilte der Jüngling den steilen, treppenartigen Pfad hinab. Es war tiefe

Nacht, als ihm, wie ein freundlicher Stern, aus einem Fenster der einsamen Herberge in der Wildniß ein Licht entgegenschimmerte.

Die Wirthin und zwei Töchter begrüßten den Eintretenden, bereiteten ihm einen fetten „Tatsch" und stellten den Rest eines gebratenen Schafviertels ihm vor. Während er diese derben Speisen mit einem Kruge vortrefflichen Weines hinabspülte, und Jenen von der heutigen Exekution und dem Brande in Bergün berichtete, kündigte das Läuten von Pferdeglocken von der Bergseite her die Ankunft eines Reisenden an. Derselbe, ein bejahrter, aber noch sehr rüstiger Mann von riesigem Wuchs ist uns auch in dieser Erzählung schon begegnet. Es war der Säumer Peter Gruber von der Langen-Wies.

Die Frauen empfingen ihn als alten Bekannten, und Gruber brachte ihnen einen Gruß vom Vater, den er gestern auf dem Bernina getroffen.

„Des Wiedersehens mit ihm," sprach er, „hab' ich mich wegen unserer alten Freundschaft gefreut, obwohl er mir übeln Bericht aus meinem Thal brachte, von dem ich schon seit zwei Monden abwesend bin."

„Weiß wohl, Peter, was du sagen willst," antwortete die Wirthin. „Ihr habt die leidige Pestilenz auch im Schanfigg."

„Ja, und wie dein Mann berichtet, hat sie grade den stärksten Mann im Thal, den Hans Buob, unter den Ersten daniedergestreckt. Thut mir baß leid um ihn. War nicht extra geschwinden Ingeniums, aber ein biederer, redlicher Bundsmann und tapfer wie ein Leu. Hättet ihn sehen sollen Anno 20, da wir Evangelischen aus Sonders ausmarschirten und er uns mit seinem Tannenbaum eine Gasse machte durch das

Mördergesindel. — Aber, Else, du könntest mir grad so einen Tatsch machen, wie dem jungen Mann da."

„Soll geschehen, Peter."

„Und Ihr, junger Mann, von wannen kommet Ihr mit Gunst?"

Conradin gab Auskunft. Ihm gefiel der Alte um seines treuherzigen, frischen Wesens willen. Doch imponirten ihm auch der riesige Wuchs und die gewaltigen Fäuste, mit denen der Säumer den Weinkrug umfaßt hielt.

„Ihr seid aber nicht unsres Landes," forschte Peter weiter, „Euere Sprache verräth Euch als einen Schwaben."

„Bin wohl vor etlichen Wochen aus dem Schwabenland, allwo ich bis dann gelebt, heraufkommen, um in Frankreich Dienste zu nehmen. Und doch bin ich dieses Landes."

„Welches Geschlechts?"

„Ein de Saß."

„Dann seid Ihr aus Unter-Tasna im Engadin. Aber laßt mich sinnen! Welches de Saß Sohn könnet Ihr sein? Es sind deren ja Wenige mehr übrig. Den alten Pitschen de Saß, einen biedern Mann, hab' ich wohl gekannt. Der ist aber seit Jahren verstorben. Dann war da sein Sohn Padrutt, der in den Unruhen Einen erschlagen; dessen Sohn könntet Ihr sein wegen Euerer Aehnlichkeit mit ihm. Seid Ihr wirklich dessen Knab', so hütet Euch, in Engadin zu gehen, denn Euer Vater ist dort vogelfrei erklärt. Erst, wenn nach etlichen Jahren noch mehr Gras über die alten Geschichten gewachsen, mögt Ihr, magari, zurückkehren und Euer Bürgerrecht ansprechen."

Conradin erhielt auf seine Bitte Auskunft über den Großvater und dessen Besitz, über die Parteiungen, welche dessen

Verarmung und die Flucht des Vaters herbeigeführt hatten. Gern lauschte er dann den ferneren Erzählungen des vielgewanderten, vielerfahrenen Alten. Von furchtbaren Strafgerichten Gottes und der Menschen, von Rebellion und Bluthochzeit in dem herrlichen Thale der Adda, vom Ringen eines kleinen Heldenvolkes gegen riesige Uebermacht, von einem verschütteten überaus reichen Flecken, von zerstörten Thälern und Hungersnöthen — aber auch von den eigenen Erlebnissen im Kampfe der Elemente und in der Wildniß, und wie er einst vor Jahren inmitten solchen Wintersturmes geholfen, die schöne Braut eines jungen Freundes aus feindseligen Händen zu erretten: von allen diesen Erlebnissen erzählte dem Jüngling der bejahrte Säumer.

Und noch war ja der Kelch der Drangsale des Bündner Volkes nicht geleert! Stand man doch mitten in einer der furchtbarsten Heimsuchungen, die jemals über das Land gekommen.

Die Wirthin und ihre Töchter hatten ihre Spinnräder in die warme Stube geholt und lauschten den Erzählungen. Von manchem Ereigniß waren sie ja selbst Augenzeugen gewesen, so von den Kämpfen des kleinen Heeres Rudolfs von Salis um den Scalettaberg; wie da eine geringe Schaar, unterstützt von Davosern die nachdrängende Armee der Oesterreicher auf und an dem Berg einen halben Tag aufgehalten; wie der Feind, wüthend über die erlittenen Verluste, die Herberge am dürren Boden geplündert, Alles aufgebrochen und weggenommen und den edlen Wein im Keller in viehischer Trunkenheit aus den Fässern geleert hatte, ja das Haus dem Feuer preisgegeben haben würde, wenn nicht Graf Sulz, der feindliche General, dem es in der kalten Nacht unlieb dünkte, im Freien

zu kampiren, gewehrt hätte. Dem Werke der Zerstörung hatte die Wirthin mit ihren Kindern von einer Alp aus, auf welche sie sich sammt der Viehhabe und dem Werthvollsten an Hausrath geflüchtet, zugesehen, während der Mann unter den Vertheidigern des Thales stand.

Der folgende Morgen sah Gruber und Conradin durch das rauhe Dischmàthal hinausziehen. Im Dörfli schüttelten sie einander, wie alte Bekannte von einander Abschied nehmend, die Hände.

Achtes Capitel.

Ungleiche Brüder.

Conradin hatte die kurze Zeit der Absperrung, welche ihm auferlegt worden, bestanden und ging wieder frei im Hause seines Beschützers aus und ein. Diesem hatte er die Vorfälle auf seiner Wanderung nach Bergün und selbst die letzten Worte der Zigeunerin, auch einen Theil der überraschenden Eröffnungen Tammuts mitgetheilt. Mit Verwunderung war dem Obersten schon vorher die Veränderung aufgefallen, welche in des jungen Mannes Wesen vorgegangen. Sein schüchternes, fast unterwürfiges Wesen war verschwunden. Er, der noch vor wenigen Tagen mehr ein Knabe als ein Jüngling geschienen, trat mit Gehobenheit und dem Selbstbewußtsein auf, welches eine höhere Stellung in der Gesellschaft verleiht. Allein sein verständiger Sinn schützte ihn vor Dünkel und Aufgeblasenheit; sah er doch klar genug, daß in Wirklichkeit seine Stellung im Leben noch die nämliche war, wie vorher; die eines Rekruten,

der seinem Befehlshaber einstweilen noch Knechtsdienste zu leisten hat. Diese verrichtete er ebenso pünktlich und gehorsam, als hätte er keinen andern Beruf in Aussicht, als Ställe zu reinigen, Pferde zu striegeln, Vieh zu füttern und Holz zu spalten. Durch solche Haltung aber gewann er sehr in der Achtung bei dem Obersten. Nach seiner wortkargen Art enthielt sich dieser bisher aller Belobung, zeichnete ihn aber vor dem übrigen Dienstpersonal dadurch aus, daß er ihn mehr um seine Person behielt und ihm auch Schreibereien auftrug, auch wieder zu Botendiensten in und außerhalb der Landschaft ihn verwendete.

Eines Tages rief er ihn zu sich und sprach:

„Conradin, ich bin mit dir wohl zufrieden und gedenke, so du im Regiment also treu deine Pflicht erfüllst, wie als Knecht, dich in Kürze zum Unteroffizier zu befördern und dem König dann weiters zu empfehlen, daß er dich zum Lieutenant ernennt. In zwei Wochen sollt Ihr Euer Fünfzehn auf Flößen gen Basel schiffen und von da auf Nogent ziehen. Zuvor aber muß ich dich, weil der Landschaftsweibel erkranket ist, mit Briefen an etliche Gerichtsvorsteher ins Prätigau hinabschicken. Hast dich des Auftrags, so wir dir nach Bergün gegeben, mit gebührender Vorsicht entlediget, also daß ich dich ohne Sorge gen Jenatz und Luzein entlassen kann. Nur, weil die Krankheit im Prätigau noch grimmiger raset, denn in Bergün, so sei deine Vorsicht und Klugheit noch mehr wahrnehmbar in Allem, was du thuest. Hüte dich wohl, in ein Haus zu treten, Jemand den Handschlag zu bieten oder zu nehmen, irgend was Wollenes, Haarenes oder Tuchenes anzurühren, aus Einem Gefäß mit einem Andern zu essen oder zu trinken, so nicht vorher in deinem Beisein mit Aschenlauge gereinigt worden."

„So ich Einen in Gefahr des Lebens oder in Bedrängniß durch einen Andern sehen würde, soll ich alsdann auch vorübergehen und Dem, so in Noth ist, nicht beistehen?“ fragte Conradin.

Der Oberst sann nach. „Halte du dich nach Gestaltsame der Sachen,“ sprach er, „und wie Herz und Verstand dir gebieten. Ohne Noth aber laß dich in Nichts ein.“

Da es noch ziemlich früh am Tage war, gelangte Conradin, trotzdem, daß er sowohl in Aeuja, wo der Amtslandammann von Klosters innerer Schnitt wohnte, als auch in Saas Briefe abzugeben hatte, noch rechtzeitig genug nach Jenatz, um von dort Abends noch bis Klosters zurückkehren zu können. Hier hoffte er, müde und der Nahrung bedürftig, auf einem einzelnstehenden Heustalle, den ihm der Landammann wies, der Ruhe pflegen zu können. Wein und Speisen hatte man ihm auf einen Baumstumpfe neben dem Stalle hingestellt.

Während er sich an denselben erquickte, vernahm er aus einem unterhalb des Heustalles stehenden Häuschen die laut scheltende Stimme eines Mannes. Die Worte klangen fremdartig; sie waren weder deutsch noch wälsch. Leiser, in flehendem Tone, antwortete eine weibliche Stimme. Conradin stieg herab und blickte durch eine Ritze im Fensterladen in die von einem brennenden Kienspane matt erhellte Stube.

Auf einem Bette lag eine offenbar sehr alte, kranke Frau. Ihr schneeweißes Haupthaar hing in Strängen um ihre magern blassen Wangen; die Arme lagen schlaff auf der Bettdecke. Die dunkeln großen Augen waren auf einen schlankgewachsenen jungen Mann gerichtet, welcher weite blausammetne Hosen, ein pfirsichfarbenes Wams und ein dunkelgrünes Mäntelchen, weite, ziemlich hoch gehende Reiterstiefel trug. Auf einem Stuhle lag

ein großer blauer Reitermantel. Das mit einem zierlichen Schnurr- und Knebelbärtchen geschmückte Gesicht des jungen Menschen konnte für sehr hübsch gelten, aber in den Augen loderte eine wilde Gluth und die Züge waren überdies eben jetzt von einer leidenschaftlichen Empfindung entstellt. Auf der linken Wange trug er ein rothes Muttermal.

Wer die Kranke war, hat der Leser bereits errathen, und in dem Stutzer auch eben jenen Monsieur de Rochepierre wieder erkannt, dessen Bekanntschaft er vor etlichen Wochen im „Wilden Mann" zu Chur gemacht hat. Die Beiden redeten in französischer Sprache mit einander; Mona hatte dieselbe als Engadinerin ebenso wie die spanische Sprache ohne große Mühe auf ihren Wanderungen erlernt.

„Weigere dich nicht länger," sprach der Fremde, „mir deinen Mammon, dessen ich zu meiner Rückkehr nach Frankreich bedarf, auszuliefern. Sah ich doch der glänzenden Dinger eine Menge in jener Kiste dort liegen, als du vor deiner Krankheit ausgingst, um Wein für mich zu holen."

„Du willst mich Dessen berauben, was zu meinem kümmerlichen Unterhalt während des Restes meiner Tage dienen sollte?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Ich will dir ja einige der gelben Stücke lassen," sprach Jener. „Du nennst mich deinen Enkel. Mit welchem Recht, weiß ich freilich nicht. Als ich nach fruchtlosen Nachforschungen nach meinen Eltern aus dem Engadin zurückkehrte und jenes Dörfchen dort passirte, tratest du urplötzlich, wie eine der Parzen in der Mythologie mir in den Weg; du umfaßtest meine Kniee und nanntest mich stammelnd deinen süßen wiedergefundenen Heinz, deinen Enkel Henri, und ludest mich in dein Haus. Ich sei übrigens, setztest du hinzu, der Erbe einer nicht mittel-

losen Frau. Und jetzt sprichst du von „kümmerlichem Unterhalt". Tant pis!"

Thränen rannen über Mona's Gesicht. Ihr Enkel achtete dessen nicht.

„Ich folgte also deiner Einladung, weil es mir grade so paßte. Habe ich wirklich die Ehre, dein Enkel und Erbe zu sein, Alte, so habe ich auch ein Recht auf den Inhalt jener Kiste. Bin ich es aber nur in deiner Einbildung — nun, so nehme ich, was du mir freiwillig giebst, als don gratuit dankbar an, und das Uebrige par force majeure."

„Gewalt gegen deine eigene Großmutter! O Gott! Und fürchtest du dich nicht vor dem Gericht, das der Gottlosen wartet?"

„Dieses Tribunal kenne ich nicht. Gewiß aber weiß ich, daß ich deiner Schätze bedarf, dringend bedarf."

„Ich habe dir schon gesagt, Heinz, daß noch ein anderer Enkel, dein Bruder, lebt und bald erscheinen wird. Er ist dein Miterbe."

„Allons, Faxen! Woher solltest du das jetzt wissen, da du doch erst vorgestern, ehe du krank wurdest, darüber jammertest, daß der angebliche andere Enkel unfindbar zu sein scheine. Zwar mit rechten Dingen scheint es hier nicht zuzugehen; den ganzen Tag hör' ich das Miauen einer unsichtbaren Katze. Und kurz, Madame, her mit dem Schlüssel zu Euerer Schatzkammer, oder — — —"

Indem er so sprach, trat er näher ans Bett und streckte seine Hand nach dem Kopfkissen aus. Mona wehrte ab.

„Also doch — da ist er wohl. Und da sie ihm flehend die Hände entgegenstreckte, spannten sich seine Fäuste um ihren Hals. Es schien um ihr Leben geschehen zu sein.

Im nächsten Augenblicke wurde die Hausthüre aufgerissen und Conradin stürmte in die Stube herein.

„Weg mit Euern Händen!“ rief er dem Fremden zu.

Ueberrascht sprang Rochepierre oder vielmehr Heinz de Saß auf und ließ den Hals seiner Großmutter frei. Diese schien ausgelitten zu haben. Leichenblaß und mit zurückgebogenem Kopfe lag sie da.

„Wer seid Ihr und was thut Ihr hier?“ rief Heinz, sein Schwert ziehend, in gebrochenem Deutsch.

„Euch vor einer Mordthat und diese arme, schwache Frau vor Unbill schützen,“ antwortete Conradin. „Verlaßt augenblicklich dies Haus oder ich rufe die Nachbarn zur Hülfe.“

„Ote-toi, fripon!“ — Doch nimm das!“

Und ehe Conradin den Stoß ganz abzuwehren vermochte, hatte der Andere den Degen auf seine Brust gezückt. Der Stoß glitt aber an einem harten Gegenstande ab. Der Knabe spürte nur einen heftigen Druck und taumelte zurück. Seine Hand riß im Nu das eigene Schwert heraus und dieses kreuzte sich mit dem des Gegners.

Ein gellender Schrei zog Beider Blicke nach dem Bette. Mona hatte sich halb aufgerichtet und „Der Bruder gegen den Bruder — Kain und Abel! Da nimm, Heinz!“ rief sie.

War es das Schwertergeklirr oder der heftige Wortwechsel gewesen, der sie aus ihrer Ohnmacht erweckt, genug: kaum hatte sie einen Blick auf die Streitenden geworfen, so erkannte sie ihren zweiten Enkel und der Schrecken erpreßte ihr jenen Schrei. In der That war die Aehnlichkeit Beider auffallend: dieselben feinen, schönen Züge, dasselbe schwarze, lange Haar, die nämliche Schwingung der Augenbraunen. Aber nichts konnte zugleich einen schärfern Kontrast bilden, als der Aus-

druck der Augen bei Beiden: die des Einen zwar voll und glänzend, aber düster, ein Abgrund der Sinnlichkeit; die des Andern das Bild einer reinen, edeln Seele zurückstrahlend.

Auf jenen Ruf Mona's hatte Heinz den Degen, den er auf das Haupt des Bruders gezückt, niedergesenkt. Auch ihm offenbarte sich sofort seine Aehnlichkeit mit Conradin. Eine Weile stand er unschlüssig; vielleicht kämpfte noch ein Rest von Scham mit der Gier nach dem Golde der Alten, die letztere siegte. Hastig raffte er die Schlüssel auf, welche Mona auf den Boden geworfen, schloß die Truhe auf und riß einen Beutel aus derselben heraus. In diesem Augenblicke aber fuhr blitzschnell etwas Schwarzes aus der Lade heraus und ihm in's Gesicht, das von den scharfen Krallen übel zugerichtet wurde. Mit einem Schrei und Fluche sprang Heinz auf, riß das Thier weg und schleuderte es mit solcher Gewalt an die Wand, daß es wie todt liegen blieb. Den Beutel in der Hand trat er vor das Bett der Großmutter.

„Es nützt Euch nichts, alte Dame," sprach er, „daß Ihr Euer Gold durch diesen schwarzen Teufel hüten lasset! Der Schatz ist dessen, der ihn gehoben hat."

„Armer Uesi!" sprach Mona. „Vorgestern muß er, da ich etwas Geld aus der Lade nahm, hineingekrochen sein. Er ist kein Dämon, und wenn er dir in's Gesicht fuhr, so geschah es, weil er vor Angst und Beklemmung außer sich war."

„Nun, dem sei wie ihm wolle; da habt Ihr etliche Goldstücke; theilt Euch darein oder behalte du es, den die Alte meinen Bruder nennt. Ah, ein Hauptmann in der Armee des Königs von Frankreich, der Bruder eines vil rustre! En attendant, gute Unterhaltung! Ich habe die Ehre, den vornehmen Herrschaften Adieu zu sagen."

Sprach's, indem er mit seinem Taschentuche die Blutspuren aus seinem Gesicht entfernte, und verließ das Haus, begab sich in das Wirthshaus an der „Brücke" und verweilte hier bis am frühen Morgen, obgleich er wußte, daß auch hier der Würgengel Herberge genommen, und sprengte am Morgen, seiner Beute froh, davon.

Bei der höhnischen Rede des ungerathenen Enkels und seinem Weggange rannen Thränen über das bleiche Gesicht der Mona. Dann sprach sie, den Jüngling, der vor ihr stand liebevoll anblickend:

„Ja, Conradin — denn so heißest du ja — du hast deine Großmutter gefunden, und deine erste That war, sie vor Gewaltthat durch ihren andern Enkel, deinen eigenen Bruder zu schützen. Gott hat nicht gewollt, daß der Bruder den Bruder erschlage; er sei gepriesen! Aber — tritt nicht an mein Bett, ich habe einen, wenn auch leichten Anfall der Pest gehabt. Aber ich wußte, daß selbst sie keine Gewalt über mich haben würde, ehe und bevor ich dich wiedergesehen. Jetzt berichte mir, wo du herkommst, wo du gelebt, seit ich dich an jenem Tage des Unglücks verlieren mußte."

Conradin erzählte, soviel er von seinen Erlebnissen unter den Zigeunern und von den ersten Jahren seines Aufenthalts im Schwabenlande an wußte. „Aber," so fragte er dann, „seid Ihr, gute Frau, wirklich meine Großmutter?" Und woher wisset Ihr denn meinen Taufnamen und daß ich in der Wahrheit Euer Enkel bin?"

„Glaubst du, man könne jemals die Züge Derer vergessen, obwohl Zeit und Wachsthum sie anders gestalten mögen, die man alle Tage auf seinen Knieen geschaukelt und auf seinen Armen getragen hat; die unseres Blutes sind und an denen

unsere ganze Seele hängt? Ja, ich bin Mona de Saß, die Wittwe von Pitschen, dem Landammann, und Mutter deines Vaters Padrutt de Saß."

„Und wo sind meine Eltern!" fragte Conradin, forschend, ob seiner Großmutter Angabe mit derjenigen Tammuts übereinstimmen möchte.

„Seit er in spanische Dienste gegangen und hier um seiner Tapferkeit und Klugheit willen rasch emporgestiegen ist, hab' ich ihn und deine Mutter nur einmal gesehen. In Madrid. Es war an einem glänzenden Feste der Papisten. Der König und sein ganzer Hofstaat gingen in der Prozession und dein Vater in prächtiger Uniform ritt an der Spitze einer Schaar Soldaten. Ich erkannte sein Gesicht sogleich; an dem feurigen Muttermal unter seinem linken Aug' hätt' ich ihn erkennen müssen, auch wenn sein Antlitz trotz der Länge der Zeit mir nicht vertraut gewesen wäre. Ich ließ mir nachher seine Wohnung zeigen. Noch war er in des Königs Palast, aber seine Frau, eine überaus schöne und liebartige Dame, empfieng die Mutter ihres Gemahls. Sie schämte sich der Alten nicht, die in unscheinbarem Kleid vor ihr stand. Ihre erste Frage war dann nach Euch, ihren ersten Kindern, die sie und der Padrutt damals zurücklassen müssen, da sie von Schlins fliehen mußten. Ich konnte ihr freilich seit der Zeit, da Ihr geraubt wurdet, nichts über Euch berichten, obwohl ich viele Länder emsig durchwandert und durchfragt. Und da sie, in Thränen gebadet, beklagte, daß ihr wohl nimmer vergönnt sein möchte, Euch in ihre Arme zu schließen, tröstete ich sie und sagte: So gewiß in mir der Glaube an einen allmächtigen Gott felsenfest stehe, so gewiß sei auch mein Hoffen, daß nicht nur ich, sondern auch sie, die Mutter, Isabel, Euch wiederfinden werde. —

Nachher zeigte sie mir ihre zwei Töchter, Euere Schwestern, die sie seither geboren, beides anmuthreiche Mädchen; sie mögen jetzt 15 und 12 Jahre alt sein.

„Ueber diesem Gespräch trat dein Vater herein. Ein schlechter Mann war er niemals gewesen, aber jachzornig und überaus stolz. Alsbald, da er hörte, wer ich sei, fiel er mir um den Hals, und fragte auch sofort nach Euch, und weil ich ihm Nichts zu berichten wußte, seufzte er und sprach: Ich hoffte, in ihnen einst meinen Stamm fortzupflanzen und sie zu solchen Ehren erhoben zu sehen, wie mein Verdienst und des Königs Huld sie mir zu Wege gebracht. Kein zürnend Wort fiel weder von seinen noch von deiner Mutter Lippen, daß ich Euch nicht besser gehütet; denn sie erkannten wohl, welch' bittere Reue ich darob empfunden und daß ich um Euretwillen Jahre lang die Länder der Fremde durchwandert."

Mona verschwieg ihrem Enkel, wie sie wohl bemerkt, daß ihr Sohn, als er sie erkannt, erröthete, weil er sich ihres bäuerlichen Aussehens und Gewandes schämte. Das bessere Ich hatte jedoch die Oberhand in ihm bekommen. Sie fuhr fort:

„Ich könnte dir noch Mehreres von deinen Eltern und Schwestern erzählen, doch — morgen ist ja auch noch ein Tag. Nur dies: Jenes Geld, das dein unwürdiger Bruder mitgenommen, ist zum Theil der Rest einer größern Summe, die deine Mutter, welche eines vornehmen und reichen Geschlechtes ist, aus dem Erbe von einer Pathin, mir mitgegeben hat, da ich Abschied nahm."

Conradin theilte ihr jetzt die Reden der Zigeunerin und deren Enkels mit.

Mona stutzte. „Es ist zwar," sprach sie, „den Worten dieser braunen Heiden, deren ich auch in Hispanien Viele

gesehen, nicht zu trauen. Doch ist Wahres in dem, was dir der Tammut offenbart hat. Denn deine Mutter ist in That und Wahrheit enterbet worden von ihrem stolzen Vater, weil sie wider dessen Willen sich vermählet. Doch jetzo thust du wohl daran, dich zur Ruh zu begeben. Droben in der Kammer steht ein gutes Bett, in welchem dein Bruder gelegen."

Als aber Conradin am folgenden Morgen nicht herabkam, ward Mona von der Furcht ergriffen, er möchte erkrankt sein. Und so war es auch. Hatte er den Keim der Pest unterwegs in sich aufgenommen oder in der Stube der Großmutter, oder hatte der unbegreiflich sorglose Bruder den Ansteckungsstoff in seinen Kleidern mitgebracht — genug, als Mona trotz ihrer großen Schwäche sich erhob und hinaufging, erkannte sie sofort an ihm die Symptome der furchtbaren Krankheit.

Einen Moment war sie wie niedergeschmettert. „Großer Gott!" rief sie, die Hände ringend, „kaum daß ich die Langgesuchten gefunden, soll ich sie wieder verlieren! Der Eine, als Räuber an seiner eigenen Verwandten, wieder in die Welt gezogen, der Andere in höchster Lebensgefahr!"

Aber ihre willensstarke Seele ward nicht geknickt; sofort rüstete sie Alles zur Pflege des Enkels und bereitete Arzneien und Umschläge.

Gegen Mittag traten Wilhelm Garbald und seine Braut ins Haus. Auch Wilhelm war kürzlich von der Pest befallen worden und — Dank der Pflege Mona's genesen. Sie brachten ihr Lebensmittel und Wein, nachdem sie gestern erfahren, daß auch sie einen Anfall der Seuche gehabt. Wilhelm bot seine Hülfe bei der Pflege an, aber Mona lehnte dankend ab. An den Speisen und dem guten alten Wein stärkte sie sich gern.

Mit Freuden gewahrte Mona, daß die Mittel, die sie in

Anwendung brachte, sich wirksam erwiesen. Nach Verlauf einiger Stunden traten Schweißperlen auf Stirne und Händen hervor, und bald flossen sie so reichlich, daß an der glücklichen Krise kaum mehr zu zweifeln war. Auch verlor sich der unauslöschliche Durst, der unnatürliche Glanz der Augen milderte sich, ruhiger ging der Athem. Schon gegen Morgen kehrte das Bewußtsein völlig und bleibend zurück.

Die grause Fracht, welche Clas Jöri heute nach Klosters führte, war seine letzte. Die Peitsche schwingend, saß er hoch aufgerichtet auf dem Brett, das ihm als Sitz diente, und sang ein lustiges Lied, während die Todten, geschüttelt und hin und her geworfen durch die Stöße, die der Karren auf dem steinigen Wege erhielt, wieder Leben bekommen zu haben schienen.

„Gepriesen sei die Mona, die mich den Pestsegen gelehrt!“ rief er jetzt frohlockend. „Habe Alle, so jetzt dort draußen liegen, in den Baum oder auf den Karren gelupft und in der ersten Zeit auch gewaschen und angekleidet, und bin dennoch heil und gesund blieben! Die Pest mag mich nicht! Und heut' fahr ich die Letzten hinaus die in Mombiel noch am Leben, denn auch der Christen Heldstab wird ein todter Mann sein, ehe die Welt um einen Tag älter ist. Dann heirath' ich seine Schwester und ganz Mombiel ist mein! Juchhe!“

Der Jubelruf, den er laut erschallen ließ, hallte an den Felsen wieder, erschreckte aber den Schimmel. Unwillig den Kopf schüttelnd, warf er sich in einen tollen Galopp, stürmte den steilen Abhang hinab und überschlug sich. Der Karren mit seiner schrecklichen Last stürzte um und entleerte sich auf

die Straße; Clas Jöri ward mit solcher Gewalt an einen Felsblock geschleudert, daß der Kopf zerschmettert wurde.

Eine Frau in Aeuja, die von der Brücke aus den Vorgang mit angesehen, brachte den Bericht dem regierenden Landammann, der, wie erwähnt wurde, in Aeuja wohnte. Durch die Zusage eines ansehnlichen Lohnes bewog dieser einen armen Hintersässen, der die Pest gehabt hatte, den nothdürftig mit Seilen geflickten Karren wieder zu beladen und nach Klosters zu führen. Er lud auch den Clas, dessen Tod außer Zweifel stand, auf, und warf ihn mit den Andern in die Grube, die er selbst noch gegraben.

An ihm erfüllte sich also das bekannte Sprüchwort, aber auch der alten Mona Prophezeiung buchstäblich.

Christen Heldstab aber, auf dessen Tod Clas so sicher gerechnet, weil derselbe seinen todtkranken Bruder gepflegt, blieb, der Einzige seines Geschlechts, verschont und ward der Stammvater seiner noch jetzt in Klosters und Mombiel blühenden Familie.

Zweites Buch.

Neuntes Capitel.

Unterwegs nach Paris.

Der Churer Stadtschreiber und Hartmann Planta, die wir am Schlusse des fünften Capitels in Basel zurückgelassen, waren inzwischen ungefährdet bis nach Maison Rouge, einer Poststation, etwa zwanzig Stunden vor Paris, gelangt. Vor der Herberge zum „Ecu de France" stiegen sie von den durch den langen heutigen Ritt ermüdeten Gäulen, führten sie selbst in den Stall und reichten ihnen die von den Knechten gebrachten Heu- und Gersterationen. In der Wirthsstube saßen Gäste an verschiedenen Tischen, die Einen mit dem Verzehren der Abendmahlzeit beschäftigt, Andere derselben gewärtig, während mehrere Landleute dem neuen Wein zusprachen, den der Wirth heute zum ersten Male ausschenkte.

Einige der Gäste müssen wir näher ins Auge fassen. Am Haupttische, nahe den Fenstern, sehen wir einen jungen Mann in gewählter Reisekleidung sitzen, der offenbar der Vornehmste unter Dreien war, obgleich auch der Eine der beiden Andern, im mittleren Alter stehend, keineswegs einer viel niedrigeren

Rangklasse als er selbst anzugehören schien. Alle Drei bekundeten durch ihre dunklere Gesichtsfarbe und den ziemlich kleinen, eher schmächtigen Wuchs die südliche Abstammung; auch trugen sie außer dem Degen, mit welchem die übrigen Reisenden bewaffnet waren, kurze Dolche in ihren Gürteln.

Bei dem Erscheinen der zwei Bündner vor der Herberge hatte der Jüngste der Drei dieselben schärfer ins Auge gefaßt und sodann seinen Begleitern, offenbar erstaunt und zugleich erfreut, einen Blick des Einverständnisses zugeworfen und einige Worte in einer fremden Sprache zugeflüstert. Hierauf war er verschwunden, und so kam es, daß Planta und Tscharner bei ihrem Eintritt in die Wirthsstube nur seine beiden Begleiter vorfanden. Die Bündner näherten sich einem Tische, an welchem nur ein älterer Herr mit einem hübschen Knaben, der fünfzehn Jahre zählen mochte, Platz genommen hatte. Dem höflichen Gruße der Beiden ward Seitens des Herrn ein nicht minder artiger Gegengruß und die Einladung, sich an seinem Tische niederzulassen. In der geräumigen, fast einer Halle ähnlichen Küche handtirten die Wirthin, etliche Köche und Dienerinnen, aber auch dort saß eine Anzahl von Reisenden, die zuerst gekommen waren, und füllten den für die Gäste bestimmten Raum dieses Lokales fast aus.

Zwischen dem älteren Herrn und Tscharner entspann sich bald ein Gespräch; Planta, des Französischen nur soweit kundig um dasselbe zu verstehen, spielte mehr den aufmerksamen Zuhörer, als daß er an der Zwiesprache sich selbst betheiligt hätte. Daß die beiden Herren aus einem fremden Lande kamen, hatte der Franzose sofort erkannt; denn nicht blos der Accent verrieth Tscharner als Nichtfranzosen, sondern auch die Kleidung, Gesichtstypus, Gang und Haltung, Schnitt des Haares u. s. w.

Der vornehmere Franzose, zu allen Zeiten ein gehorsamer Diener der Mode, trug damals schon nicht mehr das kurze Wams, die weite Kniehose mit Schuhen, den hohen konischen Hut aus der Zeit der Heirath der Königin Anna von Oesterreich, sondern schon den Radmantel, die bis auf die Hälfte des Beines reichende und dort zusammengebundene, spitzenverzierte Hose und sehr weite niedrige Rohrstiefel, den Schlapphut mit Federn, während das mailändische, in Stoff und Schnitt zwar würdevoll, aber immerhin einfach gehaltene Kostüm der Bündner sofort die Fremden ankündigen mußte.

Der französische Herr schien erfreut zu vernehmen, daß Tscharner und Planta morgen denselben Weg einzuschlagen gedächten und das nämliche Reiseziel hätten, wie er; zu ihrem Erstaunen wußte er, daß Bünden eine selbstständige Republik bildete und zu den fidèles alliés und bons amis Frankreichs gehörte, während früher wenigstens, selbst sehr gebildete Franzosen, sofern sie überhaupt von Bünden gehört hatten, dasselbe ohne Weiteres unter dem Kollektivbegriffe „Suisse“ geographisch einzuordnen pflegten. Ueber den Zweck seiner Reise äußerte sich Tscharner natürlich nicht; da er jedoch den Wink fallen ließ, daß sein Gefährte eine Offiziersstelle im bündnerischen oder in einem Schweizer-Regimente suche, so mochte er den französischen Herrn glauben lassen, sein Anliegen in Paris stehe hiemit in Verbindung. Als derselbe sich an Planta mit der Frage wendete, ob er denn auch mit einem Empfehlungsbriefe an irgend einen Herrn vom Hofe versehen sei, glaubte Jener, des ihm von Oberst Guler ertheilten Rathes eingedenk, dessen Schreiben an den Marschall von Coeuvres nicht erwähnen zu dürfen.

„Das wird Euere Sache, junger Herr, wenig fördern,“

sprach der Franzose, „ich kenne zwar Eure Familie, aber ein berühmter Name genügt nicht, um den König zur Ausfertigung eines Offizierbrevets in der Schweizergarde zu vermögen. Zudem steht Euere Familie im Rufe, Spanien und Oesterreich allzu anhänglich zu sein."

„Es giebt, mein Herr," antwortete Hartmann, „spanische Planta's und patriotische Planta's. Zu den Letztern gehöre ich."

„Gut geantwortet. Aber Ihr graubündnerischen Patrioten zählt unter Euch mitunter sehr hitzige oder harte Köpfe, die ihren eigenen Weg gehen und Frankreich nöthigen möchten, sein Geld und seine Soldaten für die Ziele Euerer Politik zu verwenden, und welche dennoch von unsern Staatsmännern guten Rath nicht annehmen wollen, weil sie glauben Bünden's Allianz sei für Frankreich so wie so unentbehrlich."

Tscharner stutzte. Sollte dieser feine Herr, dachte er, der mit der jüngsten Geschichte und der Politik der III Bünde so vertraut zu sein schien, in irgend einer nähern Beziehung zum Kardinal von Richelieu stehen?

„Ihr werdet aber doch," antwortete er, „zugestehen, daß Bündens eigenstes Interesse es fordere, daß es wiederum in Besitz des Veltlins und der beiden Grafschaften gelange."

„Gewiß, mein Herr, und wenn die grauen Bünde stark genug sind, diese schönen Provinzen *ohne* fremde Hülfe wieder zu erobern und zu behalten, wird Frankreich Nichts dagegen einwenden können. Vermögen sie aber das nicht, und verlangen sie unsern Beistand, so müssen sie es sich gefallen lassen, daß wir bei der Ordnung dieser schwierigen und berühmten Angelegenheit, die man die affaire de la Valtelline nennt, ein Wort mitreden."

„Ja, mein Herr," versetzte Tscharner nicht ohne Bitterkeit.

„Frankreich hat ein Wort mitgeredet und es ist der Traktat von Monsonio ein gewichtiges Wort, das uns Bündner zwischen Thür und Angel setzt. Er hat aber der Beliebtheit Eueres jungen Königs bei uns viel Eintrag gethan."

„Ich sympathisire mit Euch; aber Ihr, mein Herr, dem die Politik nicht fremd zu sein scheint, könnet doch im Ernst nicht glauben, daß Frankreich lediglich pour les beaux yeux des Grisons mit Spanien und den Veltlinern sich in Krieg versetzt habe, und dann rê bene gestâ wieder abziehen und Euch Herren Graubündnern das Veltlin überantworten würde? Dergleichen liest man in den Romanen der preux chevaliers, aber in der Politik geht es anders zu. — Aber seht, mein Knabe findet an unserer Unterhaltung wenig Geschmack; er ist eingeschlafen. Freilich haben wir heute eine starke Tagreise gehabt. Wann gedenkt Ihr, meine Herren, morgen aufzubrechen?"

„Bald nach Tagesanbruch; wir wünschten morgen noch La Vallée zu erreichen. Doch, so diese Stunde Euch eine zu frühe dünkt, wollen wir Eurer gern warten."

„Sehr verbunden, mein Herr; Ihr werdet uns jedoch, schon um fünf Uhr in der Küche antreffen. Also gute Nacht und gute Ruhe!"

Auch der Knabe reichte, etwas schlaftrunken, den Bündnern die Hand und verließ mit seinem Vater das Gastzimmer. Dasselbe hatte sich inzwischen geleert; auch die beiden Ausländer, die wir zuerst ins Auge gefaßt, waren bereits weggegangen.

Als Planta mit seinem Begleiter in das obere Stockwerk hinaufstieg, winkte ihm ein Mädchen, dessen Gestalt er vorher

beim Oeffnen der in die Küche führenden Thüre mehrmals gesehen, am Fuße der Treppe stehen zu bleiben.

„Verriegelt Eure Thüre, so gut Ihr könnet," flüsterte sie in schweizerdeutscher Rede. „Und wenn Ihr in der Nacht unbehelligt bleibet, so hütet Euch auf der Reise. Man will Euch und den andern Herrn berauben."

„Woher kommt dir solches Wissen, mein gutes Kind?" fragte Hartmann.

„Ein fremder Herr, der, ehe Ihr ankamet, mit zwei Andern am Tisch beim Fenster gesessen und alsdann hinaufgegangen ist, hat den Aufwärter gefragt, welche Stube Ihr habet und wann Ihr reitet. Auch redete der Eine in seiner Sprache, so spanisch ist, wie der Aufwärter sagt, von Guigne. Das ist ein Ort, etliche Stunden von hier. Vorher aber kommt man durch einen dicken Wald. Also nehmt Euch in Acht!"

„Sei höflich bedankt für dein Warnen! Aber, da du, wie ich vermeine, eine Schweizerin bist, welcher böse Wind hat dich hieher verschlagen?"

„Kann's Euch jetzt nicht sagen, Junker. Also b'hüet Euch Gott!"

Sie verschwand in der Küche.

Planta theilte das so eben Vernommene seinem Reisegefährten mit.

„Und schweizerdeutsch redete sie?" fragte Tscharner.

„Mich dünkt, soweit ich von Basel her mich zu entsinnen weiß, man spreche also im Solothurnischen."

„Aber wer in aller Welt sollte es hier grade auf uns Bündner abgesehen haben? Sind doch reichere und vornehmere Herren in der Herberge, bei denen die Strauchritter bessere Beute sich holen möchten."

„Wäre es nicht zu denken, daß es weniger auf unser Geld als auf den Brief abgesehen sei, den Ihr nach Paris tragen sollet, Herr Stadtschreiber?“

„Bei Gott, Junker!“ rief Tscharner, „Ihr könntet Recht haben. Ist mir doch alle Male, wenn ich den Einen der beiden Fremden, den festen, grauhaarigen, der am ersten Fenster gesessen, angeschaut, der Gedanke kommen, daß ich ihn sonst wohl einmal gesehen haben möchte. Haben sie es aber auf das Schreiben der Häupter gemünzt, so können es blos des Casati Leute sein. Richtig, so ist's! Des Casati Stallmeister ist es, so vordem etliche Male mit seinem Herrn in Chur gewesen. Entsinne mich jetzt wohl seiner.“

„Glaub's selbst auch, sintemalen die Kerle in hispanischer Sprache diskuriret, wie das Mädchen mir gesagt.“

Sie überlegten, ob es nicht rathsam sein möchte, die Pläne der Freibeuter dadurch zu vereiteln, daß sie um etliche Stunden früher aufbrachen. Allein abgesehen davon, daß es etwas Mißliches hatte, in einem ganz fremden Lande, wo sie weder Weg noch Steg kannten, bei Nacht zu reisen, waren sie ja mit dem französischen Herrn übereingekommen, die Reise bis Paris mit ihm zu machen. Dabei zog Tscharner in Betracht, daß sie zu Dritt einem Straßenanfalle eher gewachsen sein möchten, als zu Zweit. Es ward also beschlossen, es bei der Verabredung bleiben zu lassen.

Da in vielen Herbergen Frankreichs und Deutschlands wie auch anderer Länder die Zimmerthüren nicht verschließbar waren, pflegten vorsichtige Reisende einen eisernen Riegel mit sich zu führen, der sich überall an den Thüren anschrauben ließ und wenigstens einigen Schutz gegen einen plötzlichen Ueberfall bot. Auch Tscharner war mit einem solchen versehen, den

er — heute nicht zum ersten Male — hervorzog und ohne Geräusch anschraubte. Zu größerer Sicherung wurde eines der Betten an die Thüre gerückt. Man versuchte in der That während der Nacht zu öffnen. Als die Thüre widerstand, zogen die draußen Befindlichen sich leise zurück und wiederholten ihr Beginnen nicht.

Als die Bündner Morgens in die Küche traten, fanden sie den französischen Herrn und seinen Knaben bereits ihrer wartend.

Das nämliche Mädchen, welches Planta gewarnt, ging aufwartend ab und zu. Von ihr erfuhr er nun, daß sie vor Jahren in des französischen Botschafters Hause zu Solothurn gedient, mit dem Heimkehrenden nach Paris gekommen, dann aber — den Grund gab sie nicht an — hieher verschlagen worden sei. Sie mochte einst sehr hübsch gewesen sein; jetzt besaß sie nur noch Reste ihrer Schönheit, und ihr Wesen hatte etwas Gedrücktes. Aber doch war ihr das Herz aufgegangen, als sie gestern Abend wieder die Laute der Muttersprache vernommen, in welcher der Stadtschreiber und Planta bei ihrer Ankunft ein kurzes Gespräch geführt, und sie hatte dann beschlossen, die Landsleute zu warnen. Vielleicht mochte auch Wohlgefallen an der stattlichen Erscheinung Hartmanns zu diesem Entschlusse beigetragen haben.

Ihrem französischen Bekannten theilten die Bündner die empfangene Warnung mit, stellten es ihm aber, besonders mit Rücksicht auf den Knaben, anheim, ob er bei seinem Vorsatze, in ihrer Gesellschaft zu reisen, beharren wolle.

„Sonderbar," sprach Jener verwundert, „mir ist eine ganz ähnliche Warnung eben jetzt zugegangen. Im Stalle dieser Herberge dient ein Knecht, der einst unserer Pferde wartete,

dann aber das Kriegshandwerk ergriff und, als die Kompagnien entlassen wurden, hier ein Unterkommen fand. Er ist meinem Hause und mir treu geblieben, hat mich heute früh alsbald erkannt und mir zu wissen gethan, daß etliche Kerle, die spät Abends hier eingeritten sind, im Hohlwege des Waldes vor Guigne mich zu überfallen beabsichtigen."

„Habt Ihr denn Feinde, mein Herr?" fragte Tscharner leise.

„Oh, daran fehlt es mir nicht," antwortete Jener lächelnd. „Ihre Zahl ist Legion: es sind die Feinde der reformirten Kirche Frankreichs, zu deren Häuptern man mich zählt. Ihr wisset ja wohl, wie es La Rochelle ergangen ist. Jetzt wird man noch energischer als vorher auf uns, die wir uns zu sammeln beginnen, fahnden."

„Führt kein anderer Weg von hier nach Paris, als derjenige über Guigne?" fragte Tscharner.

„Ohne Zweifel giebt es noch mehrere Wege," antwortete der Franzose. „Wir könnten den Nachstellungen unserer Feinde leicht ausweichen, indem wir statt über Brie und Boissy in einer mehr östlichen Richtung über Jouy gehen, vorher aber ein Stück Weges zurückreiten, um dem Forste von Guigne auszuweichen. In der Nähe von Jouy würden wir überdies ein gutes Quartier bei einem meiner protestantischen Freunde finden. Wenn Ihr nicht sehr pressirt seid, nach Paris zu kommen, so folgt meinem Rathe und bleibet dort mit mir einige Tage verborgen."

„Ich habe Eile, nach Paris zu kommen," entgegnete Tscharner. „Und jetzt um so mehr, als Diejenigen, die mir nachstellen, auch Mittel finden können, mir den Zutritt zu einem Großen des Landes zu versperren."

Der Fremde lächelte. „Der „Große," von dem Ihr sprechet,

ist der Nämliche, der nach mir fahndet. Doch — sind die Spanier und die gestern Abend spät Angekommenen, die im Stall übernachtet haben, bereits fortgeritten?“ fragte er die Solothurnerin. Die Frage wurde bejaht. „Wohl, so warten wir, bis es heller Tag ist, und reiten dann in der Richtung gegen Nangis ein Stück weit zurück. In der Nähe von Jouy, wohin wir gegen Abend gelangen, wird mein Freund Euch mit besseren Pferden versehen, mit denen Ihr Paris schon morgen erreichen könnet. Ist's Euch so recht, meine Herren?“

„Wir können Euch,“ antwortete Tscharner, „nur den aufrichtigsten Dank für so viele Freundlichkeit aussprechen und Euer Erbieten annehmen.“

„Lasset das. Wir sind Religionsgenossen und nun auch Schicksalsgefährten, die einander in Freud und Leid beistehen sollen. Aber noch eine Frage: Für den Fall, daß uns dennoch ein Ueberfall bevorstände, sind Euere Pistolen und Degen in gutem Stande?“

Der Churer Stadtschreiber bemerkte, er sei als ehemaliger Offizier zugleich ein Mann der Feder und des Raths wie des Schwertes, und in Führung der Waffen, die er übrigens auf der Reise stets gut und trocken halte, wohl erfahren. Planta zog seinen langen Hieber aus der Scheide. „In Chur ließ ich diese Waffe von Jakob Montaliner, dem Schwertfeger, schleifen. Sie schneidet so scharf wie ein Scheermesser. Sehet selbst!“ Er nahm ein Haar aus seinem Barte, legte es auf die Schneide des Hiebers und das Haar spaltete sich.

Der treuen Landsmännin schüttelten die Bündner mit warmem Danke die Hand. Eine Belohnung lehnte sie ab. Der Stallknecht, dem sein ehemaliger Herr eine große Goldmünze in die Hand drückte, zeigte sich minder spröde.

Sie erreichten noch am Nachmittag den Landsitz des Herrn von Cominges in der Nähe von Jouy. Der Baron war ein alter Herr mit schneeweißem Haupthaare und Barte, der unter Heinrich IV. schon gedient, lange ehe derselbe König geworden und auch seither der Sache des Protestantismus treue und wichtige Dienste geleistet hatte. Jetzt ruhte er auf seiner schönen Campagne aus.

„Siehe da, mein Freund Jerôme de Mornay!“ rief er, am Thore stehend, aus, als die Ankommenden von den Pferden stiegen, und umarmte seinen Freund. „Ist das Dein Jüngster?“

„So ist's,“ antwortete Mornay — denn kein Geringerer als der Sohn des im vorigen Jahre verstorbenen berühmten Philipp Duplessis de Mornay, des Staatsmannes, Diplomaten, Militärs und Schriftstellers, welchen Heinrich IV. seinen Freund nannte, war der Fremde. „Mein Sohn Philipp liegt noch immer an den Wunden darnieder, die er bei der Vertheidigung von La Rochelle empfing, und an den Folgen der erlittenen Entbehrungen und Strapazen. Dieser da ist, wie Du errathen, mein Jüngster, Pierre. Doch, entschuldiget, Ihr Herren! Erlaube mir, Baron, Dir zwei protestantische Herren aus Graubünden vorzustellen: die Herren von Charner und von Planta. Beide reisen sie, so wie ich, nach Paris. Und damit ich es gleich jetzt sage: sie bedürfen frischer guter Pferde, um gewissen Leuten, die ihnen nachstellen, einen Vorsprung abzugewinnen. Du wirst wohl die Güte haben, sie mit solchen zu versehen. Als Pfänder lassen sie ihre eigenen Rosse zurück,“ fügte Mornay lachend hinzu.

Cominges lächelte, während er einen flüchtigen Blick auf die zwei starkknochigen Gäule der Bündner warf.

„Sie sind unansehnlich," sprach Tscharner, „aber, meine Herren, Ihr werdet günstiger über sie urtheilen, wenn Ihr vernehmet, daß wir unter 17 Reisetagen nur zwei Rasttage gehabt und daß diese Pferde täglich acht bis zehn Lieues, oft noch mehr zurückgelegt haben."

„Vraiment! Das möchte ich freilich den leichtfüßigen Gascognern, die Ihr morgen besteigen werdet, nicht zumuthen. Aber beliebet jetzo, einzutreten und Euch zu erfrischen!"

Das Haus oder vielmehr das Schloß, welches Baron Cominges bewohnte, bildete ein Mittelding zwischen einem uralten, burgartigen Baue und einem solchen aus der Zeit der Renaissance. Offenbar dem Mittelalter gehörte das ziemlich schmale Corps de logis, ein ehrwürdiger epheubewachsener Thurm, mit den Spitzbogen seiner Fenster an, während beide Flügel des Schlosses ganz den Charakter jener geschmackvollen Architektur aus der Zeit Franz I. zeigten. Auch befanden sich die eleganteren Räumlichkeiten in den neueren Theilen des Schlosses, aber der Baron bewohnte mit seiner Tochter das erste Stockwerk des Thurmes, welches mehrere ineinandergehende, zwar nicht sehr große, aber freundliche und vermöge der dicken Mauern im Winter ebenso warme als im Sommer kühle Zimmer enthielt. Das zweite Stockwerk war von dem Bankettsaale fast ganz ausgefüllt.

Auf einer engen Schneckentreppe stiegen die Herren zum Wohnzimmer empor. Bald erschien die Tochter des Hauses, eine wenn auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehende, doch hübsche Dame, deren Gesichtszüge und Haltung große Energie verriethen. Die französischen Gäste begrüßte sie als alte liebe Bekannte, mit Handschlag; die Bündner mit der etwas umständlichen tiefen Verbeugung, welche Fremden gegenüber

vorgeschrieben war. Bald befand man sich bei ein er reichlichen Collation mitten in einem lebhaften Gespräche über die politischen und religiösen Verhältnisse der Zeit.

Hartmann Planta war aufgestanden und hatte, den hübschen Pierre de Mornay zu sich heranwinkend, sich von diesem die Namen der vom Fenster aus sichtbaren Dörfer bezeichnen lassen. Der Knabe, der an dem offenen freundlichen Wesen des Bündners Gefallen fand und auch auf der Reise dann und wann ein Gespräch mit ihm angeknüpft, gab gerne Bescheid, indem er zugleich manche Bemerkung daran knüpfte, welche ebenso sehr von Kenntnissen aus der Geschichte dieses Landestheils als von einem früh gereiften Urtheile Zeugniß gab. Plötzlich unterbrach Planta, auf ein Wappen hinweisend, welches in eine Fensterscheibe eingekritzelt war, des Knaben Rede, mit der Frage, ob dies vielleicht das Wappen der Familie de Cominges sei?

Pierre verneinte die Frage.

„Die de Cominges," antwortete er, „haben drei rothe Sterne und einen von links nach rechts aufrecht schreitenden Löwen. Dieses da aber scheint ein Felsen oder ein Felsblock zu sein."

„Ganz richtig, und genau so ist dasjenige einer Familie gezeichnet, welche in meinem heimatlichen Thale angesessen ist: sie heißt de Saß, was im Französischen de Roche oder de Pierre lauten würde."

Sich bei diesen Worten zufällig umwendend, gewahrte Hartmann, wie die Dame des Hauses aufmerkend ihre Augen auf ihn und den Knaben gerichtet hielt. Als ihre Blicke sich begegneten, erröthete sie, erhob sich rasch und verließ das Zimmer. Planta wußte sich diesen Vorgang nicht zu erklären.

Er besann sich, ob er irgend etwas Unziemliches gethan oder gesagt haben könnte, aber er ward sich dessen nicht bewußt.

Da der Abend noch nicht weit vorgerückt war, stieg er in den Park hinab, welcher hinter dem Schlosse sich ausdehnte. Während er in den anmuthigen Alleen sich erging, sah er Fräulein von Cominges auf einem Seitenpfad auf sich zuschreiten.

„Mein Herr," begann sie, seinen Gruß erwiedernd, ohne Einleitung, „mein Benehmen von vorhin muß Euch fremdartig erschienen sein, und ich bin es ebenso sehr Euch als mir schuldig, hierüber Euch Aufschluß zu ertheilen. Zur Sache also: Habe ich meinen Vater richtig verstanden, so seid Ihr und Euer Freund aus den grauen Bünden?"

„So ist es, Fräulein von Cominges."

„Erlaubet mir die fernere Frage: Wie nennt sich diejenige Familie, über deren Wappen Ihr vorher mit Pierre sprachet?"

„Es ist die Familie de Saß."

„Ein vornehmes, reiches Geschlecht?"

„Nun," antwortete Planta lächelnd, „als vornehm in dem Sinne, wie das Wort gewöhnlich verstanden wird, haben die Saß meines Wissens niemals gegolten. Es ist eine alte, adlige Familie, aber jetzt, soviel ich glaube, ziemlich heruntergekommen."

„Kennet Ihr einen jungen Herrn dieses Geschlechtes?"

„Ich kann diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten. Ich kannte einen alten, braven Herrn dieses Namens, der aber schon seit Jahren nicht mehr lebt, und dessen Sohn, einen Offizier in spanischen Diensten; doch dürfte auch dieser schwerlich Anspruch darauf machen, für jung zu gelten. Ehe ich vor etlichen Wochen unser Land verließ, lernte ich einen jungen

Mann flüchtig kennen, welcher behauptete, in einem Schweizerregimente eine Offiziersstelle zu bekleiden, aber aus Graubünden und zwar aus Schleins, der Heimat derer de Saß gebürtig zu sein. Er nannte sich aber de Rochepierre, was eine Uebersetzung jenes Namens ist."

„Wie sah er aus?" fragte die Dame leise.

„Ein auffallend hübscher Mann, mit reichem Haarwuchse und einer Gestalt so schlank und fein wie eine der Tannen in unsern Waldungen. Unter dem rechten Auge trug er ein kleines rothes Muttermal."

„Er ist es gewiß, er ist es," sprach sie vor sich hin, während ihre Brauen sich zusammenzogen und eine Röthe des Zornes ihr Antlitz erglühen machte. Dann setzte sie, lauter sprechend, hinzu: „So wisset, mein Herr, daß dieser nämliche junge Mann es ist, welcher die von meinem arglosen Vater ihm gewährte Gastfreundschaft damit vergalt, daß er unter dem Vorgeben, einer sehr reichen und vornehmen Familie der grauen Bünde anzugehören, um mich warb, und da ich Thörin — von seinem einnehmenden Wesen und seiner Schönheit bestochen — ihm Zeichen meiner Zuneigung gab, sich mit mir verlobt hat, dann aber plötzlich verschwunden ist, nachdem er meinem guten Vater eine ansehnliche Summe Geldes abgelockt hatte.

„Es ist mir," sprach Hartmann, „äußerst peinlich, zu vernehmen, daß es gerade ein Landsmann von mir ist, der eines solchen Schurkenstreiches Euch und Euerem würdigen Vater gegenüber sich schuldig gemacht hat. Bei Gott! wäre mir dies vor drei Wochen bekannt gewesen, ich würde ihn, um diesen Flecken von der Ehre unseres Volkes abzuwaschen, öffentlich zur Rechenschaft gezogen haben."

„Ich glaube Euch, Herr von Planta! Auch sind wir weit

entfernt, um eines Entarteten willen von Eurer tapferen Nation übel zu denken, obwohl er der einzige Repräsentant derselben ist, welchem ich bisher begegnet war. Mein Vater kannte manche Offiziere Ihrer Nation; hat er doch mit einer Menge schweizerischer Herren unter denselben Königen Kriegsdienste gethan. Doch — es will schon dunkel werden! Treten wir wieder in das Haus."

Fräulein Madeleine de Cominges lenkte während des Gehens das Gespräch auf andere Gegenstände und redete und scherzte so unbefangen darüber, daß Planta sich erstaunt fragen mußte, ob dies das nämliche Mädchen sei, das vorher eine solche Erregtheit an den Tag gelegt hatte. Wenn er auch ihre Selbstbeherrschung bewunderte, so fand er sich doch in diesem jähen Stimmungswechsel nicht zurecht, und ziemlich zerstreut hörte er ihrem witzigen und geistreichen Geplauder zu, bis sie in den Saal zurückgekehrt waren. Man hatte Beider Abwesenheit wohl bemerkt, aber kaum davon Notiz genommen, da die kleine Gesellschaft eben der spannenden Erzählung eines selbsterlebten Vorganges des Barons de Mornay lauschte. Den Eintretenden wiederholte er in Kürze den Anfang seiner Geschichte mit folgenden Worten:

„Es sind jetzt etwas mehr als zwanzig Jahre her, da sandte der König, dessen Verlust wir noch immer betrauern, mich nach einer südlichen Provinz mit einem Auftrage, welcher keinen politischen oder militärischen, sondern lediglich einen administrativen Charakter trug. Meine Hauptgeschäfte, die ich zu besorgen hatte, waren erledigt und ich hatte nur noch in einigen andern Städten eine Revision vorzunehmen. So kam ich eines Abends nach einer Stadt, die an der Küste gelegen ist. Da diese ein wichtiger Platz ist, so hatte der König dort-

hin einen ebenso treuen als energischen Kommandanten gesetzt, dessen Namen ich aber verschweigen muß. Ich machte ihm noch an demselben Abend meinen Besuch und ward von ihm sogleich eingeladen, meine Wohnung im Schlosse zu nehmen und bei ihm zu speisen, und konnte diese Einladung auch unbedenklich annehmen, da seine Stellung ihn nur indirekt mit meiner Mission in Verbindung brachte. Der Kommandant genoß mit Recht weit und breit den Ruf eines Beamten von unbestechlicher Redlichkeit und Rechtschaffenheit und war auch seiner Leutseligkeit wegen allgemein beliebt. Ich schicke diese Bemerkungen voraus als Erklärung für Das, was ich sogleich werde zu berichten haben.

Am Abend des zweiten Tages, nachdem ich angekommen war, machte mich der Gouverneur auf ein Schiff aufmersam, welches schon seit dem Vormittag auf der See lavirte, aber keine Anstalten traf, in den Hafen einzulaufen, obgleich der Wind ein günstiger war und von Südwesten blies. Der Bau des Schiffes kündigte es als ein spanisches an. Wir lebten damals mit Spanien in Frieden, und so kam es, daß ein ziemlich lebhafter Verkehr zwischen beiden Ländern bestand. Was konnte also die Ursache sein, daß jenes Schiff die hohe See hielt? War es einer der Schmuggler, die allerdings gar nicht selten die Küste besuchten, wo gewisse Kaufleute mit ihnen im Verkehr standen? Solche pflegten aber niemals bei Tag sich in der Nähe zu zeigen, weil die Küstenwächter scharf aufpaßten. Auch verfehlten sie nicht, das Schiff aus einiger Entfernung anzurufen und nach dessen Ziel zu befragen. Statt einer bestimmten Antwort stellte der Kapitän die Frage, ob Herr de * * * noch Gouverneur der Insel und des Schlosses sei, und da dies bejaht wurde, erklärte er mit demselben sprechen

zu müssen; ob und wann ihm dies gestattet werde? So auffallend dies Begehren auch dem Kommandanten erschien, so willigte er dennoch ein, stellte jedoch die Bedingung, daß ich als ein Vertrauensbeamter des Königs als Zeuge der Unterredung zugelassen werde. Dies ward zugestanden, und noch ehe die Nacht einbrach, erschien der Kapitän, ein alter Asturier in Begleitung eines noch viel älteren Mannes von auffallend dunkler Hautfarbe, den man leicht für einen Mauren oder Bewohner der nordafrikanischen Küste halten konnte. Doch trug er das spanische Kostüm. Dieser und nicht der Schiffer war es, welcher das Wort führte.

Als der Gouverneur in meiner Gegenwart ihn nach seinem Begehren fragte, sah der Alte mir lange forschend ins Gesicht. Seine physiognomische Studie schien befriedigend ausgefallen zu sein. Er sagte: „Obgleich dieser Herr redlich zu sein scheint, so muß ich doch, bevor ich rede, verlangen, daß Ihr Beide, gnädige Herren, mir schwöret, was ich Euch zu eröffnen habe, fünfzehn Jahre lang geheim zu halten und Niemand zu offenbaren, gleichviel, wer es auch sei, ob Eltern oder Geschwister, oder Freunde oder Priester.“

„Es gibt aber einen Mann, vor dem ich als Magistratsperson kein Geheimniß haben darf,“ sprach der Gouverneur. „Dies ist mein König. Im Uebrigen bin ich bereit, Euch den Schwur zu leisten, sofern er nicht meiner Amtspflicht zuwiderläuft oder es etwas Gesetzwidriges betrifft.“

„So sage auch ich,“ sprach ich.

„Was ich zu offenbaren habe,“ bemerkte der Alte, „ist das Geheimniß eines redlichen Mannes und bestimmt, einigen Personen Gutes zu thun.“

„Wohlan, wenn es sich so verhält,“ sprach der Gouver-

neur, „so wollen wir Beide Euer Verlangen erfüllen. Erweist es sich aber, daß Ihr nicht die Wahrheit geredet, so wollen wir des Eides quitt sein und soll derselbe keine Geltung haben. Das thun wir Euch zum Voraus zu wissen, weil Ihr uns gänzlich unbekannt seid."

„Zugestanden!" antwortete der Alte.

Nachdem wir nun den Eidschwur geleistet, offenbarte er uns Folgendes:

„Vor etlichen Jahren ehelichte die Tochter eines vornehmen spanischen Geschlechtes einen Ausländer und Protestanten, der in der spanischen Armee als Offizier diente. Sie ward deßhalb von ihren Eltern enterbt. Es lebt ihr aber ein Verwandter, ebenfalls von hohem Adel, der zugleich ihr Taufpathe ist und dessen Liebling die Enterbte von Kindheit auf gewesen, da er selbst unverheirathet und kinderlos ist. Da er vernahm, in welch' schwere Strafe sie verfallen sollte, obgleich sie nach seinem Dafürhalten zu edeln Sinnes sei, um einem Unwürdigen ihre Hand zu reichen, wandte er allen Fleiß an, jene Züchtigung von ihr abzuwenden. Aber alle Fürsprache bei den Eltern blieb umsonst. Da beschloß er, denjenigen Theil seines Vermögens, der einst ihr als Erbe hätte zufallen sollen, den sie aber nach dem Gesetz der Provinz, in welcher er und die Eltern lebten, als Enterbte nicht beziehen durfte, außer Landes zu thun und in sichere Hände zu stellen, damit, wenn die Kinder seiner Pathin großjährig werden, ihnen dies Vermögen zu Gute kommen möchte. Diesen Entschluß nun auszuführen, hat er mich, der ich ihm seit seiner Kindheit wohlbekannt und vertraut gewesen, obwohl ich einem verachteten Stamme angehöre, beauftragt, das Geld Euch auszuhändigen, Euch, Herr Gouverneur, da Ihr durch eingezogene Kundschaft

ihm als ein Mann von großer Redlichkeit seid bezeichnet worden, und als Protestant ein Interesse daran haben würdet, daß der Schatz seiner Bestimmung erhalten bleibe. Mein Herr bittet Euch also durch mich, Ihr wollet das Geld in Verwahrung nehmen, klug verwalten, wie sich's gebührt, und zwar so lange, bis ein Mann kommt, der Euch die andere Hälfte dieses uralten Goldstückes siebenfach in ganz dieselben Hüllen verpackt, überreichen und die Worte sprechen wird: Es ist jetzt Zeit. — Dann habt Ihr diesem Manne alles Geld und Geschrift, was zu dem Erbe gehört, auszuhändigen. Zehn vom Hundert des Nutzens sollet Ihr alljährlich als Verwaltungsgebühr in Abzug bringen und für Euch behalten. — Nun sprechet, gnädiger Herr, ob Ihr den Auftrag meines Herrn und Freundes annehmen wollet?"

Der Gouverneur sann eine Weile nach.

„Weiß noch irgend ein Mensch um diese Sache?" fragte er.

„Niemand, außer diesem Schiffer, der ein redlicher und verschwiegener Mann ist, und mein ältester Enkel, dessen ich ebenfalls versichert bin. Er hat mich begleitet und wird uns beim Transport des Schatzes in Euer Schloß Hülfe leisten."

„Wohlan," sprach der Gouverneur, nachdem er nochmals nachgedacht, „ich will Euerm Herrn zu Willen sein und seinem Auftrage nachleben. Aber wenn ich vorher sterben sollte, ehe die Zeit gekommen ist?"

„Alsdann geht das Geheimniß und die Verwaltung an Euern Sohn über, der, wie uns wohlbekannt, bei Euch lebt und ebenfalls ein zuverlässiger Mann ist."

„Das ist er," sprach der Kommandant, „Gott sei Dank. Weil ich aber schon vorgerückteren Alters bin, erheischt es die Vorsicht, daß ich ihm das Geheimniß bald mittheile. Auch

kann ja, wenn von Neuem Krieg ausbricht, mir bestimmt sein, bei der Vertheidigung dieses Platzes plötzlich hinweggerafft zu werden."

„Thut, wie Ihr für gut findet," sprach der Alte.

Dann trat er mit ihm abseits, überreichte ihm das halbe Goldstück und nannte ihm die Namen seines Herrn und der enterbten Familie.

In der Nacht hat darauf der Schiffer seine Barke am Schlosse angelegt und der große Schatz — es waren drei schwere Kisten mit eitel Silber- und Goldstücken angefüllt — von dem Schiffer, dem Alten und seinem Enkel, der den Namen Tammut führte, und von uns Beiden in den Keller des Schlosses gebracht und allda in einem ganz sichern Versteck, von welchem sonst Niemand wußte, untergebracht. In derselben Nacht sind sie wieder hinweggefahren. Im Städtlein ging hierauf die Rede, daß ein Schmuggler große Vorräthe von Waaren abgeladen hätte. Ich selbst habe dann dem König insgeheim von dieser Sache Bericht gebracht und er hat mich zuerst hart erschreckt, indem er sagte: „Bon, wenn wir einmal Geld brauchen, wissen wir, wo wir welches finden. Es ist ja spanisches Geld." Nachher aber, da er gewahrte, wie unlieb mir seine Rede war, hat er gelacht und mich einen niais gescholten, der nicht wisse, was Scherz sei."

„Lebt der Gouverneur noch?" fragte Tscharner.

De Mornay bejahete. „Er ist jetzt sehr alt, wartet aber noch immer auf den Mann, der kommen soll und die Worte sprechen: Es ist jetzt Zeit."

„Welcher Nation gehörte denn der Alte an?" wünschte der Hausherr zu wissen.

„Er war ein Zigeuner," antwortete de Mornay lächelnd.

„Ein Zigeuner?“ riefen Alle erstaunt.

„Euere Verwunderung,“ sprach Mornay, „wird sich mäßigen, wenn Ihr erfahret, daß dieser Mann nicht nur das Haupt eines großen Stammes war, sondern auch durch seine Bildung, welche er einst empfangen, über das Niveau seiner Genossen weit hinaus ragte. Dabei war er ein Mann von seltener Rechtschaffenheit. Sonst hätte ihn jener spanische Grande gewiß nicht zum Vertrauten eines so wichtigen Geheimnisses gemacht. Trotz seiner hohen Geistesgaben war ihm, als dem Angehörigen eines verachteten Volkes, überall der Zutritt zu Aemtern und Würden verschlossen; aber er hat jene zum Besten der Stämme, die ihm unbedingt ergeben waren, verwendet und auch andern Menschen, vor Allem seinem Herrn und Freunde wichtige Dienste geleistet. Das erfuhr ich aus dem Munde des Schiffers, der ihn und seine Leute gar wohl kannte.“

Zehntes Capitel.

Das Gefecht.

Der folgende Morgen sah unsere Freunde in Begleitung der beiden Mornay und zweier Dienstmannen des Barons, alter Soldaten, die unter seinem Befehle die Feldzüge mitgemacht, auf dem Wege nach Paris, das man am Abend zu erreichen hoffte. Der Zug bewegte sich in raschem Schritte, aber in militärischer Ordnung vorwärts. Nichts schien aber solche Vorsicht nöthig zu machen. Je weiter man kam, desto zahl- und volkreicher wurden die Ortschaften, und immer häufiger gewahrte man in der Nähe derselben nicht blos stolze Schlösser

des Adels, sondern auch hübsche Landhäuser, deren modernere und bescheidenere Bauart errathen ließ, daß ihre Eigenthümer dem wohlhabenden Bürgerstande der Hauptstadt angehörten. Außer zahllosen Fußgängern und Reitern sah man auch immer öfter zwei- und vierrädrige Fuhrwerke aller Art, von der schweren vergoldeten Kutsche irgend eines hohen Adligen oder Geistlichen bis zum Karren des Gemüsehändlers herab, auf der Straße: Alles strebte der nicht mehr fernen großen Centralsonne Frankreichs zu. Wer würde es, am hellen Tage und mitten unter so vielem Volke wagen, einen Zug von fünf wohlbewaffneten Männern anzugreifen?

Man näherte sich dem Dorfe Charenton, wo die Mittagsmahlzeit eingenommen werden sollte, und André, einer der Reiter war hineingeschickt worden, um dieselbe in der „Ville de Paris" zu bestellen. Nach einer Weile kehrte derselbe in gestrecktem Galopp zurück und berichtete de Mornay, in der erwähnten Herberge eine Anzahl gut bewaffneter und verdächtig aussehender Fremder, unter denen drei Spanier seien, angetroffen zu haben. Dem Gespräche dieser Letzteren habe er, als Bearner des Spanischen nicht unkundig, entnommen, daß sie schon seit dem Morgen auf zwei Reisende ungeduldig warteten, welche ihnen gestern und vorgestern ausgewichen seien. Hier aber, wo zwei Hauptstraßen sich vereinigten, könnten die Gesuchten ihnen nicht mehr entgehen. Während ihrer Unterredung habe ein älterer Mann, der das Aussehen eines Raufboldes habe, und mit vier andern Gesellen derselben Art mit den Spaniern am gleichen Tisch sitze, den Wirth gefragt, ob nicht schon gestern Abend oder heute früh ein vornehm aussehender Herr, dessen Beschreibung genau auf den Baron gepaßt, mit einem etwa fünfzehnjährigen Knaben den Ort passirt

habe. Der Wirth habe die Frage verneint, zugleich aber den Gesellen bedeutet, daß der Cardinal de Richelieu ein wachsames Auge auf Raubgesindel halte und daß die maréchaussée in der Umgegend fleißig patrouillire. Statt irgendwie durch diese Warnung eingeschüchtert zu werden, haben die Kerle nur einander angesehen und gelacht. Ob diese Letzteren mit den Spaniern verbündet seien oder nicht, vermöge er nicht zu sagen, gewiß aber sei, daß sie mit den Andern wohlbekannt, da sie Alle die Köpfe zusammengesteckt und heimliche Zwiesprache gepflogen. Er selbst, nachdem er den Schoppen Wein, den er getrunken, bezahlt, habe jetzt alsbald für gut befunden, sein Roß wieder zu besteigen, um den Herren entgegenzureiten und sie zu warnen.

„Daran hast du recht gethan, André," sprach Mornay. „Was ist nun zu thun, meine Herren? Offenbar haben diese Strolche den Plan gefaßt, uns gemeinschaftlich anzugreifen, weil sie dann die Uebermacht haben. Reiten wir keck durch das Dorf, so werden sie uns hinter demselben anfallen; umgehen wir es, so lauern sie uns noch vor den Barrieren von Paris auf."

„Seht dort schon die Antwort auf Euere Frage, Herr Baron! Irre ich nicht, so sind sie es, die aus dem Dorfe hervorsprengen."

In der That sah man jetzt sieben Reiter im Trab aus der Dorfgasse hervorbrechen.

„Sie machen wirklich gemeinschaftliche Sache miteinander," sprach Mornay. „Bilden wir eine Reihe; Ihr, André und Jean, auf den Flügeln, wir in der Mitte; Pierre begiebt sich hinter die Front."

„Mais, papa," wendete dieser ein.

„Thu was ich dir sage, Knabe!“ befahl der Baron. „So! Und nun mögen sie kommen!“

Sie hielten die Pistolen schußbereit.

Der Vorderste der fremden Reiter, jener ältere, kecke Bursche dessen André erwähnt hatte, hielt mit seinen Leuten und den Spaniern in einer Entfernung von etwa 20 Schritten an.

„Gebt Raum, Ihr Herren, wenn's beliebt!“ rief er ihnen zu. „Die Straße ist des Königs. Wer giebt Euch das Recht, sie zu sperren?“

„Ehe Ihr passiren könnet, müsset Ihr Euch legitimiren. Wer seid Ihr und wohin reitet Ihr?“ fragte der Baron.

„Et vous?“ entgegnete der Andere lachend. „Seid Ihr etwa Offiziere der maréchaussée? Euere Uniformen tragt Ihr wohl im Mantelsack? Nochmals: Gebt Raum!“ Und seine Pistole erhebend, spornte er, den Andern winkend, sein Pferd an.

In demselben Augenblicke hatte Mornay sein Roß steigen lassen und, nach einem Blicke rückwärts auf seinen Sohn, gefeuert. Der kecke Führer der Wegelagerer stürzte, tödtlich getroffen, vom Pferde.

Es entstand nun ein scharfer Kampf; Schüsse knallten auf beiden Seiten, dann zogen sie die Schwerter und etliche Minuten hindurch war Alles in Pulverdampf gehüllt und in den Knäuel eines Handgemenges verwickelt. Es war zweifelhaft, welcher der beiden Parteien der Sieg zufallen werde. Da sprengten zwei Reiter in der hellblauen Uniform und den blinkenden Harnischen der maréchaussée heran, und mit raschem Blick den Stand des Gefechtes überschauend, warfen sie sich auf die Strolche, deren sie zwei niederhieben. Jetzt ergriffen zwei der Uebrigen die Flucht, von den Gensdarmen verfolgt.

So kurz das Gefecht gewesen, so waren doch nur zwei Theilnehmer an demselben unverwundet geblieben: Tscharner und Mornay. Drei der Wegelagerer, Don Luis, der andere Anführer, sowie einer von dessen Leuten waren todt, alle Uebrigen, auch Mornays Sohn hatten mehr oder weniger schwere Wunden davon getragen. Mit Staunen und Entsetzen schauten selbst sie auf den Boden, wo der Kopf und die eine Schulter mit dem Arme des einen der Angreifer lag, während der Rumpf vom Pferde herab hing. Ein furchtbarer Hieb Hartmann Plantas hatte hier das nämliche Kraftstück vollbracht, das jenem schwäbischen Ritter, wie Sage und Lied berichten, einst in Palästina gelungen war.

„Pardieu quel coup!“ rief de Mornay.

„Ihr sahet ja, Herr Baron,“ bemerkte Planta lächelnd, „wie scharf unser Schwertfeger in Chur meine Klinge geschliffen. Wenn er von diesem Streiche hört, wird er sich freuen. Der arme Bursche da hatte weiche Knochen, meine Klinge fuhr durch, wie ein Messer durch eine Schlage Butter!“ Aber Planta selbst blutete stark von einer Hiebwunde und de Mornays Aufmerksamkeit und Sorge wurde durch einen Blick auf Pierre von jenem Schauspiele abgezogen, welchen eine Kugel an der Schulter gestreift hatte.

Mittlerweile waren auch die Bauern aus dem Dorfe durch den ungewöhnlichen Vorfall herbeigelockt worden; einige erschienen bewaffnet, um den, wie es hieß, vornehmen Herren Hülfe zu bringen. Auch der Wirth war gekommen und er hatte die in der Nähe streifenden Gensdarmen herbeirufen lassen. Letztere kehrten mit einem der Flüchtlinge dem sie bereits Handschellen angelegt, zurück, der andere war von ihnen niedergeschossen worden. Bald erschienen Leute aus dem Dorfe

mit Tragbahren, auf welche die Todten und die schwerer Verwundeten gelegt wurden, und so bewegte sich der Zug in die Ortschaft. Den Herren räumte der Wirth seine besten Zimmer ein; es ward ein tüchtiger Wundarzt aus der Stadt gerufen. Dieser kam noch am späten Abend; Pierre's Wunde erklärte er für ganz ungefährlich; Planta und André sowie den andern Reiter Jean dagegen befiel schon in der Nacht ein tüchtiges Wundfieber. Bis am folgenden Morgen verweilte Tscharner noch bei seinem Landsmann, dann nahm er von ihm, den beiden Mornay's und den wackern Dienstmannen Abschied. Schon vor Mittag stieg er in der Herberge zu Poulet au pot ab.

Elftes Capitel.

Le poulet au pot. — Der große Cardinal.

Der Wirth zum Poulet au pot, Jacques Priolé, ein Protestant, war einst unter Heinrich IV. Soldat gewesen, hatte dann, als sein König das Schwert in die Scheide gesteckt, geheirathet und nicht weit vom Louvre ein estaminet und später eine Herberge errichtet, welche besonders von Hugenotten Zuspruch erhielt, obgleich auch Katholiken die guten Bissen, welche Dame Catherine zu bereiten verstand, nicht verschmähten. Ob er seiner Herberge jenen etwas ungewöhnlich klingenden Namen zu Ehren des bekannten landesväterlichen Wunsches seines Königs und Feldherrn oder darum gegeben, weil die gebratenen Hühner der Frau Priolé eine gewisse Berühmtheit genossen, wird jetzt schwer zu ermitteln sein. Gewiß

ist, daß die Herberge sich einer sehr großen Popularität und Kundsame erfreute, denn die Gäste fanden dort nicht nur vortrefflich bestellte Küche und Keller, sondern auch ein freundliches Wort und mäßige Kreide. Während Priolés Frau als das Muster einer Wirthin der alten Zeit den ganzen Tag das Küchenpersonal beaufsichtigte, bei feineren Gerichten mit Hand anlegte, häufig die Gäste selbst bediente und erkrankte Fremde treulich pflegte, hielt Priolé die Gaststube, den Keller und die Stallungen in Ordnung und machte alljährlich Reisen, um seine Weinkäufe zu besorgen, wobei er nach und nach einen Schatz von Beobachtungen und Erfahrung eingeheimst hatte, der ihn zu einem ebenso unterhaltenden als belehrenden Gesellschafter machte. Seine Bekanntschaft mit Hugenotten in ganz Frankreich war eine so ausgebreitete, wie wohl wenige Männer seiner Confession sie besitzen mochten, und in Paris selbst gab es kaum einen Glaubensgenossen, den Priolé nicht kannte. In Folge dessen war er aber auch mit den Verhältnissen am Hofe, mit dem Charakter und den Gewohnheiten der großen Herren vertraut und sogar die mächtige Eminenz ließ sich wohl kaum träumen, daß ein hugenottischer Wirth über die Persönlichkeiten seiner Umgebung und über seine Lebensgewohnheiten sehr genauen Bescheid wußte. Die Quelle dieses Wissens war ein Diener etwas höheren Ranges des Cardinals, nämlich dessen Kellermeister, der fast alle Abende bei Priolé zusprach, weil er, wie er behauptete, nur dort eine gewisse Sorte feinen Burgunders zu finden sicher war, welche die Bedürfnisse seines Gaumens befriedigte. Aber auch Richelieu selbst, dem er einmal diesen Wein angerühmt, trank seither bei Tafel selten einen andern und war daher, ohne seine Bezugsquelle zu kennen, ein vortrefflicher Kunde für den Wirth

des poulet au pot. Der Sieur Thomas pflegte zu solchen Stunden zu erscheinen, wo die übrigen Stammgäste sich noch nicht eingefunden, und der Wirth ein Stündchen zu ungestörtem Geplauder mit seinem alten Freunde frei hatte.

Als der Stadtschreiber von Chur vor Priolé's Herberge abgestiegen war und sein Roß einem Knechte mit der Weisung, besondere Sorgfalt für dasselbe zu tragen, übergeben hatte, begrüßte ihn der Wirth mit freundlicher Anrede und setzte hinzu:

„Ihr habt Recht, mein Herr, das schöne Thier gut zu behandeln. Ich kenne es wohl, es stand bisher im Stalle eines Barons, der in der Nähe von Jouy wohnt. Ist's nicht so?"

„Ganz Recht, maître Priolé, und der Baron ist es, der es mir geliehen hat. Mein eigenes läßt es sich wohl sein an des Barons Krippe. Aber sagt an, ein Zimmer für mich allein wird wohl kaum zu haben sein? Ich bin ein Mann der Feder und werde dann und wann zu schreiben haben."

„Es steigen so oft Herren aus der Provinz bei mir ab, welche den Wunsch, allein zu wohnen, tragen, daß ich mich danach eingerichtet habe. Grade jetzt läßt er sich leicht erfüllen. Nur wäre es mir lieb, zu wissen, für wie lange Ihr ein Zimmer zu miethen verlangt?"

„Das hängt von den Umständen ab, wie Ihr selbst finden werdet, nachdem Ihr dies Billet des Barons de Mornay werdet gelesen haben."

„Ja, das sind meines alten Obersten Schriftzüge!" rief Priolé erfreut aus, die Adresse betrachtend. „Voyons! Aber mit dem Lesen geht es nicht mehr so leicht als früher. Wenn man seine siebenzig Jahre auf dem Rücken trägt — und der

Herr Baron führt eine sehr kleine, zierliche Handschrift. — Nanon, mes lunettes!“

Auf diesen Ruf erschien ein Mädchen, das in der Mitte der Zwanziger stehen mochte, und brachte die Brille aus ihrem Arbeitskörbchen, in welches der Vater dieselbe zu legen pflegte.

Mit Hülfe dieses Augenschärfers gelang es Priolé, den Inhalt des kurzen Billets, welches die Herkunft und den Stand des Fremden bezeichnete, und ihn als einen Glaubensgenossen dem Wohlwollen des Wirthes besonders empfahl, zu entziffern.

Nachdem Tscharner im Stalle sich überzeugt hatte, daß sein Rößlein in der That gut verpflegt werde und sein Felleisen auf die ihm angewiesene Stube gebracht war, erzählte er hier, wo er ungestört sprechen konnte, dem Wirthe, zu dem der sonst so vorsichtige Mann rasch Vertrauen gefaßt, die Vorgänge der letzten Tage und verhehlte ihm auch nicht, daß er den Cardinal zu sprechen wünsche, aber in Folge jener Erlebnisse Schwierigkeiten zu begegnen fürchte.

Priolé stand auf, öffnete die Thüre zum Vorzimmer, schloß das letztere gegen den Corridor ab und sagte:

„Jetzt sind wir sicher, nicht belauscht zu werden. — Merkt Euch, mein Herr, so lange Ihr in Frankreich seid, die Regel, die jeder vorsichtige Mann beobachtet: von einem gewissen großen Herrn nur bei verschlossenen Thüren und Fenstern und mit leiser Stimme zu reden, und weder seinen Namen noch Titel auszusprechen. Wenn wir Beide z. B. von ihm reden, wollen wir ihn den maître Jehan nennen. Compris? Bon. Also wegen der heutigen Affaire macht Euch keine allzu große Sorgen. Daß die Strauchritter, die es auf den Baron Mornay abgesehen hatten, von maître Jehan entsen-

det waren, ist wohl möglich, aber keineswegs sicher. Er ist überaus gewaltthätig und rachsüchtig, zuweilen auch grausam, aber nie ohne Nothwendigkeit. Ich sage das, weil man auch vom Feinde niemals übertrieben hart urtheilen darf. Wäre der Baron ein gefährlicher complotteur, wie gewisse andere große Herren — à la bonne heure! Aber dann würde maître Jehan ihm durch einen Urtheilsspruch den Kopf vor die Füße legen lassen. Daß aber der Baron eben kein Verschwörer, sondern allenfalls ein frondeur, weiß maître Jehan so gut als ich, der ich meinen alten Obersten genau kenne. Aber auch angenommen, es verhalte sich so, wie Mornay glaubt, so sagt Ihr ja, der Anführer der Bande sei gefallen, und sicherlich war nur ihm bekannt, wer den Baron tödten lassen wollte, und nachdem der Streich mißlungen, würde maître Jehan die Sache auf sich beruhen lassen und heimlich froh sein über den Tod eines ungeschickten Werkzeuges. Aber, wie gesagt, ich glaube, daß nicht maître Jehan, sondern ein Anderer hinter der ganzen Sache steckt: ein grand seigneur unserer eigenen Partei, welcher der nächste Erbe zu den Fideicommißgütern des Barons ist, wenn dieser kinderlos sterben sollte. Und Ihr wisset vielleicht, daß Mornay nur zwei Söhne hat. Wäre der Streich von gestern gelungen, so würde jener Erbe es nur noch mit Philipp, dem ältesten Sohne, zu thun gehabt haben, der noch immer krank und verwundet darniederliegt. — Was aber die Audienz betrifft, die Ihr von maître Jehan begehret, so thut Ihr am besten, Euch bei ihm anmelden zu lassen, und zwar durch seinen Sekretär, dem Ihr ein Billet schreibt, das Jemand von maître Jehan's Hause, der alle Tage bei mir vorspricht, gern besorgen wird, wenn der Herr Sekretär nicht selbst hieher kommt, was zuweilen auch

geschieht. Dann werdet Ihr bald erfahren, wann Ihr Euere Aufwartung werdet machen können."

„Euer Vorschlag," antwortete Tscharner, „erscheint mir so verständig, daß ich kein Bedenken trage, ihm beizupflichten."

„Wohlan, so wäre das abgemacht! Und nun, mein Herr, wenn Ihr den Staub von Euern Reisekleidern werdet abgeschüttelt und Euerm Haare und Bart einen coup de peigne gegeben haben, so beliebet hinabzukommen und am Mittagessen Theil zu nehmen. Nanon hat schon etliche Male nach mir gerufen."

Tscharner that lächelnd, was Priolé ihm empfohlen, und saß bald in der Gaststube des Poulet au pot.

Außer mehreren Reisenden, sämmtlich Hugenotten, befanden sich unter den Anwesenden auch etliche Stammgäste aus Paris selbst, ledige Herren oder Wittwer, die keine eigene Haushaltung führten und die leckere Tafel Priolé's liebten. Der letztere präsidirte und schnitt vor, leitete das Serviren und die Unterhaltung, was damals keine leichte Aufgabe war. Denn da manche der Fremden mit den politischen und sozialen Verhältnissen in der Hauptstadt nicht vertraut waren, oder nicht Vorsicht genug besaßen, ihre Zunge zu hüten, indem sie in der Herberge eines Hugenotten und mitten unter Glaubensgenossen weilend, sich durchaus sicher glaubten, so war es Priolé's Aufgabe, das Tischgespräch in solcher Weise zu leiten, daß weder ihm noch seinen Gästen Unannehmlichkeiten entstehen möchten. Des Cardinals Richelieu geheime Polizei war so vortrefflich organisirt, daß sie von furchtsamen Leuten fast für allwissend gehalten wurde, und daß selbst die abergläubische Meinung entstand, er habe Dämonen in seinem Dienste, welche ihm

jedes scharfe Urtheil über ihn und seine Politik, ja sogar die geheimen Gedanken seiner Feinde offenbarten!

Tscharner beschloß, nach Tische und nachdem er sein Audienzgesuch niedergeschrieben und gesiegelt, sich ein wenig in der Stadt umzusehen. Im Begriffe, auszugehen, begegnete er dem Wirthe, der sich sogleich erbot, ihn zu begleiten.

„Ihr seid," sprach er, „zum ersten Male in Paris, und könntet in Quartiere gerathen, in denen es trotz maître Jehan's Polizei selbst am hellen Tage nicht ganz geheuer ist."

„Oh, ich wäre nicht so weit gegangen, bis ich den Rückweg nicht mehr gefunden hätte," antwortete der Churer Stadtschreiber. „Zudem kennen ja die Leute in den benachbarten Straßen das poulet au pot gewiß, und man würde mich zurecht gewiesen haben."

„Jedermann in Paris kennt das poulet au pot, mein Herr, aber Ihr hättet Euch mit Fragen sofort als Protestanten und als Fremden verrathen, und obwohl es seit 20—30 Jahren in dieser Hinsicht gebessert hat, und obgleich ich selbst unter den Katholiken gar manche biedere und rechtschaffene, milde Freunde zähle, so giebt es doch auch jetzt noch recht schlimme Fanatiker, von der Sorte der alten Liguisten, und der Zufall hätte Euch grade mit Solchen zusammenführen und Euch Unannehmlichkeiten auf den Hals ziehen können. Sehet," setzte er, während sie durch die Gassen gingen, flüsternd hinzu, indem er auf ein ansehnliches Gebäude wies, „hier wohnte unser großer Admiral, und im Hofe hinten könnte ich Euch die Stelle zeigen, auf welche die Mörder ihn hinabgestürzt haben. Im Louvre sollt Ihr das Fenster sehen, aus welchem jener unselige, irregeleitete junge Monarch auf seine eigenen Unterthanen schoß. Ich war damals ein Knabe, aber jene

schauerliche Nacht und die folgenden Tage mit ihren Schrecken haben sich meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt! Doch siehe! Dort kommt ja unser großer Herzog. Wie, in Paris? Zwar, man spricht jetzt allerlei, sogar, daß er jetzt bei Hof in Gnaden stehe. Glaub's aber nicht."

„Von wem sprechet Ihr?" unterbrach Tscharner des Wirthes halblaut geführtes Selbstgespräch.

„Nun, wer sollte es sein, als Herr Henry, duc de Rohan?"

Das war also der berühmte Feldherr und Staatsmann, das Haupt der Hugenotten, welchen Heinrich IV., sein Vetter, ehe die Königin ihm Ludwig XIII. geboren, zum Thronfolger von Frankreich bestimmt hatte. Ein Mann von mittlerer Größe, mit braunem, schon etwas ergrauendem, lang herabfallendem Haare und Schnurr- und Stutzbärtchen. Groß und voll leuchteten die scharfblickenden, aber freundlichen Augen aus seinem Antlitze, dessen edle Züge den Stempel des Wohlwollens, aber zugleich auch eines sinnenden, fast trüben Ernstes trugen. Wie er an der Spitze einer Schaar hugenottischer Cavaliere daher ritt, gewahrte er den ihm wohlbekannten Wirth des poulet au pot und dessen Gast. Freundlich grüßte er den Erstern, der mit entblößtem Haupte vor ihm stehen blieb und eine tiefe Verbeugung machte, welchem Beispiele Tscharner folgte.

„Wen habt Ihr da, maître Priolé?" fragte er ihn flüsternd.

„Es ist ein Ausländer."

„Ein Herr aus Graubünden," antwortete der Wirth ebenso leise. „Sucht um eine Audienz bei dem Cardinal nach."

„Hm! So, so?" sprach Rohan lächelnd. „Habt Ihr eine glückliche Reise gehabt?" fragte er, den etwas entfernter stehenden Bündner herbeiwinkend.

„Im Ganzen ja, gnädiger Herr! Wie preise ich mein Glück, Ew. Hoheit von Angesicht zu sehen!“

„Vielleicht, ich sage vielleicht, werden wir einst öfter mit einander zu reden Gelegenheit haben, Herr von Tscharner.“

„Monseigneur kennt meinen Namen?“ fragte der Bündner erstaunt.

„Euere Rencontre von gestern ist allgemein bekannt, und heute früh erhielt ich ein Billet von Euerm Reisegefährten, dessen Sohn verwundet ist. Ich würde Euch einladen, mich zu besuchen, wäre ich nicht auf der Abreise begriffen. Verschiebet es aber ja nicht, Audienz zu verlangen.“

„Das Gesuch ist schon geschrieben und wird noch heute übergeben werden.“

„So ist's Recht! Und nun au revoir!“

Freundlich winkte er Beiden mit der Hand und setzte seinen Ritt fort.

„Welch' leutseliger vornehmer Herr!“ sprach Tscharner.

„Nicht wahr? Ja, wir Alle sind stolz auf unsern guten Herzog. Für ihn würden wir durch's Feuer gehen. Gott erhalte ihn Frankreich und der Religion! Aber wir brauchen unsern Schritt nicht so zu beschleunigen. Der Sieur Thomas pflegt nie vor fünf Uhr sich im Poulet einzufinden, und die Glocke von Notre-Dame hat erst vor einer Weile die vierte Stunde geschlagen. — Serviteur, Monsieur le baron!“ unterbrach sich Priolé, einem geputzten Herrn einen kurzen Gegengruß zuwerfend, welcher ihn gegrüßt hatte. Derselbe zeigte ein zwar nicht unschönes, aber von Leidenschaften entstelltes Gesicht, mit flammenden schwarzen Augen.

„Wir haben allerlei Leute unter uns,“ erklärte der Wirth. „Vorher begegneten wir dem großen Herzog, unser Aller Lieb-

ling, und — fast hätte ich gesagt: Abgott. Auf diesen da aber brauchen wir nicht stolz zu sein. Ein schlechter Mann, zu jedem Verbrechen fähig."

„Wie ist sein Name?"

„Baron de Rosté," antwortete der Wirth. „Ein schönes Erbe hat er binnen wenigen Jahren mit schwelgerischen Kameraden, die nicht besser sind als er, aufgezehrt. Gegenwärtig bewirbt er sich um ein Amt, und da er vornehme Verbindungen hat und Gewandtheit und Energie besitzt, kann es ihm kaum fehlschlagen. Ich hörte gestern sogar, man gedenke, ihn der Botschaft bei den Herren Eidgenossen beizugeben.

„In solchem Falle wäre es möglich, daß auch wir Graubündner seine Bekanntschaft machen würden."

„Wohl möglich. Dann aber hütet Euch vor ihm! — Doch, da sind wir wieder in der Nähe meines Hauses, und — richtig, da kommt bereits Sieur Thomas die Gasse herab. Während Ihr auf Euer Zimmer geht, Euer Meldungsschreiben zu holen, will ich ihm einen Wink geben über Euer Anliegen, mein Herr Stadtschreiber!"

Der Sieur Thomas, ein jovialer, etwas weinröthlich gefärbter alter Herr, setzte sich in der hintern Gaststube an seinen gewohnten Platz.

„Wen hast du da, Gevatter?" fragte er Priolé, mit dem Daumen auf die Treppe weisend, auf welcher er Tscharner hatte hinaufgehen gesehen. „Kein Franzose, nach dem Schnitt seines Mantels zu urtheilen."

„Ein Seigneur aus den drei grauen Bünden, die mit Frankreich alliirt sind."

„Ah, quelque chose comme un Suisse!" sprach der Kellermeister, welchem ein Land, von dem so viel geredet und

geschrieben wurde — denn auch Sieur Thomas las als Diener eines großen Staatsmannes den „Mercur“ und die „Gazette de France“ —, nicht unbekannt bleiben konnte, obschon er freilich auf einer Karte dessen Lage schwerlich zu finden gewußt hätte. „Ist er ein Offizier oder Kaufmann?“

„Keines von Beiden,“ antwortete Priolé. „Er ist ein simpler greffier (Stadtschreiber) seiner Vaterstadt, dabei aber von Adel. Habe ich ihn richtig verstanden, so hat er ein Schreiben deinem Herrn zu überbringen und möchte gern wissen, wann Se. Eminenz ihn empfangen kann.“

„Ah, verstehe schon! Aber diese Herren aus den drei grauen Bünden geniren sich nicht, stürzen sich auch nicht in große Ausgaben. Während andere Potentaten und Staaten nur ihre größten Cavaliere als Ambassadoren an den Kardinal absenden, schicken diese Republikaner ihm einen kleinen Stadtschreiber als Gesandten. Ha, Ha!“

„Ich glaube nicht,“ bemerkte Priolé, ebenfalls lachend, „daß er einen Ambassadeur vorstellen soll, vermuthe vielmehr, daß er einer der geheimen Abgesandten ist, deren schon Etliche aus dem nämlichen Lande, aus der Schweiz und Deutschland bei mir logirt haben.“

„Ah, voilà, das ist etwas Anderes. Ja, unser Frankreich ist das reichste, das mächtigste Land der Welt. Ist so ein ausländischer König oder Prinz, oder eine Republik in Bedrängniß, dann schickt man zu uns um Hülfe, und der Kardinal, mein gnädiger Herr, soll der Nothhelfer sein. Aber ich merke schon, du sähest gerne, wenn ich Deinem kleinen greffier dazu behülflich würde, so bald als möglich Se. Eminenz zu sprechen.“

„Wenn du es thun wolltest —“

„Rufe ihn nur herab."

Priolé eilte hinauf und kehrte bald mit Tscharner zurück, welcher den Kellermeister höflich begrüßte und das Schreiben an den Sekretär des Cardinals ihm übergebend, sein Anliegen vorbrachte. Dabei ließ er einen Louis neuf in des Sieur Thomas Hand gleiten.

„Ihr wisset, mein Herr, so gute Gründe anzuführen," sprach der Kellermeister, das Goldstück einsackend, „daß ich Euern Brief noch heute Abend dem Sekretär übergeben werde, und — täusche ich mich nicht, so wird ein Privatwagen aus unserer Remise Euch morgen früh zur Audienz abholen. Haltet Euch also, mein Herr, von sieben Uhr an auf dem qui vive! — Il y a de quoi" fügte er lachend hinzu, Tscharners Danksagung unterbrechend. „Und wie findet der Herr diesen Wein?" fragte Thomas, bemerkend, daß Priolé dem Bündner vom nämlichen Burgunder gebracht hatte, den er selbst zu trinken pflegte.

„Ein edler, alter Wein, der Leib und Seele zusammenhält wie wir zu sagen pflegen," erwiderte Tscharner.

„Se. Eminenz trinkt bei Tafel keinen andern. Man könnte, ihn also einen vin d'éminence nennen."

Der Stadtschreiber belächelte den Calembourg.

„In Euern hohen Bergen," fuhr Sieur Thomas wohlgefällig fort, „werdet Ihr Herren Graubündner wohl schwerlich Anderes als die Milch Euerer Kühe, und gutes Quellwasser zu kosten bekommen?"

„Ich wollte, Herr Thomas, Ihr besuchtet mich einmal in Chur. Ich würde Euch einen Wein vorsetzen, der in meinem Weingarten vor dem untern Thor gewachsen ist, an welchem sogar Ihr Euere Freude haben könntet."

„Vraiment! Und was für ein Gewächs ist es? Ich meine, woher stammen die Reben?“

„Das wissen wir selbst nicht. Laut den alten Urbarien und Briefen, die bis an das frühe Mittelalter zurückreichen, ist die Weinrebe schon in uralter Zeit um Chur und weiter auf- und abwärts im Lande gepflanzt worden. Wahrscheinlich haben die Römer sie aus Italien mitgebracht.“

„Also ist Euer Wein ein Rothwein? Wohl. Sind aber die Reben so alten Ursprungs, so kann die Zeit unmöglich fern sein, wo sie ausarten werden, und sicherlich ist schon seit längerer Zeit der Wein, den Ihr aus Euern Reben zieht, von viel geringerer Qualität, als derjenige, den Euere Vorfahren gekeltert haben. Bei uns verjüngt man daher die Stöcke, indem man von Zeit zu Zeit unter die alten gleich edle oder noch feinere aus andern Gegenden der nämlichen Provinz mischt und die Triebe derselben zu den alten Stöcken hinüberleitet. So geschieht es z. B. in Burgund. Ihr solltet einmal einen Versuch mit denen von Burgund machen, die sehr ausdauernde und kräftige Reben sind.“

„Aber der schwierige Transport aus so weiter Ferne?“ warf Tscharner ein. „Auch ist es fraglich, ob Euere Burgunder Rebe unsere kalten Winter aushalten würde.“

„Was den Transport betrifft, so kommt es dabei viel auf die sorgfältige Verpackung an, auf welche sich unsere Winzer wohl verstehen, so daß einem Rosse oder starken Maulthiere wohl an 6—700 Reben aufgeladen werden. Freilich müßte derjenige, welcher den Transport leitet, besorgt sein, die Reben alle Abende bei der Ankunft in einer Herberge in stark genäßte Erde, nicht in Wasser, zu legen. Was dann das Klima Euerer Weingegenden betrifft, so ist das freilich ein Gegenstand, darüber

ich nicht zu urtheilen vermag. Aber auch in Burgund giebt es zuweilen so kalte Winter, daß das Wasser in den Stuben bis auf den Boden der Geschirre gefriert. Nicht wahr, Priolé?"

„Gewiß," bestätigte der Wirth, „und es ist dies sogar auf den Gütern des Herzogs von Rohan, auf welchen dieser nämliche Wein wächset, den Ihr trinket, öfters geschehen, ohne großen Schaden für die Reben."

„Euer Vorschlag, Herr Thomas, ist, dünkt mich, aller Erwägung werth, und ich will nach meiner Heimkehr mit etlichen andern Weinbergbesitzern darüber Rücksprache pflegen."

„Thut das, mein Herr, und wenn Ihr dann Euch entschließet, einen Versuch zu machen und meinen und des Gevatters Rath und Beihülfe für den Ankauf und die Behandlung der Weinstöcke bedürfet, so stehen wir Euch gern zu Diensten. Jetzt aber ist es Zeit, daß ich in mein unterirdisches Reich zurückkehre."

Er grüßte und ging.

Noch am nämlichen Abend brachte ein Diener aus des Cardinals Hause die Einladung, sich auf eine ziemlich frühe Morgenstunde für die Audienz bereit zu halten.

In der That erschien Morgens eine Privatkutsche Richelieu's ohne Wappen und Livree vor der Herberge. Die Audienz sollte in aller Heimlichkeit vor sich gehen. An der Treppe des Palastes empfing nur der Kellermeister den Abgesandten der drei Bündte und geleitete ihn in den obern Stock durch etliche Corridore entlang. An eine der Thüren klopfte er leise, worauf ein Kammerdiener erschien und Tscharner in Empfang nahm. Sieur Thomas machte lächelnd eine Verbeugung und entfernte sich. Noch wenige Schritte und Tscharner stand im Privat-

kabinet des Cardinals. Dieser, an seinem Arbeitstische sitzend, hob bei dem Eintreten des Bündners einen Moment den Kopf in die Höhe und machte mit der Hand eine zum Sitzen einladende Bewegung.

Tscharner hatte Zeit, das Antlitz des berühmten Mannes zu studiren: ein feiner, etwas nach vorne geneigter Kopf, große, scharfblickende, eher tiefliegende Augen, hohe Stirn, ein Mund, dessen Winkel Energie, selbst Härte verriethen, und ein spitzes Kinn, das durch einen Henry-IV noch länger erschien, als es wirklich war. Jetzt, in seinem Privatkabinette, trug er nicht das violette Cardinalsgewand mit dem großen Diamantenkreuz auf der Brust, in welchem er gewöhnlich abgebildet erscheint, sondern ein halb bürgerliches, halb militärisches Hauskleid, aber wie seine Gegner behaupteten, unter demselben einen Kettenpanzer. Denn, stand auch Richelieu noch nicht auf dem Zenith seiner Macht und hatte er auch seine mächtigen innern Feinde, die Königin Mutter, Orleans, Bouillon, Montmorency, Cinqmars und so viele andere Große des Reiches noch nicht niedergeworfen, so zitterte doch schon ganz Frankreich vor dem gewaltigen Manne und nicht am wenigsten der König selbst. Und trotz der eigenen Leibgarde seiner Mousquetaires erschien sein Leben bedroht genug, daß jene Behauptung, er suche sich durch einen Panzer vor Dolch und Kugel zu schützen, von Vielen geglaubt wurde. Zu den vielen innern Feinden kamen auch noch die auswärtigen Gegner seiner Politik hinzu, deren Grundgedanke, von Heinrich IV. entworfen, die Zertrümmerung der habsburg-spanischen Monarchie und die Größe Frankreichs nach Außen von Richelieu wieder aufgenommen und durchgeführt wurde. Hatte diese Politik zur Folge gehabt, daß Heinrichs weltliche und geistliche Feinde Ravaillac den Mordstahl in die

Hand drückten, so lag der Gedanke nahe, daß man auch dem Cardinal ein so tragisches Ende zu bereiten gedächte.

Richelieu ließ schreibend dem Stadtschreiber von Chur Zeit genug, solche Betrachtungen auszuspinnen. Endlich hatte er seine Depesche beendet; er siegelte sie selbst, und rief dann aus dem Nebenzimmer einen seiner Gardisten herein, welcher zu einer Reise gerüstet eintrat, und übergab ihm das Schreiben, worauf derselbe das Kabinet verließ. Jetzt trat der Cardinal mit verbindlichem Lächeln auf Tscharner zu und nahm den großen Brief der Häupter der III Bünde entgegen, prüfte dessen Siegel und schnitt das Couvert sorgfältig auf. Es enthielt außer der Beglaubigung des Ueberbringers, der als „confidentieller Abgeordneter" bezeichnet war, das von Dr. Fortunat von Sprecher in französischer Sprache ausgearbeitete Memorandum über die politische Lage der III Bünde.

Richelieu verweilte bei dem Lesen dieser Schrift ziemlich lange und zeichnete einige, seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nehmende Stellen an, worauf er sich an Tscharner mit der Frage wendete:

„Ihr seid, mein Herr, in dem Schreiben der HH. Häupter als ein Mann bezeichnet, welcher im Falle sei, wo es nöthig, Erläuterungen zu geben. Das Memorandum selbst läßt zwar an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Aber ein Staatsmann hat Vieles zu erwägen und muß die Stellung der Partheien, die Hülfsquellen derjenigen Länder, welche in ein näheres Verhältniß zu seinem Staate zu treten wünschen, genau kennen, ehe er wichtige Beschlüsse faßt."

„Ich stehe Ew. Eminenz zu Diensten, so weit meine Kenntnisse und meine Vollmacht reichen," entgegnete der Bündner.

„Wohl! Es sind hauptsächlich zwei Punkte, über welche ich

mir von Euch Aufschluß erbitten werde. Allein bevor ich zu diesen komme, muß ich Euch auf einen besondern Umstand aufmerksam machen. Meine Stellung bei dem König ist keineswegs unerschütterlich. Ich habe sehr viele und sehr mächtige Feinde, so mächtige, daß es vielleicht nur eines Wortes bedarf, um mich zu stürzen. Ich will Frankreich groß und machtvoll machen; dies kann aber nur geschehen, indem die Aspirationen vieler großer Herren gebeugt werden und die Kämpfe der Partheien aufhören. Es darf in dem Frankreich der Zukunft nur Eine Parthei bestehen, die des Königs, welche diejenige des Staates ist. Nur so können wir nach Außen als starke Macht auftreten und den kleineren Staaten und Republiken, welche unsere Freundschaft und Hülfe suchen, Beistand reichen. So fasse ich meine Aufgabe, und darum bin ich gefürchtet und gehaßt, und werde, wie gesagt, vielleicht nicht mehr lange Minister bleiben. Ich sage Euch das, damit man es in Euerm Lande wisse. So lange ich aber auf meinem Posten stehe, habe ich so zu handeln und zu sprechen, als wäre meine Stellung eine durchaus gesicherte und feste. Also, mein Herr von Tscharner; der erste Punkt, über welchen ich mir von Euch Belehrung erbitte, betrifft die Stellung und den Grad des Einflusses der Partheien in den III Bünden. Welche von den beiden Hauptpartheien ist gegenwärtig die mächtigere?"

„Meine Antwort, Eminenz," antwortete der bündnerische Gesandte, „liegt in der Thatsache, daß ich die Ehre habe, vor Euch zu stehen. Hätte nicht die französische Parthei das Uebergewicht, so würden die Herren Häupter nicht gewagt habe, mir die gegenwärtige Mission zu übertragen."

Richelieu lächelte. „Also ist Euch, mein Herr, unbekannt," sprach er, „daß der Geheime Rath der III Bünde den Dr. von

Schmid nach Wien gesandt hat und daß dieser wahrscheinlich eben jetzt mit dem Kaiser Ferdinand über die Rückgabe des Veltlins unterhandelt."

„Diese Thatsache war mir nicht unbekannt, Eminenz," antwortete Tscharner, nicht ganz ohne Verlegenheit, da er so geradeswegs über diese Sendung, welche die Politik seiner Oberen in ein etwas zweideutiges Licht zu stellen schien, interpellirt wurde. „Sie konnte dem Scharfblicke Ew. Eminenz nicht verborgen bleiben. Allein, wie Ihr wisset, ward der Vertrag von Monson nicht zwischen den Kronen von Frankreich und Oesterreich, sondern, und zwar ohne die III Bünde darum zu begrüßen, zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossen. Indem nun der Geheime Rath unserer Republik den Dr. von Schmid nach Wien sandte, um die Intercession des Kaisers bei dem ihm befreundeten Spanien behufs Erstattung des Veltlins und der beiden Grafschaften anzurufen, hat er nichts gethan, was den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und den III Bünden nachtheilig sein könnte, da Ersteres zum deutschen Kaiser nicht in einem feindseligen Verhältnisse steht."

„Noch nicht, wollet Ihr sagen, Herr von Tscharner. Aber Euch ist ohne Zweifel nicht unbekannt, daß die kaiserlichen Truppen, welche unter Graf Merode von Graubünden aus nach Italien abmaschirt sind, und daß diejenigen, welche gegenwärtig noch in Euerem Lande stehen, um ebenfalls dorthin zu ziehen, die Aufgabe haben, den Herzog von Mantua, unseren Verbündeten, aus seinen Besitzungen hinauszuwerfen zu helfen. Der Krieg ist noch nicht erklärt, es ist wahr, aber das ist nur eine Frage der Zeit."

„Ich kenne, Eminenz, die Instruktionen nicht, welche Herr von Schmid empfangen hat, da ich vorher abreiste, aber so viel

weiß ich, daß sie sich nicht auf neue Verträge und Bündnisse mit Oesterreich beziehen können, denn dies würde eine flagrante Duplizität gegenüber Frankreich involviren, dessen Beistand zur Wiedergewinnung des Veltlins die Republik der III Bünde anstrebt. Die Mission nach Wien kann keinen anderen Zweck haben, als diesen, einen Versuch zu machen, den Kaiser zur Räumung Bündens auf friedlichem Wege zu bestimmen, bevor wir das Aeußerste wagen. Geruhen Ew. Eminenz," fuhr Tscharner, wärmer werdend, fort, „sich in unsere Lage zu versetzen. Noch leidet unser Land schwer unter den Folgen des schrecklichen Krieges von den Jahren 1621—1623, der damaligen Seuchen und Hungersnoth; abermals ward es im Frühling dieses Jahres von kaiserlichen Truppen derart ausgesogen und ausgeplündert, daß vieler Orten von Neuem eine Hungersnoth ausgebrochen ist. Hiezu kommt die furchtbar grassirende Pest, welche täglich Hunderte von Menschen hinwegrafft. Das Veltlin und die Grafschaften, welche für einen großen Theil unseres Volkes die Korn- und Weinkammer waren, sind uns kaum mehr zugänglich. Ziehet dieses Alles und die äußerste Verzweiflung, welche sich des Volkes zu bemächtigen begonnen, in Erwägung, und Ihr werdet es erklärlich finden, wenn dessen Stimmung einer ruhigeren Ueberlegung immer weniger günstig sich gestaltet."

Richelieu schien betroffen. Er mochte erwägen, daß bei einer solchen Stimmung es geschickten Führern der spanischen Parthei unschwer gelingen könnte, das Bündnervolk Frankreich abwendig zu machen und durch einige Concessionen in Bezug auf das Veltlin und die Grafschaften dauernd für die spanisch-österreichischen Interessen zu gewinnen. Saßen aber diese beiden Mächte in den bündnerischen Päßen fest, dann verminderten

sich die Chancen des Krieges für Frankreich zunächst im mantuanischen Erbfolgekriege und ebenso für eine Folgezeit in sehr bedeutendem Maße.

„Ihr möget wohl die Farben etwas zu dunkel auf Euerm Gemälde auftragen," sprach der Cardinal. „Indessen gebe ich zu, daß die Zustände in den drei Bünden nicht beneidenswerth sind. Und damit Ihr sehet, daß Frankreich für die Leiden seiner Alliirten und Freunde, als welche wir die Herren Grisonen stets betrachten werden, ein mitfühlendes Herz habe, will ich Euch im Vertrauen eröffnen, daß der König, mein Herr, mit der Republik Venedig vor 12 Tagen einen Präliminarvertrag abgeschlossen hat, welcher die Wiedereroberung des Veltlins und die Beschirmung des Herzogs von Mantua bezweckt."

Ein frohes Lächeln glitt über die passiven Züge Tscharners. „Meine Herren, die Häupter und Räthe der drei Bünde," sprach er, „werden diese Nachricht mit Satisfaktion begrüßen."

„Ich zweifle nicht daran," erwiderte der Cardinal. „Dieser Vertrag wird perfekt und zu seiner Ausführung gelangen, sobald die Herren Eidgenossen und die drei Bünde demselben beitreten und sich zur Stellung eines Hülfskorps verpflichten. Wie viel tausend Mann vermögen die drei Bünde zu stellen?"

„Zwei Regimenter, jedes zu 2400 Mann, wären wohl das Aeußerste, was wir unter den jetzigen Umständen aufzustellen vermöchten, da, wie Ew. Eminenz nicht unbekannt ist, nur eine geringe Zahl von Katholiken sich anwerben ließe, und die Pest im Prätigau und in anderen reformirten Landestheilen gar viele junge Leute hinweggerafft hat."

„Also gegen 5000 Mann! Das genügt. Besoldung und Unterhalt, Ernennung der Offiziere u. s. w. werden durch

einen Capitulationsakt geregelt werden. Ob der Moment schon jetzt vorhanden ist, um Frankreichs, der Eidgenossen und der drei Bünde Fahnen im Veltlin zu entfalten, wird sich bald zeigen. Es werden aber noch bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden sein, und wohl nicht die kleinsten grade auf Seiten unserer lieben Alliirten und Freunde in den dreizehn Kantonen und den grauen Bünden. Das macht Euere Uneinigkeit und Euer Mißtrauen."

„Eminenz, es ist ein Zug, der durch die ganze Menschheit und selbst durch das Reich der vernunftlosen Kreatur geht, daß die Kleinen den Absichten der Großen mißtrauen."

„Frankreichs Freundschaft für Graubünden ist durchaus uneigennützig. Die Lage Eures Landes, welches durch das ganze Gebiet der Eidgenossen von demjenigen Frankreichs getrennt ist, die alten Bündnisse, die Ihr mit Jenen und mit uns habet, schließen jeden Gedanken an Eroberungen in Euerem Gebiete aus."

„Innerhalb der herrschenden Lande, d. h. der drei Bünde selbst, gewiß," antwortete Tscharner lächelnd, „aber — —"

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Herr von Tscharner, aber Ihr habt Unrecht. Man scheint uns, weil wir nach dem siegreichen Feldzuge des Marschalls von Coeuvres uns nicht beeilten, Euch das Veltlin, um so zu sagen, auf einem Präsentirteller zurückzuerstatten, die Absicht zuzuschreiben, diese schöne Provinz für uns zu behalten. Aber wir haben ja dieselbe verlassen, obgleich es für unsere Armee ein Leichtes gewesen wäre, sie dauernd zu besetzen und in derselben eine beherrschende Stellung von größter Wichtigkeit für unsere Politik uns zu sichern."

„Was Frankreich durch seine Waffen gewonnen: die Dank-

barkeit eines schlichten Hirtenvolkes — das verlor es beinahe durch die Feder, welche den Vertrag von Monsonio unterzeichnet hat, der unsere Autorität in den Unterthanenlanden fast auf Null reduzirte und sogar den reformirten Bündnern den Aufenthalt in denselben verbot! Hätte Frankreich mit uns statt mit Spanien Krieg geführt, die Bedingungen hätten kaum härter ausfallen können!"

„Als ich diesen Traktat im Jahr 1626 abschloß," erwiderte der Cardinal nicht ohne Verlegenheit, „waren mir die Hände gebunden durch politische Rücksichten, die ich nicht näher bezeichnen darf. Hätte ich die Forderungen der Herren Graubündner bewilligt, so würde man mich überdies beschuldigt haben, französisches Blut und Geld zu Gunsten des Protestantismus zu verwenden. Doch, mein Herr, lassen wir das! Ich bitte Euch, wann Ihr zurückgekehrt sein werdet, Euern Landsleuten zu sagen, sie mögen Frankreich vertrauen, welches sie nicht im Stich lassen werde, was auch kommen möge!"

Tscharner verneigte sich. „Hätten die Bünde sich alles Vertrauens zu Frankreich entschlagen, so stünde ich nicht hier, und sie würden sich mit Spanien und Oesterreich abgefunden haben."

„Ihr habt ein Abenteuer erlebt, Herr von Tscharner," sprach Richelieu, abbrechend, mit lächelnder Miene.

„Fast vor den Thoren von Paris," antwortete der Bündner.

„Erzählt mir das, wenn's Euch gefällig ist. Es kann mir nicht gleichgültig sein, daß solche Dinge am hellen Tage, so nahe der königlichen Residenz begegnen.

Tscharner erstattete genauen Bericht über den ganzen Vorgang, vergaß auch nicht, zu erwähnen, daß der nämliche Don Luis, welcher im Kampfe gefallen sei, der spanischen Gesandt-

schaft in Luzern angehört habe und als Späher ihnen schon in der Schweiz gefolgt sei.

„Es galt der geheimen Depesche der Herren Häupter, darüber kann kein Zweifel bestehen. Ich werde Genugthuung in Madrid verlangen und einstweilen den gefangenen Stallmeister auf die Folter legen lassen. Wer aber waren Diejenigen, welche den Baron de Mornay überfielen?"

Richelieu richtete bei dieser Frage einen forschenden Blick auf Tscharner.

Dieser zuckte die Achseln. „Der Baron," antwortete er, „scheint Feinde unter seinen Verwandten zu haben, die ihm nachstellen."

„Wie meint Ihr das?" fragte der Cardinal hastig.

„Soviel ich einer Aeußerung entnahm, so möchte ein gewisser Graf, de Mornay's Vetter, dessen große Besitzungen erben. Darum sollte nicht bloß der Baron, sondern auch dessen jüngerer Sohn aus dem Wege geschafft werden, während der ältere Sohn, wie jener saubere Vetter zu hoffen scheint, seinen Wunden erliegen werde."

„Ich weiß wohl, von wem Ihr redet! Aber saget de Mornay, den Ihr auf Euerer Rückkehr in Charenton wohl aufsuchen werdet, ich selbst, der Cardinal, sein Vetter, werde den Grafen überwachen lassen und ein zweites Attentat auf den Baron auf das Strengste ahnden. Ich bitte Euch, sagt ihm das!"

Offenbar fühlte der Cardinal Etwas wie eine Erleichterung. War er es wirklich, wie Mornay vermuthete, welcher jene Strauchritter ausgesandt, oder fürchtete er, für den Urheber des Attentats gehalten zu werden? Jetzt, nachdem es mißlungen war, schien er offenbar dem Baron Dank zu wissen, daß derselbe —

nämlich nach Tscharners Bericht — einen Verdacht gegen ihn selbst nicht ausgesprochen. Gewiß ist, daß der Churer Stadtschreiber seinem neuen Freunde einen unschätzbaren Dienst geleistet hatte.

So endete Tscharners Audienz.

Zwölftes Capitel.

Im Spielhause.

Hatte der Stadtschreiber gehofft, schon am folgenden Tage seine Rückreise antreten zu können, so sah er sich getäuscht. Das Antwortschreiben und Recreditiv des Cardinals ließ auf sich warten, und wie oft auch Tscharner nach dem Sekretär Richelieu's, welcher nach der Aussage Priolé's dergleichen Botendienste an geheime Agenten selbst zu besorgen pflegte, ausschaute — es verging ein Tag um den andern und Jener kam nicht. Unter diesen Umständen ließ er sich vom freundlichen hugenottischen Wirthe gern überreden, die Residenzstadt mit ihm zu durchwandern und deren Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen.

„Wenn es Euch recht ist," sprach Priolé eines Tages zu Tscharner, so führe ich Euch heute an einen Ort, wo Ihr nicht nur viele vornehme Herren sehen werdet und ihr Treiben beobachten, sondern auch etwas lernen könnet. Hütet Euch aber, mitzumachen, sofern Euer Beutel nicht einen starken Aderlaß vertragen kann, ohne siech zu werden."

„Mit andern Worten," erwiderte der Bündner, „Ihr wollt mich wohl in ein Spielhaus führen? Aber ich sage Euch, wie

ich noch niemals, weder mit Würfeln noch mit Karten, noch mit dem Brett, gespielt, also gedenke ich auch ferner es zu halten."

„Ihr braucht nicht mitzuspielen, auch nicht zu tanzen oder mit den Mädchen schön zu thun, das Alles überlassen wir dem jungen Volk; aber einen Ecu neuf müßt Ihr dran wenden für ein paar Flaschen spanischen oder Cypernweins. Dann mögt Ihr umhergehen und zuschauen, wie der Pariser von Stand sich amüsirt. Denn hier ist alle Tage Jahrmarkt und Kirchweih."

„Mir ist's recht," antwortete Tscharner. „Gehen wir also!"

Priolé langte von der Wand seines Wohnzimmers ein scharfgeschliffenes Schwert herab, das er wieder in seine Scheide steckte, nachdem er es seinem Gaste gezeigt. „Wir werden es vielleicht beim Nachhausegehen nöthig haben," erklärte er. „Ich trage sonst nur meinen gewöhnlichen Degen für die Straße, bei Nacht aber nützen solche Spielzeuge nichts. — Doch, seht, wahrlich, da kommt ja der Baron de Mornay mit Pierre, der noch sehr blaß aussieht, mit dem Reiter André und einem fremden Herrn über den Platz geritten!"

Sprach's und eilte hinaus, die Gäste zu empfangen.

Tscharner war sehr erfreut, seinen Landsmann und Reisegefährten, den er verwundet in Charenton zurückgelassen, an der Seite der beiden Mornay zu sehen und begab sich ebenfalls vor das Haus.

Eine herzliche Begrüßung fand Statt.

Der Baron erklärte, die Gastfreundschft eines vornehmen Religionsgenossen für sich und seinen Sohn, dessen Wunde zwar nothdürftig geheilt sei, aber noch der Schonung und Pflege bedürfe, in Anspruch nehmen zu wollen. — Auch Hartmann

Planta's Wunde war, Dank seiner robusten Natur, so gut wie geheilt, und er meinte, Tscharner gegenüber, so er seines Wunsches vergnügt und es nöthig würde, schon morgen ins Feld ziehen zu können. Er ahnte nicht, daß ihm beschieden sei, sehr bald zu Pferde sitzen zu müssen.

André, des Herrn von Cominges Reitersmann, sollte nach Mornay's Verfügung mit Tscharner zu seinem Herrn zurückkehren und wurde bei Priolé einquartiert.

Vom Stadtschreiber von Chur erfuhr Mornay den Inhalt seines Gespräches mit dem Cardinal, soweit dasselbe ihn betraf, und sprach ihm lebhaft seinen Dank für die bewiesene Vorsicht aus. Als Tscharner ihm Priolé's Muthmaßung über den Urheber des Angriffes bei Charenton mittheilte, sprach er lächelnd:

„Er mag vielleicht auf der richtigen Fährte sein, indessen haben Euere Mittheilungen meinen Verdacht keineswegs ganz beseitigt. Doch halte ich mich jetzt für sicherer in Paris als zuvor; der Jemand wird ein neues Attentat auf meine Person wenigstens eine Zeit lang nicht unternehmen, zumal solange ich ein Gast des Herzogs sein werde."

Dem Wirthe Priolé empfahl er die beiden Bündner nochmals; mit einem warmen Händedruck schied er von ihnen.

Da der Marschall von Coeuvres, welchem Planta das Empfehlungsschreiben Guler's zu überbringen hatte, sich auf einer seiner Besitzungen befand und erst in einigen Tagen nach Paris kommen sollte, und da auch Richelieu's Schreiben an die Häupter der drei Bünde noch immer nicht eingetroffen war, durchwanderten die beiden Reisegefährten die Stadt unter Priolé's Führung und erhielten und erwiderten den Besuch Mornay's, welcher übrigens, nachdem Planta über das Schreiben

an Coeuvres ein Wort fallen gelassen, dasselbe nachdrücklich zu empfehlen versprach.

Endlich, am fünften Tage nach Planta's Ankunft, stellte sich Richelieu's Sekretär dem bündnerischen Agenten vor und überreichte ihm ein Paket, welches das lang Erwartete enthielt. Die Verzögerung — so berichtete er — rühre vom längeren Ausbleiben einer Zuschrift von Seiten eines befreundeten Staates her.

Tscharner errieth, daß Venedig gemeint sei. Er setzte seine Abreise auf den nächsten Tag fest, und morgen wollte auch Planta dem inzwischen in Paris eingetroffenen Marschall seine Aufwartung machen. Heute Abend aber sollte in Gesellschaft des Wirthes jenes Spielhaus besucht werden.

So begaben sie sich also wohlbewaffnet in die Rue Quincampoix, wo sich dasselbe befand. Ein Knecht trug ihnen bis zum Eingang der Straße eine Fackel voran und kehrte dann zurück. Schon aus einiger Entfernung hörten sie eine rauschende Musik; weithin glänzte der Schimmer der erleuchteten Fenster, während die meisten andern Häuser fast gänzlich in Dunkelheit lagen.

„Sind diese Spielhäuser concessionirt?" fragte Tscharner den Wirth.

„Dieses und noch drei andere Häuser sind erlaubte Spielhäuser, welche der Magistrat unserer guten Stadt Paris der vielen Fremden und wohl auch der vornehmen Herren wegen duldet, damit sie nicht in die Klauen der Besitzer heimlicher Spelunken fallen, ausgeplündert und — was gar nicht selten geschieht — ermordet werden. In diesen vier öffentlichen Lokalen ist immer ein commissaire des jeux gegenwärtig, welcher

darüber zu wachen hat, daß nicht falsch gespielt wird, und welchem die Schlichtung von Streitigkeiten obliegt."

„Da wir nicht spielen," meinte Hartmann, „so werden wenigstens wir diesem Commissär schwerlich Anlaß zur Intervention geben."

„Hoffentlich. Doch will ich die Herren dringend bitten, Alles zu vermeiden, was Euch mit den Spielern in Conflict bringen könnte. Ein Schwert, ein Dolch fährt ja so rasch aus der Scheide, wie die Zunge aus dem Munde eines Gassenbuben.

Sie waren unterdessen in einem Saale angekommen, in welchem eine Anzahl von meistens älteren Herren an kleinen Tischen herumsaßen und der Flasche zusprachen. Diese Gesellschaft musterte neugierig die Bündner, da deren Kostüm sie sofort als Fremde verrieth. Einige der Herren grüßten Priolé, und dessen Begleiter erstaunten, aus des Wirthes Gegengrüßen und tiefen Verbeugungen zu bemerken, daß hier vornehme Persönlichkeiten verkehrten.

„Diese Herren," erläuterte Jener, „spielen nur unter sich. Wenn wir heimkehren, werdet Ihr sie an der Arbeit sehen. Da ist oft mehr denn ein Graf oder Marquis bis auf das letzte Goldstück ausgesäckelt aufgestanden und mancher grand seigneur hat hier sein großes väterliches Erbtheil an Glücklichere übergehen gesehen. Denn hier wird sehr hoch gespielt, und der Punkt im Tarok niemals niedriger als zu einem écu gerechnet."

Eine ganz andere Gesellschaft trafen sie im Tanzsaale, in welchem zwei Kronleuchter ein helles Licht verbreiteten. Die Musikbande befand sich auf einer kleinen Erhöhung; heute würde jeder Gastwirth eines Städtchens eine zahlreichere Kapelle aufspielen lassen, denn sie bestand blos aus zwei Trompeten,

zwei oder drei Violinen und einer Baßgeige. Etwa zwölf Paare bewegten sich langsam in den graciösen Touren und Stellungen einer Sarabande. Unter den männlichen Tänzern sah man ältere und jüngere Leute, deren verschiedenartige, nicht ganz moderichtige Tracht zum Theil ihre Herkunft aus der Provinz verkündigte, während ein Theil der Pariser sich durch die übertriebene Schaustellung der neuesten Moden, durch die Länge der Spitzen an den oft übermäßig weiten Pumphosen und an dem Kragen, durch phantastischen Schmuck der Stiefel und die bunten, aber nicht geschmacklosen Farben ihrer Anzüge bemerkbar machten. Die Tänzerinnen gehörten meist den niedrigeren Ständen an, zeichneten sich aber alle durch Schönheit oder Anmuth, weniger durch sonderlich sittsames Benehmen aus. Aber die Bündner schritten, von dem rascher gehenden Wirthe geleitet, schnell durch den Saal, um sich in die eigentlichen Spielzimmer zu begeben.

„Tragt ihr nicht Lust, ein Tänzlein mitzumachen, Herr Stadtschreiber!“ fragte Hartmann lächelnd seinen Landsmann.

„Ich gebe Euch die Frage zurück,“ erwiderte Tscharner. „Bin ein bestandener und beweibter Mann, Ihr aber seid noch ledig und jüngeren Alters.“

„Bin dieser kunstvollen Tänze, die allhier üblich, nicht kundig; in einer Allemande oder einem Schleifer dürft' ich wohl mithalten. Aber nimmer möcht' ich mit solchem Weibsvolke, obzwar es schön genug von Ansehen, im Reigen stehen!“

„Ihr habt Recht, Junker, und möcht' es daheim Euch übel vermerkt werden, so es ruchbar würde.“

In den zwei größeren Spielsälen war ebenfalls schon Alles in Thätigkeit. In jedem derselben stand in der Mitte ein langer Tisch, an welchem Bank gehalten wurde. Man spielte

„Sechsundsechzig", ein Hazardspiel, an welchem Jedermann sich betheiligen konnte. Eine dichte Menge von Zuschauern drängte sich besonders gegen die Mitte des Tisches, wo der Bankhalter saß; vor ihm stand eine Schüssel, mit großen und kleineren Gold- und Silbermünzen angefüllt; zehn Karten, die gleiche Zahl, die jeder der Mitspieler vor sich liegen hatte, bildeten sein Spiel. Dasselbe wurde im Wesentlichen ebenso gespielt, wie unser „Halb Zwölf" oder wie „vingt et un". War der Bankhalter so glücklich — zu kaufen war weder ihm noch den Mitspielern gestattet — 66 aufzulegen, so mußten die Letzteren, mit Ausnahme desjenigen Mitspielenden, der ebenfalls 66 hatte, den ganzen Betrag des Einsatzes nochmals zahlen.

Priolé und die beiden Bündner ließen sich in einem anstoßenden Zimmer einige Flaschen Wein reichen und sahen von dort aus dem Leben und Treiben in dem einen der Spielsäle zu. Von großen und von einigen kleineren Tischen her, an welchen letzteren Comète oder Ecarté gespielt wurde, vernahm man fortwährend Ausrufe, bald der Freude, bald der Verwünschung, oder der Bankhalter rief mit lauter Stimme die Zahl seiner Punkte aus; zwischenhinein vernahm man den Klang der auf den Tischen rollenden oder herbeigescharrten Goldmünzen. Dann und wann trat etwa einer oder der andere der Spieler in das Trinkzimmer, Manche erhitzt und aufgeregt, Andere äußerlich ruhig, aber blaß, und mit zitternder Hand das Glas zum Munde führend; Einige, die vielleicht Alles verloren, verließen das Haus, die Meisten aber kehrten in den Zauberkreis des großen Spieltisches zurück. Offenbar war der gegenwärtige Bankhalter stark im Glück, denn solche Szenen, wie die eben geschilderten, wiederholten sich. Uebrigens gehörten die Spieler hier mehr den mittleren Ständen an, doch erblickte

man auch adelige Musketiere Richelieu's und mehrere Offiziere unter denselben.

Eben hatte der Bankhalter mit triumphirendem Tone die Zahl Sechsundsechzig ausgerufen und heischte nun die nochmalige Zahlung der Einsätze. Gegen einige der Spieler, welche dieselbe entweder nicht leisten konnten oder wollten, rief er die Intervention des Commissärs an, welcher dem Spiele zugesehen hatte und die Widerspenstigen zu zahlen oder das Haus zu verlassen aufforderte. Der Streit dauerte eine Weile; Etliche gaben nach, Andere entfernten sich endlich.

Die Bündner und Priolé traten nun auch an den großen Spieltisch, doch nur als Zuschauer. Planta stellte sich dem Bankhalter gegenüber. Dieser warf beim Mischen und Ausgeben der Karten einen Blick auf ihn, und als ob er sich besänne, ob und wo er seinem vis-à-vis schon begegnet, schaute er ihn noch ein- oder zweimal an. Planta aber hatte augenblicklich jenen auffallend gekleideten, schönen Schlafgast aus dem „Wilden Mann" in Chur im Bankhalter wieder erkannt."

In der That war es Heinz de Saß, alias Henry de Rochepierre, der Enkel der uralten Mona in Klosters, mit deren Goldstücken der Gewissenlose nun in einem Spielhause zu Paris Bank hielt. Vor wenigen Tagen war er zurückgekehrt, und da die goldenen Pfennige der Großmutter stark auf die Neige gingen, hatte er beschlossen, deren Vorrath, wenn anders das Glück ihm hold sein würde, im Spiel zu erneuern. Bis jetzt war dasselbe ihm in der That treu geblieben; das bewies der große Haufen von Gold- und Silberstücken, womit die Schüsseln angefüllt waren. Er trug die Uniform seines Regiments.

Heinz hatte die Karten ausgegeben, verdeckt lagen sie auf

dem Tische, wieder strömten die Einsätze herbei. Er gab das Zeichen zum Aufdecken, indem er sein Spiel offen legte. Diesmal hatte er nur 56 Punkte und mußte den Meisten Gewinne auszahlen. Wieder ging das Spiel, abermals verlor der Bankhalter, und so zum dritten Male. Jetzt richtete er beim Mischen der Karten von Neuem seinen Blick auf den gegenüber Stehenden, der ruhig, wenn auch offenbar mit Interesse dem Gang des Spieles folgte. Des Bankhalters Stirn faltete sich; verdrießlich schaute er Planta an. Der uralte und überall verbreitete Spieler-Aberglaube vom bösen Blick gewisser Leute hatte schon bei Heinz Wurzel gefaßt: seit Planta an den Tisch getreten war, hatte sich sein Glück gewendet, und da auch einige der Mitspieler dies rasch bemerkt, hatten sie ihre Einsätze erhöhet. Noch hätte de Saß mit einem sehr bedeutenden Gewinne sich zurückziehen können, indem er die Bank an einen Andern abtrat, was zwar nicht für generös gegolten haben würde. Aber Heinz war von einem Gelage gekommen und aufgeregt.

„Was starrt Ihr mich so an, Herr?“ rief er Planta ungeduldig zu. „Wenn Ihr nicht spielen wollt, so habt Ihr an diesem Tische nichts zu schaffen!“

„Pardon, Monsieur,“ erwiderte Planta ruhig. „Ich sehe hier noch andere Herren als Zuschauer. Es scheint also erlaubt zu sein.“

„Ihr irrt, Herr! Wenn man in seinem Blicke das Unglück mit sich herumträgt, stellt man sich nicht als Zuschauer an einen Spieltisch. Ich sag' es Euch grade heraus: Ihr verderbet mein Spiel; beliebt Euch zu entfernen.“

Vielleicht würde der Bündner, der stillen Mahnung des Wirthes und Tscharners, von denen Jeder ihn an einem Aermel

zupfte, folgend, sich dieser Aufforderung gefügt haben, trotz des Widerwillens, den er gegen Heinz den Schwindler und treulosen Liebhaber der Fräulein von Cominges empfand, wenn derselbe seine Worte nicht mit einer wegweisenden Gebärde begleitet hätte. Zugleich erhielt er an den übrigen Zuschauern und etlichen Spielern Bundesgenossen. Diese Alle nahmen gegen den Bankhalter Parthei und Einer derselben ermahnte Hartmann, sich nicht einschüchtern zu lassen. Durch diesen Umstand erbittert, stand Heinz auf und warf Planta seine Karten ins Gesicht. Kaum war das aber geschehen, so flog des Letzteren Schwert aus der Scheide und dem Bankhalter in den Leib. Dieser stürzte zu Boden.

„Ventre saint gris! Was habt Ihr gethan!“ rief Priolé. „Voilà une méchante affaire! Jetzt kommt und salviret Euch, ehe der Commissär die Wache ruft.“

Sprach's und zog seine Gäste mit sich zum Ausgange; eilig sprangen sie die Stufen der Treppe hinab, während droben die Spieler, um Planta's Flucht zu begünstigen und vielleicht nebenher des Bankhalters Kasse zu plündern, die Lichter auslöschten. Um Heinz kümmerte sich zuerst Niemand; die Meisten hielten ihn für todt. Erst nach einer Weile, als der Commissär die Beleuchtung wieder hergestellt hatte, trug man ihn auf ein Ruhebett, worauf ein zufällig anwesender Chirurg ihn untersuchte.

„Er wird die Nacht nicht überleben,“ meinte derselbe.

Unterdessen waren die Bündner mit Priolé in das poulet au pot gelangt und beriethen, was zu thun sei.

„Hier bleiben könnet Ihr nicht,“ sprach der Wirth zu Hartmann, welcher mit trüber Miene in der Stube auf- und abging. „Ihr habt einen Offizier des Königs erstochen — denn

daß der Mann nach dem furchtbaren Degenstoß, den er von Euch erhalten, maustodt ist, dafür will ich ein Faß guten Beaujolais verwetten — und seine Kameraden werden fordern, daß ihr aufgesucht und vor das Prevotalgericht gestellt werdet. Freilich, wenn der Prinz, meines ehemaligen Obersten Freund und Glaubensgenosse, für Euch ein gutes Wort bei dem König reden wollte —"

Planta schüttelte den Kopf.

„Wenn Ihr das nicht wollt, dann bleibt Euch nichts Anderes übrig, als so schnell als möglich über die Grenze zu fliehen. Daß ich an Euerm Unglück, junger Herr, Schuld werden und daß der verwünschte Rochepierre uns in den Weg kommen mußte! Will zwar nicht sagen, daß ich ihm den Degenstoß gönne, denn das wäre unchristlich. Aber eine Lection hat das mauvais sujet, das viel Unheil gestiftet und auch mich angesetzt hat, sicherlich verdient. Aber da ist André und ich sehe, daß die Pferde gefüttert und gesattelt sind. Also, Ihr Herren, noch ein Glas zur Stärkung für den nächtlichen Ritt, während ich Euere kleine Zeche zusammenkreide."

Die Glocke auf Notre-Dame schlug die erste Stunde nach Mitternacht, als die beiden Bündner, nach herzlichem Abschiede von Priolé, in Begleitung André's aufbrachen und durch die stillen, dunkeln Straßen der Hauptstadt ritten. Nachdem sie die Vorstadt hinter sich hatten, setzten sie ihre Pferde in raschen Trab; André, welcher die Gegend genau kannte, führte sie auf Nebenwegen und durch abgelegene Ortschaften, bis sie bei Anbruch des Tages unweit einer Waldschenke auf die Heerstraße gelangten. Dort klopfte er die Wirthsleute aus den Betten.

Während er die Rosse fütterte und tränkte, unterhielt er sich mit dem Stallknechte.

„Dis donc, mon vieux, sind wir hier auf dem rechten Wege nach Lagny?“ fragte er.

„Nach Lagny wollt Ihr?“ rief der Knecht. „Allons! Lagny liegt ja gegen Meaux und hier seid Ihr auf dem Weg nach Boissy und Brie.“

„Pas possible!“ fuhr André heraus. „So sag' mir, wo wir wieder auf den Weg gegen Meaux kommen. Aber still, daß die Herrschaften nichts merken!“

„Hab' keine Angst! Von hier reitet Ihr also noch eine halbe Stunde weiter auf dieser Straße. Dann, merk' dir's wohl, gelangt Ihr zu einer Köhlerhütte, die aber jetzt verlassen ist. Dort schlagt Ihr den Weg ein, der nach Norden führt. In einer Stunde von dort kommt Ihr aus dem Walde heraus, und grade da, wo ein kleines Flüßchen Euch entgegenkommt, seht Ihr ein Dörfchen liegen. Dort mußt du weiter fragen.“

„Beaux mercis!“ rief André.

„Was sind denn das für Herrschaften?“ forschte der Knecht. „Sehen nicht wie Franzosen aus.“

„Hast gute Augen, Alter. Es sind fremde Herren, welche dem Bischof von Meaux ihren Besuch abstatten wollen.“

„So, so! Se. Gnaden sollen einen gut montirten Keller besitzen.“

„Um so besser! Ich trinke dann auch ein Glas auf deine Gesundheit.“

Das Erscheinen der Herren auf der Thürschwelle machte dem Gespräche der Beiden ein Ende. André führte die Pferde vor, trank, nachdem er sich in den Sattel geschwungen, das Glas Branntwein, das der Wirth ihm noch reichte, aus und warf dem Knechte nickend einen vertraulichen Gruß zu. Bald verhallte der Hufschlag der drei Rosse im morgenstillen Walde.

„Was war denn das mit deinem Fragen nach Lagny und Meaux?“ forschte Tscharner bei André, nachdem sie eine Strecke weit geritten waren.

André lachte. „Une ruse de guerre, mein Herr! Mögen Diejenigen, welche den jungen Herrn verfolgen, den Weg nach Meaux einschlagen, während wir ruhig im Thurm meines guten Herrn sitzen!“

„Das hast Du brav gemacht, André,“ sprach Tscharner lächelnd. Aber glaubst du, die Häscher des Gerichts werden dem blauen Dunste nachgehen, den du dem Stallknechte vorgemacht?“

„Kein Zweifel; der Knecht wird zu dem, was ich ihm erzählt, so viel hinzulügen, daß die Häscher die falsche Fährte ebenso gewiß annehmen, als ein junger Jagdhund diejenige eines Fuchses.“

Und so kam es auch. Denn als nach Verfluß von vielen Stunden, welche seit dem Streite im Spielhause mit Aufnahme des Thatbestandes, Einvernahme Priolé's, welchen der Commissär erkannt hatte, Benachrichtigung des Prevotalgerichtes und dem Aufbruche der Häscher verflossen waren, die Letzteren Nachmittags an die Waldschenke gelangten, ließen sie sich durch die Aussagen des Knechtes richtig irre führen und schlugen den Weg nach Meaux ein, welches sie spät Abends erreichten. Freilich suchten sie die Flüchtlinge nicht bei dem frommen Bischofe, aber in mehreren Herbergen, und als sie endlich inne wurden, daß man sie getäuscht, ließen sie sich aus Verdruß in der Herberge den Wein so gut schmecken, daß wenigstens für die nächsten zwölf Stunden an eine Fortsetzung des Rittes nicht hätte gedacht werden können, auch wenn die Pferde nicht zu müde gewesen wären.

Um so sicherer gelangten die Bündner nach dem Landgute des Barons. Wiederum, genau an der nämlichen Stelle, wie vor etwa vierzehn Tagen fanden sie den alten Herrn im Schloßhofe stehend. Auch erkannte er sofort seine Rosse, noch ehe er André gewahr wurde, der etwas zurückgeblieben war.

„Ah, Messieurs des Ligues grises!“ rief er aus, ihnen die Hände schüttelnd. „Wieder auf der Heimreise! Seid willkommen, Ihr Herren! Eure Pferde sind munter und fett. Aber ich sehe mit Vergnügen, auch die meinigen sind nicht vernachlässigt worden. Ein wenig müde zwar. — Guten Tag, André! Wo ist Dein Kamerad?“

André gab kurzen Bericht.

„Doch nicht gefährlich verwundet?“ fragte er.

„Der Chirurg aus Paris meinte, er werde wohl bald wieder zu Pferde sitzen können. Er hat einen tüchtigen Kopfhieb bekommen, der aber durch die dicke Fütterung der Blechhaube geschwächt worden.“

„Ohnehin hatte er immer einen dicken Schädel,“ sprach der Baron lächelnd, „und so wird er wohl keine Nachwehen davontragen. Aber leid thäte es mir um den braven Burschen, wenn er gefallen wäre.“

Der Aufenthalt Tscharners und Planta's in dem gastfreundlichen Schlosse konnte unter den obwaltenden Umständen nur eine kurze Frist dauern, und sie ließen sich nur so viel Zeit, um einige Stunden der Ruhe zu pflegen und eine tüchtige Mahlzeit einzunehmen. Ihren Bericht über die Vorgänge im Spielhause und das höchst wahrscheinliche Ende Robespierre's hatte der Baron mit einem halblauten: „Bien lui fasse!“ und dessen Tochter schweigend, aber mit hellem Auf-

leuchten der Augen angehört. Ein Blick des Vaters schien zu sagen: „Du bist gerächt, meine Tochter!“

Den beiden Bündnern, welche den tiefsten Grund für den unversöhnlichen Grimm des Barons und seiner Tochter noch nicht kannten, mochte derselbe etwas übertrieben erscheinen, zumal an so ernsten Hugenotten, welchen doch die fünfte Bitte des Vaterunsers vertraut genug sein mußte.

Mit warmen Danksagungen, aber doch um eine Nuance weniger herzlich gestimmt, als bei der Ankunft, nahmen sie Abschied.

Sechszehn Tage später ritten sie über die Rheinbrücke bei Basel und fünf Tage darauf langten sie, erschreckt und betrübt über den Anblick der Verödung und Noth so vieler von der Pest heimgesuchter Städte und Dörfer, wieder in der Hauptstadt der III Bünde an.

Dreizehntes Capitel.

Im Waldhause bei Chur.

Vor dem Landhause des Stadtschreibers hielten die beiden Reiter an.

„Gestattet mir,“ sprach Tscharner, der, je näher sie der Heimat gekommen, bald von Freude über das bevorstehende Wiedersehen der Seinigen, bald von bangen Besorgnissen sich bewegt gefühlt; „gestattet mir, zuerst in das Haus zu treten und zu forschen, ob Alles daselbst gesund blieben. Möchte Euch nicht der Contagion aussetzen.“

Lange mußte Planta warten. Endlich sah er den Stadtschreiber durch den Baumgarten heraufkommen und erkannte augenblicklich an der verstörten Miene und der Thräne, die noch an der Wange hing, welche Botschaft er bringe.

„Leid thut es mir, Junker, Euch in meinem Hause nicht aufnehmen zu können. Mein ältestes Kind, die Cordula, haben sie vor einer Woche hinausgeführt und mein Hans wird ihm wohl bald nachfolgen."

„Gott tröst' Euch, armer Freund!" rief Hartmann bekümmert.

„Reitet aber nicht in die Stadt!" fuhr der Stadtschreiber fort. „In allen Herbergen wüthet die Pestilenz. Mein Weib aber sagt mir, es habe der Valtin Gerster, ein redlicher, verständiger Mann, in seinem großen Haus ob Ober-Masans für Reisende eine gute Herberge eingerichtet und sei dieselbe dermalen noch ganz gesund, weil er bei der Aufnahme der Gäste mit äußerster Fürsicht umgehe. Also, wollet Ihr etwas Zeit hier verweilen, ehe Ihr weiter reitet, so lasset Euch belieben, bei dem Valtin einzukehren. Ihr thut am Besten, die Kreuzgasse da oben hinaufzureiten, dann kommt Ihr, dem Sträßlein nach, an Gersters Haus. — Jetzt lebet wohl, auch ohne Handschlag. Ihr sollet weiter von mir hören."

„Gehabet Euch wohl und habet großen Dank für Alles, Junker Stadtschreiber, und Gott mach' Euer Kind gesund!"

Sehr ernst gestimmt ritt Planta den steinigten Weg hinauf und erreichte nach einer Weile das in einem großen Baumgarten am Waldessaume gelegene Haus. Zwei große Hunde stürzten alsobald auf den Reisenden zu, hinter ihnen erschien ein kleiner, festgebauter Mann mit klugem Gesicht, und blieb, abwehrend, in einiger Entfernung von ihm stehen.

„Ihr wollt bei mir Herberge nehmen? Wohl. Woher des Weges, Herr?“

Hartmann gab Bericht und erklärte sein Erscheinen von der Stadtseite her.

„Ihr seid,“ sprach der Wirth, „durch viel ungesunde Oerter kommen, habt da und dort niedersitzen und schlafen müssen, wo die Krankheit herrscht; will Euch zwar aufnehmen, aber in meinem Sonderhäuslein, wo Ihr zehn Tage verbleiben müsset. Doch sollt Ihr mir einen Eid schwören, daß Ihr in diesen zehn Tagen keinen Versuch machen wollet, in das Herberghaus einzutreten. In freier Luft dürft Ihr Euch ergehen nach Euerm Belieben, doch mit Niemand Handschlag tauschen, Niemand anrühren, neben Niemand, auch in der Sonderstube nicht, niedersitzen oder liegen, denn auch der Athem Derer, so die Krankheit, ihnen selbst noch unbewußt, in sich tragen, ist von tödtlicher Kraft. Wollet Ihr also einen körperlichen Eid schwören, daß Ihr das Alles zu halten gesinnet, so hebet die drei Schwurfinger auf und sprechet mir die Worte nach.“

Planta gehorchte, worauf Gerster ihn absteigen ließ und das Pferd an einem Baume anband, um es nachher zu „schwemmen“. Dann führte er ihn in das Quarantänehäuschen; es befand sich da ein großes Gemach mit vier Betten, einigen Tischen und Bänken. Planta selbst mußte sein Felleisen hineintragen. Nach einer Weile erschien Gerster wieder und stellte in zinnernen Gefäßen, Speisen und Wein auf einen der Tische; in einiger Entfernung von seinem Gaste stehend, gab er Bescheid auf die Fragen, welche Hartmann, nachdem er seinen Hunger gestillt, an ihn richtete: ob noch mehr Reisende in der Herberge und dem Sonderhäuschen, ob die Seuche in der Stadt

und auf dem Lande noch stark im Schwange, ob sie ab- oder zunehmend, u. s. w.

„Heute seid Ihr der einzige Gast, nachdem gestern etliche Zürcher Herren, so in Milano gewesen und allhier in diesem Stüblein gemächtiget, weiter zogen sind. Die Herberg aber ist fast immer leer, weil schier Niemand länger denn etliche Tage hier verweilen mag; ist mir auch lieb, dieweil ich selber mit Weib und Kind' darin hause, und Sorge trage, daß Keines sich vermischet. Ob die grausame Pestilenz im Ab- oder Zunehmen, möget Ihr selbst urtheilen, wann Ihr vernehmet, daß in der letzten Woche allbereit siebenzig Menschen Todes verblichen und daß heut als am Freitag die Zahl der Todten schon an die Achtzig geht! Es ist nicht auszusprechen, mit welchem Rasen der Würgengel einherfahret! Schon seit vierzehn Tagen vermag man die Todten nicht mehr in Bäumen zu bestatten, alldieweil der Schreiner nur noch Wenige am Leben und es auf dem Friedhof des Raumes gänzlich gebricht. Zur Nachtzeit kommen die Todtengräber, deren der Rath um hohen Lohn sechse bestellt hat, sammeln die Gestorbenen in den Häusern und fahren sie ins Todtengut hinein, allwo sie in Gruben gelegt und mit Kalk zugedeckt werden. Da muß der Junker so gut als des Abdeckers Büblein, und der Rathsherr, nicht weniger als der ärmste Hintersäß Platz nehmen, und sind der Vornehmen, Raths- und Gerichtsherren und Frauen schon eine ziemliche Zahl alldort gebettet worden."

Planta schauderte. „Lebt noch," fragte er, „der Herr Oberstzunftmeister von Menhardt und seine Familie!"

„Ob Frau und Kinder noch am Leben, ist mir unbewußt, sintemalen, was gestern noch gesund einhergegangen, in diesen Zeitläuften, heut leicht als ein Todtes oder Krankes vermuthet

werden mag. Aber den Herrn Oberſtzunftmeiſter ſelbſt haben ſie ſchon von mehr denn drei Wochen auf den Friedhof gelegt."

„Alſo auch todt! Der gute Herr!" rief Planta beſtürzt.

„Sein Sohn," fuhr Gerſter fort, „iſt grade noch von weit her aus Frankreich kommen, ehe der Vater die Augen geſchloſſen hat."

„Lebt Chriſtoph noch?" forſchte Planta weiter.

„Kann es Euch nicht ſagen, Junker! Geſtern hat er, wie ich vernommen, Wimlerleute dingen wollen, weil der Rath die Leſe vom Montag ab erlaubt hat."

„Könntet Ihr mir nicht einen Boten ſchaffen, der ihm Bericht brächte, daß ich ſeiner hier gewarte?"

„Es gehen dann und wann Leute aus Maſans in die Stadt. Will dem Junker Chriſtoph Euer Anliegen zu wiſſen thun laſſen, und wenn ihm nicht ſeit geſtern einboten [13]) worden, wird er morgen wohl heraufkommen."

„Iſt ihm einboten worden, ſo ſoll der Bote erforſchen, wer erkranket."

„Das muß er hinaufſchreien. Denn ſobald ob dem Thürkranz ein Strohwiſch zu ſehen, darf ein Geſunder das Haus nicht betreten, es ſei denn, daß er es ſich gefallen laſſe, in demſelben ſo lang zu verbleiben, bis die Hausleut' insgeſammt hinausgelaſſen oder — hinausgetragen ſind. Denn es ereignet ſich faſt alltäglich, daß von allen Inwohnern eines Hauſes auch nicht Eines am Leben bleibt. Und iſt auf meines eigenen Bruders Weib, ſo eine Tochter des Zunftmeiſters Bernhard Brun, in Einer Nacht aus ſechster Hand eine Erbſchaft, nämlich ein Haus in der untern Gaſſe gefallen, deſſen Inſaſſen zuerſt, dann die nächſten Verwandten weggeſtorben ſind. Alle in Einer Nacht [14]). Und im obern Maſans dahier hat die Seuche ſeit

etlichen Tagen mit solcher Kraft regieret, daß allbereits mehr denn die Hälfte aller Leute hinweggenommen sind!"

„Also ist zu besorgen, daß auch Euer Haus nicht mehr lange gesund verbleiben werde," meinte Planta.

„Wie Gott will! Doch wachen die Hunde, so wohl abgerichtet sind, daß kein Mensch bei Tag oder bei Nacht ungesehen dem Hause nahe kommen mag."

Während dieses Gespräches war ein Reiter dem Hause genahet.

„Ihr werdet wohl einen Zimmerkameraden bekommen," sprach der Wirth, Jenem entgegengehend. „Thuet alsdann, wie ich Euch befohlen."

Nach kurzer Zeit erschien er wieder und führte in der That einen stattlichen Reitersmann herein.

Schon wollte Hartmann ihn mit freudigem Handschlage begrüßen, da entsann er sich der Warnung des Wirthes.

„Seid freundlichst begrüßt, Hauptmann Dietegen, auch ohne Handschlag, der uns versagt ist, wie Ihr alsbald vernehmen werdet."

Der neue Ankömmling war Dietegen von Salis, welchen Planta vor etwa 6—7 Wochen im „Wilden Mann" kennen gelernt.

Der Wirth erforschte zunächst, ob er andern Tages weiter zu reisen oder einige Tage sich hier aufzuhalten gedenke.

„Das wird davon abhangen, ob ich meinen Bruder, der seit etlichen Jahren allhier wohnet, antreffe, ob ich wenn er, was Gott verhüte, verstorben, seine Succession ordnen, oder, so er noch abwesend, an seine Statt treten muß. Ist Euch, Herr Wirth, bewußt, ob der Junker Gubert von Salis heimgekehrt und ob er noch lebend?"

„Bis vorgestern war Euer Bruder noch abwesend, sintemal sein Buchhalter, der Lorenz Wyß, selbst hier oben gewesen, um zu urkunden, ob kein Reisender, so aus Zürich oder Frankreich kommen, in meiner Herberge aufhältlich. Der Zürcher Bot sei schon seit drei Wochen ausblieben."

„Weil er im Städtlein Uznach des Gasterlandes verstorben, wie uns dort berichtet worden," erklärte Planta. „Seine Briefe, Valoren und Kisten hat der Wirth, bei dem er gelegen, in Verwahrung genommen, und hat sie uns zur Besorgung mitgeben wollen, so wir aber, weil unsere Rosse schwer genug beladen gewesen, ablehnen müssen. Nur was Staats- und Stadtsachen gewesen, hat der Stadtschreiber Tscharner, mein Reisekamerad, erlesen und mitbracht."

„Das muß dem Lorenz Wyß alsbald berichtet werden, damit er einen seiner Schreiber gen Uznach entsende. Werde also hier verweilen müssen, daß wie ich es ersehne, zu meiner Herzliebsten Ottavia, den Kindern und meiner Mutter heimzukehren."

Wie Planta gethan, mußte nun auch Dietegen dem Wirthe schwören. Gerster besorgte den verlangten Boten, welcher auch Hartmanns Auftrag an Christoph Menhardt getreulich zu besorgen versprach, und trug sodann die Namen Beider in der Fremdenliste ein, welche laut neuer Verordnung des Stadtraths jeden Abend dem regierenden Bürgermeister von allen Herbergswirthen eingereicht werden mußte und nun dem Boten mitgegeben wurde.

Als die Gäste allein waren, erzählte Planta seine Erlebnisse auf der Reise und in Paris, worauf auch Dietegen Bericht über die seinigen erstattete.

„Habe," sprach er, „freilich keine so langen Ritte gethan, wie Ihr, auch keine solche Aventuren diesmal erlebt, aber doch ist auch mir manches Gedenkwürdige arriviret, wie Ihr als-

bald vernehmen werdet: Bin also an dem 11. September, da wir den „wilden Mann“ verlassen, noch bis Tiefenkastel geritten und habe alldort beim Pater genächtiget, so mich, obzwar einen Reformirten, gar wohl aufgenommen, und Tags darauf Allàgh, ein Oertlein ob Bivio (Stalla) erreicht, allwo ich meinen lieben Vater in großer Altersschwäche, doch in gutem Wohlsein antroffen. Wie Euch vielleicht wissend, ist uns dort ein gutes Häuslein und weiter oben eine Alp zuständig, so seit vielen hundert Jahren in unsere Familie gehört. Vor demselben Häuslein hab' ich ihn, in dem warmen Sonnenschein auf einer Bank sitzend gefunden. Da hat er eine gar große Freude bezeugt, und auch ich hab' meinem Herrgott gedankt, den guten, frommen Alten in besserer Beschaffenheit zu sehen, denn ich verhoffet. Also haben wir da etliche Wochen in großer Stille gelebt. Der Giacomo Picenoni, unser Diener, hat uns als Koch gedient; ich bin oft jagen gegangen, habe auch des Wildprets, dessen da oben gar vieles umherspringt und fliegt, viel heimbracht, und Fisch haben uns die Leutlein von Marmorera heraufgeholt. Alten Weines hatte der Wirth zu Bivio uns ein Fäßlein in den Keller gelegt, also daß uns wenig mangelte, außer Brod; denn das steinharte, so dort nur zweimal im Jahr gebacken wird, vermochte mein Vater nicht zu gewältigen. Das Wetter ist fast immer heiter und warm blieben, gleich also, wie es auch jetzo noch ist, wunderbar zu sagen, obwohl wir angends Wintermonat haben werden.

„Also ist es gegangen, bis vor drei Wochen. Da ist ein Bot' an den Herrn Fasciat, so des Jahrs regierender Landvogt von Oberhalbstein ist, gen Bivio heraufkommen, meldend in Savognin sei ein Säumer, so von Chur angeritten war, gar schnell an der leidigen Pestilenz erkrankt und verstorben

und alsobald habe das Contagium sich auf die Wirthsleut' und etliche Bauern des Orts verpflanzt und weiter um sich gegriffen. Der Landvogt hat eilends die Obrigkeit des gesammten Hochgerichts gen Reams bestellt, wo dann ausgemacht worden, es solle jede Gemeinde, so lange sie gesund, etliche Wächter an den Enden ihres Dorfes bestellen, und Alles, was von Außen kommt, und nicht mit guten Sanitätsbolletten versehen, abweisen. Auch haben sie aus Chur den berühmten Venediger Theriak und etliche Pestbüchlein verschrieben, um sie sonntäglich in den Dörfern von der Kanzel herab verlesen zu lassen. Hat aber Alles das den grausamen Todesengel nicht aufhalten mögen, sondern ist er eilenden Schrittes bergauf und bergab gangen, hat heut' diese, morgen eine andere Gemeinde angestoßen, mit solcher Vehemenz, daß, wo sein Stab Wehe Einen angerührt, derselbe alsbald sich legen und seine Seele Gott befehlen müssen. Auch gen Bivio ist er heraufgewandert und hat bald hier, bald dort und von einem Tag zum andern mehr Leut' vorgeladen.

Der Prädikant allda und das Mönchlein aus dem Napolitanischen, so in Stalla den Kirchen vorstehen, sind bei Tag und Nacht zwischen Kranken und Sterbenden hin und her gewandelt, und ist sonderlich der Kapuziner zu rühmen, dessen sich Niemand versehen, dieweil es eher ein unscheinbar Männlein, fast einfältig, aber ein starker Esser und Trinker. Hab' ihn Anno 20 schon in Sonders gesehen, da wir, zwei Abende, bevor die blutige Rebellion ausbrochen, bei Lorenz Küng gesessen sind, und ihn dann, ehe die Pest kommen, gleich wiedererkannt, da er, den Sack auf der Schulter, Terminirens wegen, mir einstmals bei Stalvedro begegnet ist.

„Item, bei uns in Allágh droben war noch Alles gesund bis vor acht Tagen. Da kommt eine Familie mit Namen

Battaglia, so sonst in Reams wohnhaft, gen Allágh herauf, Mann, Frau, ein Sohn und zwei Töchter, Leute eines angesehenen Geschlechts, brav und gottesfürchtig und Eines dem Andern in großer Liebe zugethan. Die waren bei Ausgang Herbstmonats aus einem Alpgut, so sie im Domleschg haben, mit ihrer Haab Vieh aufbrochen, Willens heimzukehren. Da sie denn durch den Schyn gen Obervaz gewandelt, ist ihnen Bericht worden, daß dort die Pestilenz hause, und haben sie sich also auf die Heid' begeben, am „Marktplatz" allda zu gewarten, bis die Krankheit, so auch in Lenz umherging, gemindert habe. Allein dieweil dem Wirth der dortigen Herberg die Vorräth ausgegangen, sind sie zuerst gen Alvaschein hinab dann auf Mons, das noch gesund blieben war, nachgends in ein Maiensäß ob Salux. Und weil sie dort waren, haben sie einen Bittgang zum Kirchlein der heiligen Jungfrau von Zitail gethan, so hoch oben nahe am Eisgebirge gelegen ist. Aber auch von demselben Maiensäß haben sie wegen mangelnder Eßwaar und geringer Weide hinweg müssen und wären lieber als gern heim gen Reams, dessen Häuser sie den ganzen Tag unterhalb liegen gesehen, heimgekehrt, wenn nicht alldort die Seuche so gar erschreckenlich ihr Wesen hätte. Da sind sie immer weiter aufwärts zogen, heut in einer Alphütte schlafend, morgen in einem Dörflein, immer die kranken Oerter meidend, und etliche Tag sogar zu hinterst in Val Faller gelegen, bis sie vor acht Tagen todmüd gen Allágh kommen sind. Und dieweil damals noch Alles gesund gewesen daselbst, haben sie vermeint, im Oertlein eine Statt zu finden. Aber in derselben Nacht ist zuerst der Vater, dann sind nacheinander die zwei Töchter und das Weib erkranket und Alle weggestorben — Alle binnen acht Stunden! Einzig der Sohn, ein schöner

Burſch in die Zwanzig, iſt geſund blieben. Der hat noch ſelbigen Morgens auf dem katholiſchen Gottesacker zu Bivio ein großes Grab gemacht und Alle da hineingelegt. Es hat mir aber, da ſpät Abends der Vater erkranket und ſchnell verſtorben und Alle mit gerungenen Händen neben ſeinem Bett geſtanden ſind und vor großer Betrübniß ihre Bruſt geſchlagen, der Anblick das Herz abſtoßen wollen. Hatt' ihnen eine Pimpernellwurzel, ſo ein kräftig Mittel gegen die Peſtilenz iſt, durch das Fenſter hereingereicht, auf daß ſie ſelbſt ſich präſerviren möchten. Hat ihnen aber nichts mehr helfen mögen, denn die Krankheit muß in ihnen gelegen geweſen und durch die übergroße Ermattung von dem langen Wandern und die ſchwere Betrübniß alſo raſch herausgetrieben worden ſein. Und da ſie dann, die Weiber mein' ich, alle Drei neben einander gelegen, und ſie gemerkt, daß auch ihr Stündlein geſchlagen, haben ſie einander und dem Sohn und Bruder die Hände gereicht und Valet auf Wiederſehen im Himmel geſagt. Da ſie dann die Augen geſchloſſen, iſt der Sohn wie todt zur Erde gefallen vor Leidweſen und lange ſo gelegen, und als er nachgends aufgeſtanden, war ihm der Thränenborn vertrocknet und hat nicht mehr weinen können. Wie er ſie Alle in's Grab gelegt hatt', iſt er ganz ſtill und wortlos mit der Viehhab aufbrochen und nach Reams zogen [15]).

„Wir aber ſind am ſelben Morgen auch hinwegzogen in unſere Alp, wo eine Hütte mit etwas Kommlichkeiten ſteht, ſo man nicht überall in den Alpen antrifft, und haben dort etliche Tag' gehauſet. Da hat aber mein Vater ernſtlich verlangt, daß ich heimreiſe, auf daß Mutter, Weib und Kinder meiner nicht länger entbehren möchten. Und weil er nach Art der gar alten Leute an Widerſpruch ſich erzürnet, hab' ich wohl

oder übel folgen müssen, denn gern wie ich die Meinigen wieder heimsuchen wollte, war es mir nicht recht, den alten Herrn in so später Jahrzeit in einer Alphütte zurückzulassen. Er hat mir versprochen, alsbald wann der erste Schnee fallen wolle, mir nachzufolgen. Noch haust er dort oben mit dem treuen Giacomo. In Allágh aber sind binnen sechs Tagen in die zwanzig Menschen gestorben, also daß nur wenig Volk allda übrig blieben ist."

„Welches Weges seid Ihr hieher gereist?" fragte Planta.

„Bin nicht ohne sonderliche Beschwerde von wegen meines Rosses von Bivio gen Avers hinüber, allwo Alles noch gesund gewesen, alsdann durch Val Farrera und durch Schams gen Ronggellen und durch Thusis nur hindurch geritten und habe dort schier keine lebende Menschen mehr gesehen, weil derer, so nicht entflohen waren, weitaus die Meisten vom Würgengel hinweggenommen worden. Auch in Cazis und weiter draußen traf ich fast wenig Volks auf den Gassen und Straßen, und ward mir gesagt, daß auch daselbst mehr denn die Hälfte der Leute begraben worden."

„Solches," bemerkte Hartmann, „habe ich selbst auch im Sarganser- und Gasterland, auch hie und da am Zürichsee in etlichen Ortschaften beobachtet. In Zürich, der Stadt, sollen anjetzo nur noch dreißig bis vierzig Menschen in der Woche sterben, allwo noch vor etlichen Monden die Zahl auf mehr denn dreihundert zur Woche angestiegen sei."

„So ist's! Es sind kaum vier Monate her, da sind in der nämlichen Gasse, wo unser Haus stehet, an die fünfzehn Personen in Einer Nacht gestorben. Damals haben wir unser Haus beschlossen und sind, der Vater ins Bündnerland, und wir Andern ins Albisgebirg zogen."

Der Eintritt des Wirth's unterbrach das Gespräch. Mit ihm erschien Lorenz Wyß, der Buchhalter von Dietegens Bruder.

„Gott zum Gruß, lieber Junker Hauptmann!" rief er freudig ihm entgegen. Wie lebt der alte Herr?"

Dietegen gab Bericht und erkundigte sich nach dem Gange des Geschäfts.

Der Buchhalter schüttelte den grauen Kopf.

„Wegen der Seide, so wir jetzo verkaufen, könnten wir die Schreibstube schließen. Ich und die älteren Schreiber sitzen vor den Tischen und lesen im Kalender oder in der Bibel, und die jüngern Leut' treiben Possen. Wie sollen wir auch kaufen und verkaufen, sintemalen des Volks in hiesigen und angrenzenden Schweizerlanden so überaus viel wegstirbt und die Fuhrleut' nur Korn und Wein säumen. Wäre wohl manches fürtreffliche Geschäft mit dem Kaufen von Seide im Bergamaskischen, so alldort gar billig geworden, zu machen, es will aber keiner der Säumer dorthin ziehen, weil dort die Pestilenz sich immer grausamer erzeigt. Hält' es doch schwer genug, auch um überaus hohen Lohn, Wein aus dem Veltlin zu bekommen, weil auch dort und in Cläfen das Sterben erschrecklich gehet. Was wir also an der Billigkeit der Seide profitiren möchten, würde durch die hohen Fuhrlöhne verschlungen werden. Und wie es allhier in Chur aussieht, werdet Ihr wohl inne worden sein. Zur leidigen Krankheit hat sich zudem noch ein neues großes Unheil gesellt: ich meine Raub und Diebstahl."

„Wie meint Ihr das Lorenz?"

„Es ist," antwortete der Buchhalter, „seit etwas Zeit observirt worden, daß in etlichen Häusern von Reichen und Vornehmen, aus denen die Insassen hinweggestorben oder geflohen

sind, wenn etwa ein Erbe sich um die Succession gemeldet und ungeachtet der Lebensgefahr wegen der Contagion in ein solch' Haus sich begeben, von Geld und Kostbarkeiten gar nichts mehr vorgefunden hat. Da ist zum Exempel letzten Dienstag der alte Stadtvogt Reydt, so mit einer Haushälterin allein gelebt, nachdem selbe ins Todtengut geführt worden, auch gestorben. Tags drauf kommt sein Nepot Walter, der in der obern Gasse das schöne neue Haus hat, und will nach der Succession schauen, die an Geld und Silberzeug gar ansehnlich hätte ausfallen sollen. Hat aber in allen Truhen und Kästen, und gäb, wie eifrig er überall, selbst im Keller und auf den Estrichen nachforschete, nicht das Mindeste gefunden und erwies es sich, daß eine große Spinde, darinnen der Stadtvogt sein Geld und Pretiosen, auch die Briefen aufbewahrt, gesprengt und fremdes Volk drüber gekommen war. Also hat er beim Amtsstadtvogt Anzeige gemacht, der ihm gesagt, er sei nicht der Erste, der also geschädiget worden, maßen am Tag zuvor noch etliche andere Bürger Klage fürbracht wegen Beraubung von Häusern. Den Schelmen aber ist man noch nicht auf die Spur kommen. Wäre doch nur unser Patron, Euer Bruder wieder hier!"

Dietegen theilte dem Schreiber den Tod des Zürcher Boten mit.

„Ihr müsset darum, Herr Lorenz," fuhr er fort, „alsbald nach Uznach verreisen oder einen sichern Schreiber hinsenden, um dem Wirth, was an Briefen und Valoren bei selbigem liegt, abzufordern. Lasset Euch vom Stadtschreiber einen Passaporto und eine Beglaubigung aufsetzen, daß Ihr meines Bruders Buchführer seid, und will ich Euch alsbald eine Vollmacht an meines Bruders Statt ausstellen."

„Morgen, eh' die Sonn' aufgeht, will ich selber reiten, und verhoff' ich auf den Abend gen Uznach zu kommen."

Nachdem er die Schrift empfangen, entfernte er sich.

Jetzt erschien erst der Bote, welcher an Lorenz und das Menhard'sche Haus die Botschaften Dietegens und Planta's ausgerichtet auf der Schwelle der Sonderstube.

Was bringt Ihr Neues?" fragte Hartmann.

„Habe vor der Menhardten Haus am Platz zuerst erforschet, ob das Haus gesund, und da ich ob dem Thürkranz einen Strohwisch gewahr worden, hab' ich geklopfet und hinaufgerufen, bis die Frau Oberstzunftmeister am Fenster erschienen. Da hab' ich meine Botschaft von Euch hergesagt und vernommen, seit gestern sei das jüngste Töchterlein erkranket und könne der Junker Christoph um deßwillen nicht heraufkommen."

Es war mittlerweile längst Nacht geworden und da beide Gäste die Nachtruhe ersehnten, warfen sie sich bald auf ihr Lager. So tief ward ihr Schlaf, daß sie die Ankunft eines neuen Gastes nicht gewahr wurden, welchen der Wirth noch in später Stunde hereinführte.

Erst am Morgen, da Gerster mit dem Würzwein und einer Platte kalter Pastete hereintrat und ihnen den Tagesgruß bot, erwachten sie und bemerkten den Ankömmling. Hartmann Planta gerieth, als er diesen erblickte, in Bestürzung. Das waren ja die Züge dessen, welchen in Paris sein Schwert durchbohrt hatte! Und doch trugen sie anderes Gepräge, waren weicher und jugendlicher als diejenigen des leichtfertigen Spielers. Trotz des schlichten braunrothen Wamses und des etwas verschossenen Mäntelchens erriethen seine Mitgäste, daß der Knabe mit dem lang herabwallenden schwarzen Haare kein gewöhnlicher Bote sei.

„Könnte ich," fragte der neue Ankömmling, in welchem man ohne Zweifel Conradin de Saß bereits erkannt hat, den Wirth, „könnte ich erkunden, ob der Doktor Fortunat Sprecher, an den ich die Botschaft habe, noch am Leben?"

„Habt Ihr mündlichen Bericht oder Geschrift?" fragte Gerster. „Und welches Weges kommt Ihr?"

„Von Davos. Bin über Strälaberg, doch ehe man gen Langwies kommt, einen andern Berg, den man mir gewiesen, hinauf, und durch alle Alpen, hoch an den Kämmen des Gebirgs entlang, gewandelt und unter Maladers herabgestiegen. Dort hat mir ein Mann, so von Chur heraufkommen, abgerathen, in eine Herberg zu kehren, hat mir Euer Haus gewiesen, da ich dann, weil es dunkel hat werden wollen, mit Mühe den Weg hieher gefunden und etliche Male fehl gegangen."

„Ihr habt also alle Dörfer gemieden und mit Niemand Euch vermischet? Ist Davos annoch gesund?"

„Bin vom Dörfli, allwo Alles gesund, in kein Ort und kein Haus eingetreten, habe Niemand angerührt, weder in Lieb' noch in Haß, weder zu nehmen noch zu geben. Hab' auch die Pest selbst gehabt und überstanden."

„Wer ist Der, so Euch als Boten gesandt?"

„Des Doktors Bruder, der Oberst Hans, dem ich diene."

„Dann trau' ich, möget Ihr wohl ohne Gefährde in des gelehrten Herrn Präsenz treten und das Schreiben übergeben. Will aber doch zuvor der Fürsicht halben — denn der Doktor ist uns gar werth — das Papier räuchen, sintemal an Euern Kleidern, Euch unbewußt, etwas Contagion haften möchte."

Sprach's und holte aus seiner Wohnung eine Räucherpfanne mit glühenden Kohlen, auf welche er starkriechende

Pulver und Reckholderbeeren, Weihrauch u. s. w. streute. Hierauf nahm er des Obersten Brief, durchstach ihn an mehrern Stellen mit einer Nadel und hielt ihn über den Dampf; das Papier färbte sich braun und der Dampf drang gleichsam durch alle Poren in dasselbe ein.

„Jetzo möget Ihr es unbesinnet dem Doktor darreichen," meinte Gerster. „Und wenn er Euch fragt, wer das Geschrift also durchstochen, so saget ihm nur, sein Gevatter der Zunftmeister Valtin Gerster, habe es aus eigener Macht gethan, auf daß ihm nicht Unheil erwachsen möge."

„Werd' es treulich berichten," versicherte Conradin und begab sich, nachdem er sein Frühmahl verzehrt, in die Stadt, mit Grüßen Seitens der beiden Herren. Sie trugen ihm auf, ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß die Quarantäne sie einstweilen verhindere, ihn heimzusuchen.

Gegen Abend stellte sich ein vierter Gast ein, vom Wirthe und Dietegen froh bewillkommnet. Es war Niemand, als unser alter Freund, Peter Gruber, der Säumer. Mit einem Stabe von nicht weniger als vierzehn Rossen und zwei Knechten ritt er in den Hof ein; ihn, den oft Gesehenen, umwedelten die großen Hunde mit Freundlichkeit.

„Da bist du ja wieder, Peter," hub Gerster an, dem es gar leid that, dem Biedern die Hand nicht reichen zu dürfen. „Kommst gewiß aus dem Schwabenland. Diesmal hast du viel Fracht."

„So ist's, Valtin," antwortete Gruber, nun auch Dietegen froh begrüßend, der mit Betrübniß wahrnahm, daß der Säumer in den letzten sieben Jahren merklich gealtert hatte. Haar und Bart waren schneeweiß geworden, die Stirne zeigte mehr und tiefere Falten; an seiner Körperkraft schien er jedoch keine

Einbuße erlitten zu haben, denn das Malter Korn, welches Gerster ihm abgekauft, hob und trug er mit derselben Leichtigkeit hinweg wie ehedem.

„An neuer Fracht nach Lindau wird es dir, so du bald wieder hinabziehst, nicht fehlen; hat mir doch der Summerauer erst letzthin geklagt, daß er einen Berg von Häuten liegen habe, die er nicht verkaufen könne."

„Will ihn grüßen, sobald ich die Säcke in die Stadt gefergget hab'."

„Zuvor aber," sprach Dietegen, thut Ihr uns wohl in einem Krug Veltliner's Bescheid?"

„Gern, Junker; doch müssen wir zuvor den Rossen ihr Futter vorschütten. Kommen heut' von Balzers, und das von Maienfeld bis hier in Einem Futter. Auch ist es zu spät, um noch heut' Abend im Kornhaus zu messen."

So saßen sie denn nachher am steinernen Tische und erzählten einander ihre Erlebnisse der letzten sieben Jahre, denn seit Dietegens Flucht mit Ottavia aus dem Forte Fuentes und dem Abschiede in Wallenstadt hatten sie einander nicht mehr gesehen.

Zuvörderst hatte Salis über der Seinigen Ergehen, dann über seine Schicksale im Feldzuge des Marschalls Coeuvres zu berichten.

„Und nun, alter Freund," schloß Dietegen seine Erzählung, „lasset mich wissen, wie es Euch in diesen Jahren ergangen ist."

„Von mir," antwortete Gruber, „ist wenig zu berichten. Daß einer meiner Söhne im Prätigäuer Krieg gefallen ist und daß mein Deteli im Jahr 24 Hochzeit gemacht, ist Euch allbereits wissend. Bin in demselben und dem folgenden Jahr nicht säumen gegangen, weil mir die Erzherzoglichen etliche

Roſſ' genommen und der Anna Marei zu Lieb, aber vom 25er Jahr an hat es mir nicht länger gefallen wollen, auf der faulen Haut zu liegen. Denn unſer Heimweſen, ob es zwar nicht unanſehnlich, mag wohl im Sommer Arbeit genug für Alle geben, aber in den andern neun Monaten des Jahrs kann der Bauer, wenn er, wie ich, eine wackere Frau und ſtarke Söhn' und Töchter hat, viele Zeit auf der Kutſchi zubringen. Alſo kauft' ich da ein Roß und dort eins, nacheinander, und wie ich den Staab wieder beiſammen hatte, ſagt' ich der Anna Marei, gäb wie ſie klagte und ſchalt, Valet und ritt gen Chur, dort zu laden. Und bekam allgemach ſoviel Hin- und Herfracht, daß ich eine Dublone nach der andern daheim in die Spinde legen konnte. Denn Ihr wiſſet wohl, Junker, daß ich weder trinke noch knöchele, und wer alſo redlich, nüchtern und mäßig ſich hält, für Den iſt das Säumergewerb — vorbehalten, ſo er nicht Unglück hat mit ſeinen Roſſen — ein abträglicher Verdienſt. Alſo hab' ich mir in dieſen Jahren ein ſchönes Stück Geld erworben und es will mir noch nicht dünken, Zeit zu ſein, daß ich den Schlegel und die Geißel aus der Hand lege, ſintemal ich an Kräften noch keine Abnahme verſpüre."

„Und iſt Euch in dieſer Friſt nichts Sonderliches arriviret?" fragte Dietegen.

„Wohl, wohl," antwortete Gruber lächelnd. Bin einmal in die Laube (Lawine) kommen mit meinem Reitroß, aber ohne Schaden; hab' auf dem Bernina müſſen eine Nacht in einer ſo tollen Burrasca, dergleichen ich in mehr denn dreißig Jahren niemalen erlebt, verbringen und wäre ſonder Zweifel mit ſammt meinem Staab und einem Knecht umkommen, wenn die klugen Roſſe nicht zuletzt die Wirthshäuſer entdeckt hätten. Ich und

der Josua waren aber an Händen, Füßen und im Gesicht übel zugerichtet. Doch ist mir der Tod einmal ebenso nah' gewesen, da ich wieder in's Veltlin säumete. Sind jetzt etwas mehr denn zwei Jahre her. Ihr kennet ja Riva di Mezzola. Da wollt' ich einmal nächtigen um der Müdigkeit meiner Rosse willen. Hatte wohl in früherer Zeit oftmals über Nacht dort eingestellt, seit der Affäre aber mit der Feste Fuentes Anno 22 den Ort gemieden. Nun war der alte Antonio Tomagnoni, der Wirth, den Ihr ja auch gekannt, gestorben und ein Anderer aus dem Comaskischen hatte die Herberge übernommen, ein gewisser Pietro Ferrario. Muß sagen, daß mir des Mannes Gesicht, trotz seiner süßen Worte und der welschen Katzenbuckelei, oder eher wegen dem, nicht gefiel. Zudem war mir vom Wirth Füm in Cläfen ein Wörtlein in's Ohr gesagt worden, nämlich daß der Ferrario den Ruf habe, im Jahr 25, da so viele tausend Bauern und Soldaten in den Dörfern am Comer See krank gelegen, in dem Ort, wo er gewirthet, etliche spanische Offiziere, so in einem Haus auf dem Schragen gelegen, heimlich erschlagen und beraubt zu haben. War also auf meiner Hut. Und da ich — war damals ohne den Knecht, der mir in Isola erkranket — die Rosse gefüttert und getränkt, setzte ich mich in der Küche an den Tisch und ließ mir auftragen. Den Wein aber verschmäht' ich, denn alsbald hatt' ich gustirt, daß ihm etwas Fremdes beigemischt worden. Saßen da in einer dunkeln Ecke vier Kerle, so auf mich hinschielten und heimliche Zwiesprach miteinander hielten. Da denn der Wirth nach der Mahlzeit mich in eine Kammer führen wollte, schlug ich es ab, sagend, ich wolle bei meinem Staab schlafen, weil es da wärmer. Darob schnitt er wohl ein Gesicht, wünscht' mir aber geruhsame Nacht und ging hinaus, und mit ihm einer der Kerle, der

dann nachher wieder hereinkam. Ueber eine kleine Weile steht Einer auf, läßt sich ein Krüglein Wein geben, kommt auf mich zu und fordert mich auf, mit ihm zu trinken. Nun haben sie dort den Brauch, daß man eine solche Ehr auch einem ganz stockfremden Menschen nicht abschlagen darf, so man mit ihnen nicht in Streit und Hader gerathen will, und Ihr wisset ja, wie schnell die Leute d e r Enden zu einer Coltellezza bereit sind. Sagt' ihm also, ich wolle ihm mit einem halben Becher Bescheid thun, aber mehr Wein möge ich jetzt nicht trinken. Da kommen auch die drei Anderen und verlangen mit mir zu trinken. Ich sag', ich trinke nur einmal, auf Aller Gesundheit, und indem bemerk' ich, daß Einer in seinen Gürtel fährt. Da spring' ich auf und heiße die Kerle sich abseits halten, denn das Schwert wollt' ich nur in größter Noth gebrauchen. Da fährt ein langes Messer, so der Eine abgeschnellt, neben mir in die Thür, an der ich mich angelehnt, und gleich darauf ein zweites, das fuhr mir in das Wams, that mir aber keinen Schaden, weil ich allda ein Büchlein verwahrte, so mir der Doktor Pestalozza für die Gräfin Martinengo mitgegeben, es heimlich ihr in Sonders zuzustellen. Die zwei Messer warf ich alsbald ins Kamin, darin ein groß' Feuer brannte. Und erachtet' ich, es sei jetzo Zeit, den Banditen den Meister zu zeigen. Wie ich dann gewahr worden, daß die beiden Andern auch an ihre Messer fahren, spring' ich mit einem Satz hinzu, fasse ihre Hände, darin sie die Messer hielten, an den Knöcheln und drehe sie mit einem Stoß also geschwind rückwärts, daß es einen Krach gab und die Schelmen, vor Schmerz überlaut schreiend, zu Boden fallen. Die beiden Andern aber nehm' ich jeden am Gürtel — war dürres, leichtes Volk — heb' sie hoch auf und schlag' sie mit den Köpfen aneinander, daß ihnen

Hören und Sehen vergeht und sie nachher wie zwei Säcke Schnitz am Boden lagen. Das gab unter dem Weibsvolk in der Küchen ein Schreien und ein Lamento! Ich sagt' ihnen wohl, mit ihnen hätt' ich nichts zu schaffen, sie möchten ruhig bleiben; gleichwohl liefen sie davon, wie vor dem Gottseibeiuns. Den Wirth aber, der über den Lärm hereinkommt, verwarn ich, mich in Ruh' ziehen zu lassen, so sein Leben ihm lieb. Wie der seine vier Buli am Boden sieht, weiß er, wie viel Uhr es geschlagen, und schleicht davon. Ich aber bin in den Stall, hab' meine Rosse herausgeführt und bin von dannen zogen, so übel auch Wetter und Weg gewesen, und selbige Nacht bis Verceja geritten, allwo — wie Euch bewußt, der Wirth mich wohl kennet."

„Seine Tochter," sprach Dietegen, der ebenso wie die Andern dem Bericht mit Lust und Spannung gelauscht, „ist noch immer meiner Ottavia Cameriera, ein braves, frommes Mägdlein. Das aber in der Herberge zu Riva habt Ihr brav gemacht und sind die Welschen inne worden, daß mit einem Bündner nicht gut Kirschen essen. Aber fortan werdet Ihr nimmer des Weges über Riva zogen sein?"

„Freilich nicht" rief Gruber lachend. „Habe aber vernommen, es seien in des Ferrario Herberge noch immer solche Buli im Quartier; auch geht in Morbegno die Rede es seien etliche Reisende aus dem Veltlin am Lago di Mezzola abhanden kommen. Weil aber der Wirth als ein Spion des Kommandanten im Fort Fuentes bekannt, mag Niemand gegen ihn aufkommen."

Vierzehntes Capitel.

Tammut. — Im Menhardt'schen Haus.

Am folgenden Morgen waren die Gäste Valtin Gerster's eben mit dem Verzehren des Frühimbisses beschäftigt und Gruber belud seine Rosse mit der im Kornhause abzuliefernden Fracht, als der Wirth den Besuch des Doktors Fortunat Sprecher ankündigte. Letzterer hatte von Conradin de Saß die Ankunft von Dietegen und Planta erfahren und ebenso verwundert als theilnahmsvoll über seines Vetters unerwartete Rückkehr von Paris, war er zur Herberge hinaufgeeilt. Conradin begleitete ihn.

Bald hatten die beiden Gäste den Doktor mit ihren Erlebnissen der letzten Monate bekannt gemacht.

„Euer Haus Herr Commissari," fragte Dietegen, „ist noch gesund?"

„Annoch wohl, Gott sei Dank. Lebe, seit meine Ludovica mit den Kindern in Davos blieben, mit meiner alten Elspeth, so auch eine Davoserin, in unserm Leuenhof wie in einer Burg, ganz allein, und wird die Hausthür bei Tag und bei Nacht verschlossen gehalten, wie auch mein Freund, der Ritter Hans (Guler) und Andere thun. Die Elspeth läsſet sich Alles, was zu des Lebens Nothdurft gehöret, von den Becken, Metzgern und Krämern in zinnernen Schüsseln hereinreichen und passet wohl auf, daß kein Fremdes Einlaß empfange. — Aber sehet doch, welch' fremder Geselle kommt da vom Fürstenwald her? Dunkeln Gesichtes wie ein Sarazen. Wird wohl einer der Zigeuner sein, deren man von Zeit zu Zeit im Lande sieht."

Aller Augen richteten sich auf den Fremden der zögernden Schrittes sich näherte. Kaum hatte der Wirth ihn erblickt, als er mit dem Rufe: „Wird wohl einer der Bösewichter sein! Dessen müssen wir uns versichern!“ seinen Hunden pfiff, welche alsbald herbeistürzten und den Fremden zu Boden rissen, jedoch ohne ihn sonst zu verletzen. Als die Anwesenden an die Stelle kamen, wo er lag, erkannte Conradin sofort seinen Bekannten von Bergün her — Tammut.

Obwohl die Tatzen der gewaltigen Hunde auf seiner Brust ruheten und er jeden Augenblick deren Gebiß an seinem Halse zu spüren erwarten konnte, zeigte sein Gesicht keine Spur von Aufregung oder Furcht. Seine großen glänzenden Augen blickten ruhig die Männer an, die ihn umstanden.

„Ihr seid es Tammut,“ rief de Saß erschrocken aus. Was führt Euch hieher?“

„Bin zu Euch gesandt, und wissend, daß Ihr in Davos, habe ich Euch dort gesucht. Und da mir dort Bericht ward, daß Ihr nach Chur gereist seiet, bin ich Euch gefolgt, Willens, Euch bei dem Herrn zu erfragen, an den Ihr geschickt worden.“

„Ihr kennet also diesen Mann?“ fragte Sprecher und der Wirth zugleich. „Könnet Ihr für ihn gutstehen?“

Conradin besann sich einen Augenblick. „Ja, ich w i l l für ihn gutstehen!“ sprach er mit Nachdruck.

Jetzt trat auch Planta vor. „Lasset,“ sprach er zu Gerster, „den Mann aufstehen, daß ich etliche Worte mit ihm rede. Ist es D e r, über welchen vor wenig Zeit ein glaubwürdiger Mann Gutes berichtet, so müssen wir ihn frei ausgehen lassen.“

Der Wirth winkte den Hunden, welche sofort zurücktraten. Tammut erhob sich, betrachtete nicht ohne wehmüthigen Humor seine zerfetzte Jacke und begab sich mit Hartmann abseits.

„Seid Ihr es," fragte Hartmann den Zigeuner, der vor etwa 15 Jahren mit einem Andern Eueres Volks zu dem Gubernator einer Festung in Frankreich geschickt worden?"

„Tammut blickte mit großer Ueberraschung Planta an. „Woher wißt Ihr davon?" fragte er.

„Gleichviel, woher es mir wissend. Sagt an, wer war der Andere, mit dem Ihr kamet?"

„Mein Großvater," antwortete Tammut.

„Woher kamet Ihr mit dem, was Ihr dem Gubernator übergeben habt?"

„Aus Spanien."

„Wer ist Der, so Euch und Euern Großvater sandte?"

„Das zu offenbaren, ist mir nicht erlaubt. Weil ich aber wohl merke, aus was Ursache Ihr mich um diese Dinge fraget, so will ich Euch nicht verhalten, daß der uns sandte, einer ihm verwandten Edelfrau, so von ihren Eltern um ihrer Heirath willen enterbet worden, heimlich eine Gutthat hat erweisen wollen. Darum hat er meinen Großvater mit dem Schiff zum französischen Gubernator geschickt."

„So ist's. Merke nun wohl, daß Ihr der Richtige seid, nnd will nun auch für Euch gutstehen, denn gewiß ist, daß, wäret Ihr solchen Vertrauens nicht werth, man Euch und Eueren Großvater in so wichtiger Sache nicht gebraucht hätte."

„Woher aber," fragte der Zigeuner, „ist Euch die Sache bewußt? Wollet ob meiner Frage nicht zürnen. Ihr seid noch jung, und zudem, da wir mit dem Gubernator redeten, war außer dem Schiffer nur ein Mann zugegen, ein französischer Cavalier."

„Eben Dieser hat mir, jedoch ohne Namensnennung des spanischen Herren und dessen Nepotin, die Historie erzählt und

hat er dabei auch Eueren Namen genanat, dessen ich mich alsbald erinnerte, da der junge Herr ihn aussprach. Und hier, Tammut, nehmt Das, Euch mit anderm Gewande zu versehen."

Der Zigeuner lächelte. „Euerer Gutthat, „sprach er, bedarf ich nicht; doch will ich gleichwohl Euch dafür gedankt haben."

Sie kehrten zu den Uebrigen zurück.

„Für diesen Mann," sprach Planta, „steh' ich gut. Er ist Vertrauens werth."

Tammut trat auf Conradin de Saß zu. „Meine Zeit ist knapp gemessen; wollet mir also in den Wald folgen, daß ich Euch die Botschaft ausrichte, wegen deren ich zu Euch gesandt bin."

De Saß folgte ihm zu einer Lichtung im Fürstenwalde. Nachdem Tammut mit Vorsicht sich vergewissert, daß kein Horcher in der Nähe, sprach er: „Ihr erinnert Euch, Junker, Dessen, was ich Euch vor etlichen Monaten auf jenem Gebirg offenbart habe?"

„Gewiß! Es ist auf der Tafel meines Herzens eingegraben."

„So höret denn! Euere Eltern und Schwestern leben in Mailand, sofern die Pest, so seit Kurzem auch dort sich zeiget, nicht in ihr Haus eingebrochen ist. Nun ist es an dem, daß sie Euerer bald bedürftig sein werden. Ihr müsset also mit mir nach etlichen Tagen gen Mailand reisen, alldort bei Eueren Verwandten verbleiben. Das Weitere erfahret Ihr später."

„Sind es meine lieben Eltern, die Euch senden?" fragte Conradin, dessen Augen vor Freude über die Aussicht, mit seinen Eltern wieder vereinigt zu werden, leuchteten.

„Nicht sie; auch ist ihnen unbewußt, daß und wo Ihr am Leben. Fragt mich jetzt nicht weiter. Später soll Euch Alles offenbar werden. Wollet Ihr mit mir ziehen?"

„Gewiß will ich, bin aber in des Obersten Hans zu Davos Dienst. Weiß nicht, ob Se. Gestrengen mich gern werden ziehen lassen."

„Gern oder ungern wird er dennoch einwilligen, so Ihr ihm kund thut, daß Ihr zu Vater und Mutter zurückkehret. Kenne ihn wohl, den Obersten, hab' ihn in Mailand gesehen."

„Tragt Ihr aber, Tammut, nicht Scheu vor der Krankheit, die allbereits viele Tausende in Mailand hinweggenommen hat? Ich selbst darf unbesinnet dorthin ziehen, sintemal ich sie überstanden."

„Auch mir mag sie nichts anhaben, obwohl sie mich niemals angefallen. Das ist aber ein Geheimniß. Will es Euch offenbaren und jenem Herrn, mit dem Ihr mich vorher Zwiesprach halten gesehen. Wie ist sein Name?"

„Junker Hartmann Planta von Ardez."

„So rufet ihn herbei."

Conradin kehrte bald mit Planta zurück.

„Dieser," sprach Tammut auf De Saß weisend, „wird Euch zu wissen gethan haben, warum ich Euch erbeten, zu mir zu kommen. Ihr habt mir Gütigkeit bewiesen und sind wir auch ein ausgestoßen und verrufen Volk, so ist uns Dankbarkeit doch nicht fremd. So gelobet mir nun Beide an Eides Statt, das Geheimniß gegen die Pestilenz, so ich Euch offenbaren will, Jeder nur einem Menschen, den Ihr sonderlich lieb habt oder lohnen wollet für eine Gutthat, in Heimlichkeit und unter gleicher Angelobung zu wissen zu thun."

Obwohl verwundert über Tammut's Anſinnen, ſprachen ſie doch das feierliche Gelöbniß aus.

„So wiſſet denn!“ ſprach der Zigeuner. „Wer ſeinen Leib von des Hauptes Scheitel bis zur Fußſohle allwöchentlich, ſo lang' er in Peſtgefahr ſtehet, mit gutem Oele ſalbet oder ein Hemd trägt, das mit demſelben getränket iſt, wird nicht die Peſtilenz erben. Wir Rommani haben in uralter Zeit, da wir noch in einem heißen Lande wohnten, wo die Seuche niemals ausſtirbt, von weiſen Leuten unſeres Volkes dieſes Geheimniß empfangen, und es iſt wohlbekannt, daß in allen Peſtilenzen der vergangenen Zeiten niemals ein Rommani von ihr befallen worden. Thut Ihr, Junker Hartmann, alſo, wie ich geſagt, und je bälder Ihr es thuet, deſto klüger handelt Ihr.“

Tammut entfernte ſich. Die beiden jungen Leute kehrten in das Haus zurück, wo Sprecher und Dietegen ſich eben von einander verabſchiedeten. Letzterer gedachte ſeines Bruders Schreibſtube zu beſuchen, um im Auftrage ſeines Vaters Einſicht in die Bücher zu nehmen und die Rückkehr von Lorenz Wyß abzuwarten. Bisher war des Handelsherrn Haus von der Krankheit verſchont geblieben.

Allein geblieben nahm Planta die zum Schutze gegen die Anſteckung dienen ſollende Salbung mit Oel vor. Es darf nicht befremden, daß ein den höhern Ständen angehörender Mann der Verſicherung eines Menſchen ſo raſch Glauben ſchenkte, welcher einem allgemein verachteten, ſogar verabſcheuten Volke angehörte. Denn zunächſt hatte Tammut's Auftreten ſchon an und für ſich auf Planta einen günſtigen Eindruck gemacht; ſodann ſagte er ſich, daß ein Mann, welcher in ſo hohem Grade das Vertrauen eines ſpaniſchen Cavaliers beſaß, wie dies die Mitwiſſenſchaft um das Geheimniß einer

vornehmen Familie und die Ueberführung eines Schatzes bewies, Glauben verdiene. Zudem standen die Zigeuner in allen Ländern, wo man sie kannte, im Rufe, Besitzer von geheimer Wissenschaft und besonderer Mittel gegen Krankheiten zu sein. Er schenkte also Tammut's Recepte unbedenklich Glauben, und da er nun das Menhardt'sche Haus, trotz der darin herrschenden Pest, zu besuchen entschlossen war, zögerte er nicht, des Receptes sich zu bedienen. Auch darum strebte er übrigens die Herberge zu verlassen, weil es ein drückendes Gefühl für ihn war, fortwährend mit dem Bruder dessen zu verkehren, den er, wie er sich überzeugt hielt, erstochen hatte. Es lag ein Schuldbewußtsein auf ihm; mochte er sich auch sagen, daß jener Freche ihn durch blutige Beleidigung gereizt und daß derselbe auch wegen anderer Frevel schwere Züchtigung verdient: dennoch nagte bittere Reue über die begangene That an seinem Herzen, zumal seit er bemerkt hatte, daß Conradin, der holde Knabe, sich gern an ihn, ohnehin einen Landsmann aus dem Unter-Engadin näher angeschlossen hätte. Sein Benehmen gegen Conradin hatte daher von der Stunde an, da er dessen nahe Verwandschaft mit dem angeblichen Robespierre erkannt, etwas Gezwungenes und Verlegenes, was Conradin nicht entging und ihn bekümmerte.

Nach einigen Stunden war die Herberge im Waldhause fast leer von Gästen. Sprecher und de Saß waren in die Stadt zurückgekehrt; der Säumer lud bei den Speditoren Fracht nach Lindau. Dietegen allein blieb noch zurück, um an die Seinigen im Kanton Zürich zu schreiben.

„So ihr meiner bedürfen solltet," sprach er zu Hartmann, „so wollet es mir zu wissen thun. Stehe Euch immer gern zu Diensten."

„Also thue auch ich, Junker Hauptmann! Ihr findet mich in der Menhardten Haus bei der S. Martinskirche. Gehabet Euch wohl!“

„Gehet mit Gott, Junker Planta.“

Vor dem untern Thor angekommen, begegnete Hartmann einer kleinen Gruppe von Frauen und Kindern, jedes mit einem Eimer am Arme, in welchem das Messer zum Schneiden der Trauben und etwas Mundvorrath und Wein lag, den der Wingertbesitzer ihnen verabreicht hatte. Vor ihnen her bewegte sich ein zweispänniger Wagen mit großen Zubern zum Transporte des Mostes. Wie fröhlich zogen sonst die Winzer und ihre Arbeitgeber in die Weinlese! Ganze Schaaren sah man dann hinauswallen, die Einen ins Lürlibad, die Andern in die Weinberge an der Masanser Straße, in den Schönenberg u. s. w. Träger und Treter feuerten ihre Gewehre ab, Mädchen und Kinder sangen Winzerlieder oder trieben Muthwillen, hängten den jungen Burschen, auch den Söhnen des Besitzers Puppen an die Wämser oder ergingen sich in Scherzreden. In den Weinbergen bewegten sich die langen Zeilen der Reben entlang die Winzer, fleißig die köstlichen Früchte ablösend, während Herr und Frau von Zeit zu Zeit Nachlese hielten und unachtsame Leser, zumal Kinder, zur Strafe mit Mehlstaub bepuderten. Zwischen ihnen hindurch schritten unabläßig die Taufenträger, die schwere Frucht in die Fuhrzuber zu schütten, auf welchen die Treter, ein monotones Lied singend, die Trauben zerstampften. Man achtete wenig darauf, daß die schwergenagelten Stiefel der Männer neben dem Straßenstaub auch allerhand andern Unrath in den Most abfallen ließen: die Gährung werde ja, so tröstete man sich, „die Spreu vom Weizen sondern.“ Nachmittags tummelte sich viel

kleines Volk von „Götteten," Vettern und Bäschen im Weinberg; hatten sie der in ungezählter Menge genossenen Trauben genug, ward ein lustiges Feuer angemacht und Marren (Kastanien) gebraten, und die jungen Herren feuerten Gewehre und Pistolen ab und ließen Raketen steigen.

Heute aber — welcher Unterschied! Wie klein waren die Winzerschaaren, mehr Gruppen zu nennen! Ja, manche Rebbergbesitzer hatten, da des Volks in der Stadt so wenig geworden, Soldaten vom Sulzischen Regiment zu dingen. Dasselbe bestand aus Mannschaften aus aller Herren Ländern, wenn auch Oberösterreicher und Salzburger ursprünglich den Stamm bildeten. Diesen deutschen Soldaten gab man in Chur den Vorzug vor den Italienern, Spaniern, Wallonen; doch mußten die Rebbesitzer wohl oder übel auch Solche nehmen, und kamen dabei oft übel genug weg. Eben jetzt trat eine Truppe solcher uniformirter „Wimmler", einen Corporal an der Spitze, die Eimer am Arme, ihren Ausmarsch an. Eine kleine Gruppe von Mädchen und Kindern, die des Bürgermeisters Gregorius Meyer Weinberg abwimmeln sollten und vorbeiging, lachte über den possirlichen Anblick.

Als Hartmann die Stadt am unteren Thore betrat, war die Stille und Verödung, die in derselben herrschte, das Erste, was ihm auffiel. Selbst der alte Thorwächter, dessen er sich von früherer Zeit her wohl erinnerte — Meinrad Stapp hieß der Biedere — saß nicht mehr auf seinem Bänklein am Thurm, sondern hatte sich in das Innere desselben zurückgezogen. Von hier aus warf er von Zeit zu Zeit einen neugierigen Blick auf die Straße, gleichsam als hoffe er, den Würgengel, dessen Einzug in die Stadt weder er noch seine Collegen hatten verhindern können, zum Thore hinaus spazieren zu sehen. Fast an jedem

zweiten oder dritten Hause gewahrte hier Planta die Strohwische; diese Häuser waren geschlossen, aber hier und da sah er ein bekümmertes, bleiches Antlitz am Fenster. An mehreren Stellen der sonst so belebten untern Reichsgasse, in welcher der Tod so viele Opfer gefordert, daß selbst der Pfarrer von S. Regula, Andr. Lorez, sich in das Lürlibad geflüchtet hatte von wo aus er sein Amt versah, wuchs schon das Gras zwischen den groben Pflastersteinen hervor.

Planta nahm seinen Weg durch den „süßen Winkel", das Quartier der Pastetenbäcker. Früher sah man um diese Tageszeit fröhliche Leute in den Stuben der Bäcker sitzen und zu den wohlschmeckenden Pasteten und „Guoteli" den sogenannten Frühschoppen trinken und der Gesang der Zecher erscholl bis weit in die Gassen hinein. Jetzt war es da still geworden, sehr still, denn auch hier weilte die Pest mit sonderlichem Behagen. Indem Hartmann sich mit Mühe zwischen den enormen Düngerhaufen, welche fast vor jedem Hause aufgeschichtet lagen, neben todten Thieren und Unrath aller Art durchwand, errieth er die Ursache, warum grade dieses ehemals so stark bevölkerte Quartier in so entsetzlicher Weise von der Seuche verheert worden war.

Während Hartmann durch den süßen Winkel hinaufging, vernahm er aus einem der dürftigen Häuschen, die weiter oben standen, entsetzliches Jammergeschrei einer weiblichen Stimme. Er blieb einen Augenblick stehen. Ein armer Bürger, der an der Thüre seines Hauses lehnte, sagte:

„Es ist des Schneiders Gunsunner Weib, die Anna, die so schreit. Sie hat die Pest. So thut sie seit gestern Abend. Kein Mensch in der Nachbarschaft, soviel Menschen nämlich noch am Leben, hat in der Nacht ein Aug' zugethan. Traue,

sie treibt es nicht mehr lang', denn die Schreie werden immer grausiger, aber kürzer."

„Ist denn Niemand, der ihrer wartet?" fragte Planta.

„Kein Mensch. Der Schneider ist schon vor zwei Wochen mit den Kindern davon gelaufen. Hab' ihr gestern und heut' einen Krug mit Wasser ans Bett gestellt, dieweil sie so erbärmlich danach geschrieen."

„Es ist hierum so still und öd'! Sagt an, hat denn der Tod allda mehr denn ander'swo Lese gehalten?"

„In meinem Haus bin ich der Einzige so am Leben, Frau und Kinder liegen draußen. Seht, da in dem großen alten Haus drüben, hinter der Thorfahrt, ist Alles ausgestorben; in dem Häuslein daneben, so des Maurer's Veit Trümmel, liegt er selbst am Tod, als der Letzte seiner Familie, und nicht viel besser ist es hier überall. Was der Schnitter nicht genommen, hat sich längstens salvirt."

„Und Ihr wollet dennoch bleiben?" fragte Hartmann.

„Unsereins muß zuweilen vom Unglück Anderer zu profitiren trachten. Bin geheimer Wächter und Todtengräber, verdiene Nachts zehn, und des Tags, wo wir die Todten auflesen und hinausführen, fünfzehn Batzen, macht anderthalb Gulden drei Batzen. Und wenn wir Eins in den Baum legen und hinabtragen, reicht uns gar oft der Vater oder die Frau noch ein Trinkgeld. Herr, viel, viel Jammer hab' ich ansehen müssen, bei Vornehmen und bei Geringen! Und seit ich selbsten die Meinigen in die Grube im Todtengut gelegt, ist mein Hang am Leben gemindert. Für wen arbeit' ich? Denn auch mein Bruder und seine Leut' sind im Himmel!"

„Gott erhalt' Euch gesund und schenk' Euch noch Freude!" sprach Hartmann ergriffen, den Armen grüßend.

Bald hatte Planta durch die Rabengasse hinaufgehend das von Menhardt'sche, jetzt von Jenatschische Haus erreicht. Dasselbe war sechs Jahre nach der großen Feuersbrunst vom Jahre 1576 neu aufgebaut worden. Es ist eines der wenigen Häuser der Stadt, welche im Aeußern wie im Innern den Charakter der damligen Bauart bewahrt haben. Eine ziemlich enge, stark ausgetretene Wendeltreppe führt in die oberen Stockwerke, während zwei Gelasse ebener Erde ehemals als Speisekammern dienten. Im zweiten Stocke erfreut das schöne Getäfer und Schnitzwerk den Kenner solcher Dinge, der auch noch andere Alterthümer in der Herrenstube entdeckt, wie Säulen, Scaffen, Kästchen, Alles mit eingelegter Arbeit verziert.

Die Wohn- und Schlafzimmer der Eltern und der Töchter befanden sich auf dem ersten Stockwerk. Ohne kostbar zu sein, zeugte das Mobiliar in allen Räumen der beiden Hauptböden von der Wohlhabenheit und dem guten Geschmacke der Besitzer, sowie aber auch von der Kunstfertigkeit der Churer Tischler; sie sind längst durch modernen Hausrath verdrängt, der mit den alterthümlichen Wänden und Decken nicht im Einklange steht.

Als Hartmann Planta vor diesem Hause angekommen war und der ominöse Strohwisch ihm sofort ins Auge fiel, zögerte er einen Augenblick. Wie? Wenn nun die vorgenommene Salbung mit Oel ohne die verkündete Wirkung bliebe? Trat er doch in das Bereich unmittelbarer Gefahr, sobald er die Schwelle überschritt. „Und wenn auch!" sprach er entschlossen. „Es gilt, ihr Leben zu retten, wenn es noch möglich!" Er bewegte den Klopfer. Bald zeigte sich ein Dienstmädchen am Fenster.

„Was ist Euer Begehr, Herr? Ach, Ihr seid's, Junker Hartmann!“ fügte sie hinzu, ihn erkennend.

„Will die Frau Oberstzunftmeisterin grüßen,“ rief er hinauf.

„Euch ist also nicht wissend, daß wir die leidige Krankheit im Hause haben? Junker Christoph und die kleine Nina —“

„Auch Christoph!“ rief Planta. „Noch gestern war er gesund!“

„Er bracht' es gestern mit heim von der Wimmlet.“

„So öffne geschwind, Bäbeli!“

„Darf nicht, eh' und bevor ich der Frau Erlaub eingeholt.

„So eil', aber sag' ihr, ich begehr' Einlaß!“

Das Fenster schloß sich, ward aber von der Hausfrau bald wieder geöffnet, und nachdem Hartmann ein ähnlich lautendes Gespräch mit ihr gepflogen, ward ihm Einlaß gewährt. Seine erste Frage an die Wittwe, die ihn eher mit zürnender als mit ermuthigender Miene empfing, betraf ihre Tochter Anna.

„Sie ist noch aufrecht,“ antwortete Frau Menhardt, doch klagt nun auch sie über stechenden Hauptschmerz und Frost. Sie weilt drüben beim Schwesterlein.“

„Um Gott! Auch sie! Und Christoph?“

„Sehet selbst, da Ihr doch gewiß seinetwegen gekommen und thöricht genug seid, die Gefahr aufzusuchen, vor der Andere fliehen.“

„Sorget nicht um mich, edle Frau!“

Mit diesen Worten stieg er die Treppe hinauf und trat in seines Freundes Zimmer. Schon zeigte dieser in den hochgerötheten Wangen, den glanzvollen, aber starr blickenden Augen, in den wilden, geistesabwesenden Reden, die zuweilen ein Schmerzensschrei unterbrach, die vorgeschritteneren Symptome der furchtbaren Krankheit. Verschiedene Phiolen mit Medizin,

die einen häßlichen Geruch verbreiteten, und ein penetranter Essigduft wiesen auf ärztliche Verordnungen hin.

„Welcher Doktor besucht Euch?“ fragte Hartmann.

„Ehrwürden Jörg, so, wie Euch wissend, unser Antistes und unserer Familie Freund. Auch wohnt er ja neben uns. Seit gestern Abend ist er nicht mehr hier gewesen. Freilich, es sind deren so gar Viele, die seines Raths bedürftig, dieweil der Aerzte allhier nur drei sind. Doch, eben kömmt er, wie ich an seinem Klopfen verspürt.“

In der That erschien jetzt Georg von Saluz, jener ebenso sehr als Arzt und Seelsorger verdiente und geachtete wie als riesenstarker Mann berühmt gewordene erste Geistliche der Stadt Chur, eine überaus stattliche und zugleich ehrwürdige Erscheinung. Obwohl schon in vorgerückten Jahren stehend, trug er das Haupt, welches von langem und dichtem Haarwuchs umflossen war, noch aufrecht, und der lange Schnurr- und Vollbart, zwar schon stark ergraut, vermehrte das Imponirende seines Aeußern.

Saluz besaß manche Fehler, welche ihm häufig Feindschaften zuzogen: ein sehr ausgesprochenes Selbstgefühl, Neigung zu Gewaltthätigkeiten und einen Hang, empfangene Beleidigungen lange nachzutragen. Daneben aber glänzte er durch Charakterzüge, welche jene Schwächen leicht vergessen ließen: eine aufrichtige Vaterlandsliebe, rücksichtslosen Freimuth und Offenheit, eine hingebende Aufopferung für leidende Mitmenschen. Als die Pest in Chur ausgebrochen war, als ihre Verheerungen von Tag zu Tag in erschreckender Weise anwuchsen, sah man ihn nicht bloß als Seelsorger, sondern auch als Arzt von Gasse zu Gasse, oft von Haus zu Haus gehen, hier Arznei, dort Wegzehrung und Trost für die letzte Stunde spenden. Ja, der wackere Mann, dessen ganzer Gehalt, den Ertrag mehrerer

kleinerer Pfrundgüter inbegriffen, wenig mehr als dreihundert Gulden betrug, reichte den Armen, welche die Anschaffung der meist sehr theuern Arzneien nicht zu erschwingen vermochten, solche umsonst.

„Gott zum Gruß und allen Leidenden zum Trost!“ sprach er jetzt, in die Krankenstube eintretend. „Was machen unsere Patienten?“

Während Frau Menhardt ihm Planta vorstellte, prüfte er aufmerksam Christoph's Aussehen und Puls, untersuchte die bereits hervortretenden Beulen unter den Armen.

„Noch immer kein Schweiß!“ sprach er. Da bring' ich Euch allerhand Pflanzen, so auf den hohen Bergen wachsen. Daraus bereitet einen Aufguß, den Ihr eine Weile am Feuer stehen lasset, bevor Ihr dem Junker und dem Nineli davon zu trinken gebet. Und dasselbe thut so oft als möglich und haltet die Patienten nieder, daß sie die Decken nicht abwerfen, sobald sie zu schwitzen anfangen. Denn so sie nicht zu schwitzen vermöchten oder darin turbirt würden, könnten sie nicht genesen. Hat doch auch unser Herr Bürgermeister Gamser daran glauben müssen. War schon über und über in sudore; da ließ ihn seine Tochter, die allein bei ihm ausgehalten, eine kurze Weil außer Acht; er aber bedient sich dessen im Delirio mit Lust, wirft Alles, das auf ihm liegt, an den Boden, und ist gleich darauf der Schweiß zurückgetreten, also daß er heut' früh seinen Geist aufgeben müssen. Auch den alten Stadtammann Wegerich haben sie gestern Nachts ins Todtengut geführt. Thut also, wie ich gesagt. Will am Abend nochmals herschauen. Euch aber tröste unser Herr Jesus, so es sein Wille wäre, Euch den Sohn oder das Töchterlein zu nehmen. — Was ist Euer Begehren, Jungfrau Anna?“ fragte Saluz, sich an die ein-

tretende älteste Tochter wendend. „Seid auch Ihr erkranket? Ihr sehet übel aus.“

„Kommet doch eilends herab, ehrwürdiger Herr! Nina hat sich also verändert?“ rief Anna mit gerungenen Händen. „O, lasset sie nicht sterben!“

„Das stehet in Gottes Hand,“ antwortete der Antistes. „Wir vermögen uns da nichts. Sind wir doch nur des Herrn schwache, unwissende Handlanger. Doch kommet mit hinab.“

Er und Frau Menhardt verließen das Zimmer.

Hartmann trat, über Anna's Aussehen erschrocken, auf Anna zu und erfaßte ihre Hände. „Daß ich Euch so wiedersehen muß, Jungfrau Anna!“ rief er bewegt. Sie entzog ihm ihre Hände nicht.

„Ihr kommt zu böser und doch auch zu guter Stunde, Junker! Euere Gegenwart erfreut mich, obwohl mir nur soviel Frist gegönnt sein wird, Euch Valet zu sagen.“

„Oh, Anna, saget nur das nicht?“ rief Planta tiefbetrübt. „Es ist ja, will's Gott, nur eine Schwäche von etlichen Nachtwachen und vom Herzleid über Euer krankes Schwesterlein.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist freundlich von Euch, mich also trösten zu wollen. Aber diese urplötzlich kommenden Stiche im Haupt, der Frost, der meinen Leib schüttelet, und die Mattigkeit. — O, da kommt es wieder,“ rief sie und sank ohnmächtig in Hartmann's Arme.

Erschrocken zwar, doch rasch sich fassend, trug er sie auf ein Ruhebett, ergriff eine Flasche mit Essig vom Tische und rieb ihr die Schläfen. Bald kehrte das Bewußtsein zurück und in diesem Augenblicke trat die Mutter wieder in das Zimmer. Hartmann berichtete von dem Anfalle Anna's.

„Du darfst nicht länger aufrecht bleiben, Anna, und Durst hast du, niederzuliegen.“

Gehorsam entfernte sich die Tochter, von der Mutter geführt, nicht ohne das Lebewohl an Hartmann mit einem warmen Blick inniger Neigung zu begleiten.

Planta blieb bei seinem jetzt schlummernden Freunde, der kurz vorher eine volle Schale von dem ihm verordneten Aufgusse getrunken, zurück — eine Beute widersprechender Gefühle. Sie, deren Bild er in verschwiegener Liebe seit Jahren in sich getragen, hatte das Geheimniß auch ihres Herzens ihm offenbart, doch nur, um vielleicht die Gewißheit eines nahen Endes in sich tragend, für immer von ihm Abschied zu nehmen!

So blieb er Stunden lang in tiefes Nachdenken versunken am Bette des Kranken. So oft dieser aus seinem Halbschlummer erwachte und, die glänzenden Augen starr auf ihn gerichtet, sich aufzurichten versuchte, drückte er ihn mit sanfter Gewalt nieder und reichte ihm von dem Kräuterthee. Von brennendem Durste gequält, trank Christoph die Schalen mit Gier aus. Nach und nach trat in Wirklichkeit zu Hartmann's großer Freude die Wirkung des Trankes ein, er verfiel in starken Schweiß, und nun hatte der Freund genug zu thun, um die Versuche Christoph's, sich der lästigen Bedeckung zu entledigen, unabläßig zu vereiteln.

Endlich um Mittag erschien wieder Frau Menhardt. Er brauchte nicht zu fragen. Ihre Thränen redeten deutlich genug.

„Das herzige, liebe Kind, nun ist's auch ein Engelein worden,“ sprach sie.

„Gott tröst' Euch, edle Frau! Ja, fürwahr, ein Engelein, und sieht die Herrlichkeit Gottes! Was ist doch alle irdische

Herrlichkeit, damit verglichen. — Und Anna?" fragte er beklommen.

„Sie ist zu Bette gebracht, und der Frost, der ihre Zähne zusammenschlug, ist vergangen; nun aber will ein rasendes Fieber anheben. — Auch sie, auch sie!" Und sie warf sich schluchzend in einen Sessel.

Bittern Leides voll vermochte auch Hartmann nur mit Mühe seine Selbstbeherrschung zu finden. Aber er besaß ein männliches Herz und sein Leid niederkämpfend, wendete er sich mit ruhiger Fassung an Annas Mutter und sprach: Es ist mir als ein Geheimniß ein untrüglich Mittel gegen die Contagion verrathen worden, das ich einem Menschen offenbaren darf. Ich gedachte es — wollet es mir nicht verübeln — ihr zu entdecken, als ein kostbar Geschenk, denn was ist, nächst' Ehr' und gutem Gewissen, kostbarer, denn Leben und Gesundheit? Nun es aber zu spät, und Anna von der Seuche allbereits angefallen ist, sollt ihr, edle Frau, des Geheimnisses theilhaftig werden, auf daß Ihr dem Leben erhalten bleibet, und Anna der Wartung genießen möge, deren sie bedürftig. Ihr möget dann ruhig ihrer warten, weil ich bei Christoph verbleibe.

Ein leichtes Lächeln über Hartmann's Aufrichtigkeit glitt über Frau Menhardt's Züge, während sie fragte: Ist das Remedium ein ehrliches und christliches und nicht geheimer Kunst entstammt?

„Würde ich wohl mit verbotener Kunst umgehen, würde ich Euerer Anna es wollen verrathen haben?"

„Verzeiht, Junker, Ihr habt wohl Recht. Es geht jedoch die Rede, daß große und fürnehme Herren in dieser bösen Zeit sich mit Zauberei und teuflischer Kunst eingelassen, um

ihr Leben zu salviren. Wohl, so sagt an, und ist eine ehrliche Bedingung zu erfüllen, so will ich ihr gerecht zu werden trachten."

Als Planta ihr Rezept und Bedingung genannt, rief sie in fast wegwerfendem Tone: „Sonst nichts? Vermeinte wahrlich, Wunders welch' kostbares oder seltsames Mittel Ihr offenbaren würdet!"

„Glaubt Ihr, Frau Oberstzunftmeisterin, minder an seine Kraft und traget Ihr weniger Lust, seiner zu brauchen, weil es ein gar einfaches und wohlfeiles Remedium ist?"

„Wieder habt Ihr Recht, Junker! Aber daß Niemand darum weiß und daß Niemand seiner gebraucht!"

„Eilet, eilet, edle Frau, des Rezeptes Euch zu bedienen, eh' Ihr selbst erkranket."

Abermals blieb Hartmann längere Zeit allein. Bei dem Kranken schien sich eine Krise vorzubereiten. Noch immer dauerte die starke Transpiration fort, zugleich aber durchströmte die glühende Hitze der Krankheit sein Blut; es bedurfte der ganzen gewaltigen Kraft des Freundes, um den Rasenden, der aller Decken und Hüllen sich zu entledigen strebte, darnieder zu halten. Nach und nach ward Christoph, von den Anstrengungen ermattet, ruhiger und verfiel in Schlaf. Jetzt wendete Planta rasch alle jene Waschungen und Spülungen mit den aromatischen Essigen an, welche Saluz ihm empfohlen hatte. In der That fühlte er sich nachher wunderbar erfrischt und gestärkt. Es war inzwischen Abend geworden. Nachdem Planta an einem reichlichen „Marend", bestehend aus kalten Speisen und Wein, sich erquickt hatte, trat er an's Fenster, das die Aussicht auf den St. Martinsplatz bot. Noch brannten die zwei Pechpfannen nicht, welche man um diese Stunde anzu-

zünden pflegte, dagegen gewahrte er etliche Stadtknechte, die gegen die Mitte des Platzes hin Reisig und Holz zu einem großen Haufen zusammenschleppten, wobei ihnen Erwachsene und Kinder der Nachbarschaft behülflich waren. Als der Scheiterhaufen eine gewisse Höhe erreicht hatte, ward er in Brand gesteckt. Die wenigen Bürgersleute, welche sich auf den Gassen befanden, umstanden müßig die ruhig lodernde Flamme, welche eine Zeit lang fortwährend genährt wurde. Von einem der Rathsherren, unter dessen Aufsicht diese Luftreinigung vor sich ging, wurden dann von Zeit zu Zeit Kräuter, Harze und andere starkriechende Stoffe in die Flamme gestreut, um durch den Geruch und Schwalm derselben die Entfernung der vorhanden geglaubten Miasmen der Luft zu beschleunigen. Der Vorgang dauerte fast eine Stunde; als Alles niedergebrannt war, ließ der Rathsherr die Kohlen sorgfältig löschen und begab sich weiter, um den gleichen Prozeß auch auf dem Kornplatz zu wiederholen.

Während dessen hatte Hartmann ab- und zugehend, von schwerer Besorgniß um Anna erfüllt, über deren Befinden die Magd, als sie ihm das Marend gebracht, wenig Bericht zu geben vermocht, bei dem Hinabschauen auf den Platz einen Menschen bemerkt, welcher, auf der Kirchentreppe sitzend, oftmals seinen Blick auf das Menhardt'sche Haus richtete. Vom Feuer hell beleuchtet, erschien derselbe nach Kleidung und Gesichtszügen als ein Italiener. Auch lange nachdem die Leute seit dem Erlöschen des Feuers sich entfernt hatten, blieb der Fremde immer auf seinem Platze sitzen und beim Scheine der nun brennenden Pechpfannen gewahrte Planta, wie der Italiener außer dem Menhardt'schen Hause auch andern Häusern seine forschende Aufmerksamkeit zuwendete. Planta fielen die Erzäh-

lungen Gerster's und des Buchhalters über das räuberische Treiben fremden Gesindels ein. Als eben jetzt das Dienstmädchen mit dem Abendimbisse hereintrat, machte er sie auf den Fremden aufmerksam.

„Es ist mir," sprach diese, denselben schärfer ins Auge fassend, „es sei der Nämliche, der heut' Nachmittag hereinkam, um der Herrschaft Theriak zum Kauf anzubieten. Ja, gewißlich ist er es!" setzte sie bekräftigend hinzu.

„Und hat die Frau Oberstzunftmeisterin den Theriak gekauft?" —

„Nein, obzwar er mit Eifer darum angehalten und verlangt hat, mit ihr selbst zu reden. Darauf ist er fortgegangen, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd. Bin eine Flimserin und hab' denselben wohl verstanden."

„Du mußt deiner Frau berichten, was ich dir gesagt; sie soll sich wohl vorsehen. Werde zwar selbst auch gute Obacht halten."

Von Bäbeli erfuhr Hartmann, daß die kleine Nina durch einen der Todtengräber, der hiefür eine stattliche Vergütung erhalten, in einem Sarge während der Nacht werde abgeholt und im Menhardt'schen Baumgarten im welschem Dörflein beigesetzt werden.

Von den Speisen genoß Hartmann wenig, aber dem starken gewürzten Weine, von welchem die Hausfrau ihm eine große Kanne zugeschickt, sprach er tapfer zu und erfreute sich an der wärmenden, belebenden Wirkung desselben. Noch schlummerte der Kranke. Als es um halb zehn Uhr zum Nachtgebete läutete, sah er über den sonst ganz menschenleeren Platz einen Zug mit Karren die Reichsgasse heraufkommen, geführt von etlichen Todtengräbern. Daß es solche waren, zeigten die lang herab-

fallenden Mäntel, die sie trugen; bei Tag unterschied sie von den Leuten ein dunkelgelbes Band am linken Arm, wenn sie über die Gasse gingen. Vor etlichen Häusern der Reichsgasse und des Platzes hielten die Karren an; da und dort öffnete sich ein Fenster, von welchem aus die Männer angerufen wurden; etliche der Begleiter traten ein und kehrten mit Leichen zurück, welche die traurige Fracht der Wagen vermehrten. Wo jedoch die Angehörigen von Verstorbenen geflohen waren, was leider häufig genug vorkam, blieben diese längere Zeit in den Häusern liegen, bis der Geruch die Vorübergehenden aufmerksam machte. Der Rath befahl daher den Todtengräbern, von Haus zu Haus zu gehen, und wo auf anhaltendes Klopfen Niemand Bescheid gebe, die Thüren, wenn solche verschlossen waren, zu öffnen und vorgefundene Leichen abzuholen. Je einer der geheimen Wächter hatte die Todtengräber zu begleiten, und für diese Dienstleistung, die zu den allergefährlichsten gehörte, empfingen beiderlei Mannschaften eine Extravergütung. Für die Abholung gestorbener Soldaten hatte das Militär zu sorgen, wobei immer ein Unteroffizier die Aufsicht führte.

Der düstere Zug verschwand in die obere Gasse hinein. Planta schauderte. Wie, wenn dieselben Leute morgen die Hülle seiner Geliebten, seines Freundes hinwegführen würden? Unwillkührlich falteten sich seine Hände und sein inbrünstiges Gebet stieg zum Throne Gottes empor.

Er blieb am Fenster stehen und schaute hinab. Der verdächtige Fremde hatte sich entfernt; weit und breit war Alles in Nacht und Stille gehüllt. Jetzt kam eine hochgewachsene Gestalt, in welcher Planta den Antistes erkannte, um die Ecke herum und auf das Menhardt'sche Haus zugeschritten. Sein Gang war langsam und fast schwankend; er schien krank oder

übermüdet. Selbst diese Riesennatur mochte den ungeheuern Anstrengungen der letzten sechs bis sieben Wochen nicht mehr gewachsen sein. Saluz trat ins Haus und begab sich zunächst in das Krankenzimmer von Anna. Lange dauerte es, bis er dasselbe verließ und bei Christoph eintrat. Hartmann verzehrte sich in Angst. Endlich erschien der Antistes und warf sich nach einem prüfenden Blicke auf den noch immer schlummernden Christoph in einen Lehnsessel an dessen Bette.

„Nur ein Wort gönnet mir, Ehrwürden," rief Planta. „Wie geht es der Jungfrau Anna?"

„Sie schwitzt wie ein Roß!" antwortete der Antistes. „Wird trau ich, genesen.

„Habt großen Dank, ehrwürdiger Herr, für Euern trostreichen Bericht," rief Planta freudig, während ein Lächeln über des Pfarrers derbes Wort über seine Züge glitt. Vermuthe, Ihr müsset müd' sein und leiblicher Stärkung bedürfen. Beliebet von diesem kräftigen Würzwein zu trinken und der Pastete zu genießen."

Er brachte ihm einen großen, gefüllten Becher entgegen, Saluz trank ihn auf Einen Zug aus.

„Seid bedankt, Junker! Das thut wohl, das erwärmt und erfrischt. Ja, bin gar müde, also daß meine Beine mich fast nicht mehr tragen mögen. Denn wisset, daß ich seit acht Tagen, da der Krankheits- und Sterbelauf in unserer armen Stadt so überaus gewaltsam worden, nicht aus den Kleidern kommen bin, ja daß mir in keiner Nacht mehr denn ein oder zwei Stunden Schlaf gegönnt ist. Und hab' doch als Arzt und als Seelsorger schon vorher mehr denn fünf Wochen lang bei Tag und bei Nacht wenig Ruhe gehabt. Bin zwar trotz meiner zweiundsechszig Jahre noch immer ein starker Mann;

aber Junker, Alles hat seine Schranken, und der sterbliche Leib will auch an mir sein Recht haben. — Wie hat unser Patient den Tag verbracht?"

Hartmann berichtete.

Der Antistes trat an Christoph's Lager, untersuchte des Jünglings Leib und erklärte sich mit dessen Zustande leidlich zufrieden. Es scheint," sprach er, „eine Krisis zu nahen, und ist solche dem reichlichen Schweiße zuzuschreiben. Doch ist er noch nicht über den Berg. So es Euch nicht unbequem, will ich jetzt einen Schlaf thun auf jenem Faulbett. Bin dann zur Hand, wenn etwas mit dem einten oder dem andern unserer Patienten sich ereignen sollte."

Planta machte ihm das Lager so bequem als möglich und nahm seinen Platz am Bette Christoph's wieder ein. Im Hause und auf der Gasse war Alles still, und bald verkündete ein sehr hörbares Schnarchen vom Faulbette her, daß der gewaltige Antistes in tiefen Schlaf versunken war. Die Stunden verstrichen, für den Schläfer schnell genug, für den Wachenden mit bleierner Langsamkeit. Er lauschte auf jedes Geräusch. Zuweilen hörte er die Thüre im untern Stockwerke gehen, dann horchte er mit angezogenem Athem, ob es die Treppe heraufkomme, ihm traurigste Botschaft zu bringen. Aber es blieb dann wieder stille. Christoph schien fest zu schlafen; von Zeit zu Zeit wechselte er seine Lage, oder murmelte etliche Worte. Sein Wächter beeilte sich jedesmal ihn zuzudecken und schaute ihm prüfend in das noch immer stark geröthete Gesicht, nichts deutete glücklicherweise auf eine Veränderung der Züge.

Die Glocke auf dem S. Martinsthurm hatte die dritte Stunde verkündet und der Nachtwächter seinen Spruch mit dem gellen Rufe geschlossen: „Zähl' Drei!", als bald nachher

der Schritt mehrerer Männer in der Gasse Hartmann aus einem leichten Schlummer aufweckte. Wieder horchte er. Die Männer mußten grade am Hause Halt gemacht haben. Oder waren sie ins Bärenloch nebenan gegangen? Vielleicht etliche der Wächter, sagte er sich. Leise erhob er sich, und, einen Zipfel des Vorhanges erhebend, bemerkte er am Eckhause, gegenüber dem Kirchenportale, einen Mann in italienischer Tracht, der mit dem Fremden von gestern Abend Aehnlichkeit zu haben schien. Gehörte er zu Denen, die sich vor dem Hause befanden? Sollte Hartmann den Antistes wecken und Frau Menhardt warnen?

Jetzt vernahm er wieder Fußtritte vor dem Hause und gleich darauf schien es, als ob ein Gegenstand an die Mauer gelegt oder gestellt würde. Auch gewahrte er nun etliche Männer, die eine Leiter oder etwas Aehnliches zu halten schienen. Jener Mann stand immer noch am Eckhause. Jetzt war Hartmann klar, was vorging. An die starken Eisengitter des Gewölbefensters wollten sich die Diebe nicht wagen; auch das eiserne Hinterthürchen, welche in das Bärenloch führte, mochten sie allzu widerstandsfähig gefunden haben. So versuchten sie es mit der „Escalade" der Fenster im ersten Stockwerke. Mit den beiden Frauen — die Anwesenheit zweier Männer im Hause war ihnen verborgen geblieben — hofften sie leicht fertig zu werden.

Planta weckte sofort den Antistes — und machte ihn mit wenigen Worten mit der Sachlage bekannt. Diesem kostete es einige Mühe, so jäh aus tiefem, gesunden Schlafe geweckt, seine Gedanken zu sammeln.

„Euch soll doch —," murmelte der alte Herr. „Wo sind die Kerle?"

„Sogleich werden sie die Leiter heraufsteigen, so es nicht schon gesehen," antwortete Hartmann.

„Ha! Geschwind Stricke her! Geht Ihr hinunter, Junker, und sagt es der Frau Menhardt an, aber Alles ohne Lärm. Wir müssen die Strolche lebendig fangen."

Planta eilte hinab, während der Antistes, der sich halb ausgekleidet hatte, Gewand und Stiefel anlegte. Es war in der That keine Zeit zu verlieren. Zwar nahm das Ausheben eines Fensters im anstoßenden Zimmer für die Diebe einige Zeit in Anspruch. Planta hatte rasch Frau Menhardt benachrichtigt, worauf diese aus einer Truhe des Hausganges ein Bündel mit Stricken hervorholte, welche Planta im anstoßenden Zimmer zurechtschnitt. Jetzt trat auch Saluz in dasselbe ein. Beide stellten sich so auf, daß sie den Hereinsteigenden verborgen bleiben mußten. Die Diebe hatten sich mit dem Streiten darüber, wer von ihnen zuerst hinaufsteigen sollte, glücklicherweise etwas verspätet. Nun sahen die im Zimmer Befindlichen einen der Strolche am Fenster auftauchen und die Festigkeit desselben prüfen. Mochte nun von den Hausleuten vergessen worden sein, den Riegel des „Läuferli" (Guckfensterchen) zu schließen, oder war derselbe matt geworden, kurz, dem Diebe gelang es, vom Läuferli aus das größere Fenster zu öffnen. In dem Augenblicke aber, wo er einstieg, schloß sich eine gewaltige Faust urplötzlich um seinen Hals, mit so festem Schluß und Druck, daß kein Laut aus seinem Munde drang und er niederstürzte — ein Leichnam. Saluz zerrte ihn abseits. Schon stieg der Zweite hinauf. Diesen nahm Planta mit einem weniger tödtlichen Griffe in Empfang, der aber immerhin kräftig genug war, ihn am Schreien zu verhindern; dann wurde ihm ein Tuch in den offenstehenden Mund geschoben und Arme und

Füße gefesselt. Noch hatten die unten stehenden Zwei von diesen Vorgängen keine Ahnung. Als aber der Dritte hinaufgestiegen, warf derselbe, ehe er in das Zimmer sprang, einen forschenden Blick hinein und gewahrte eine mächtige Gestalt, deren Umrisse mit derjenigen keines seiner Kameraden Aehnlichkeit hatte. Schon wollte er sich zurückziehen und seinen Kameraden warnen, aber Saluz riß den Banditen mit einem unwiderstehlichen Ruck von der Leiter herüber in die Stube, wo er ihn an Hals und Armen so lange festhielt, bis Planta ihn knebeln und binden konnte.

Diesmal setzte es einen tüchtigen Kampf ab. Der Dieb war der Stärkste und Entschlossenste der Bande und wehrte sich wie ein Verzweifelter. Auch gelang es ihm sein langes, zweischneidiges Messer hervorzuziehen, was jedoch Planta nicht entgieng. Dem Stoße ausweichend, warf er ihn auf das nahestehende Faulbett, drückte die bewaffnete Hand nieder, und sein Knie auf des Banditen Hals stemmend, gelang es ihm endlich nach langem Ringen, auch diesen Banditen dingfest zu machen.

Mittlerweile hatte auch der Letzte die Hälfte der Leitersprossen erstiegen, als das Geräusch des Ringens in der Stube zu seinen Ohren drang. Er hielt an und lauschte; noch vernahm er einen keuchenden Ton. Hatten seine Kameraden bereits ihre Blutarbeit begonnen, und war es das Röcheln eines Sterbenden? So mochte es sein. Er stieg abermals etliche Sprossen aufwärts. Da fühlte er sich unversehens sammt der Leiter in die Höhe geschnellt und stürzte, weil ihm nicht Zeit gegönnt war, sich an die Sprossen anzuklammern, auf die Straße hinab. Saluz, der dieses Kraftstück vollbracht hatte, sah jetzt, am Fenster stehend, wie der Späher am Ecke des

Nachbarhauses das Weite suchte, ohne sich im Geringsten um seinen Kameraden zu bekümmern, welcher mit gebrochenen Gliedern auf dem Pflaster lag.

Der Sturz des Diebes hatte einen der Wächter, welcher von der Rabengasse heraufkam, herbeigezogen. Saluz rief ihn an und befahl ihm, Mannschaft aus dem Wachthause am Kornplatz herbeizurufen.

„Ist nicht von Nöthen," sprach dieser, zog ein Pfeifchen hervor und ließ einen gellenden Pfiff hören, den er zweimal wiederholte. Jetzt vernahmen sie aus mehreren Gassen hervor eilende Männerschritte, und bald standen fünf Wächter im Hause, die Gefangenen und den Todten abzuholen.

„Der da," sprach Saluz, auf den Todten hinweisend, bedarf des Strickes unserer Justitia nimmer. Mein Griff ist ein Kleines zu nachdrucksam gewesen. Basta! Er hat seinen Lohn. Diesen Beiden da löset die Fesseln an den Beinen; sehet Euch aber wohl vor, daß sie nicht entrinnen."

„Keine Furcht, Herr Jörg," entgegnete einer der Wächter, welcher deren Führer zu sein schien. „In einem halben Stündlein liegen sie zwölf Fuß tief unter der Erden im Thurm, und so es mit rechten Dingen zugeht, schweben sie in etlichen Tagen ebenso hoch ob der Erden. Das war aber eine glückhafte That, Herr Antistes!"

„Wohl, wohl, Meister Rauber! Führet die Kerle jetzt von hinnen, auf daß hier Ruhe werde. Da drinnen liegt die Jungfrau Anna schwer krank. Will aber nach dem Mann sehen, der drunten liegt."

„Davon laufen wird er nicht," sprach dann Saluz, nachdem er mit den Wächtern hinabgegangen und ihn untersucht hatte. „Ein Arm und ein Bein sind gebrochen und am Hinter-

kopf ist eine tiefe Wunde. Sehet die Blutlache! Auch ist er bewußtlos. Schaffet ihn in eine der Gefangenschaften im Rathhaus; will dann nach ihm sehen."

Jetzt traten Saluz und Planta in das Haus zurück, wo Frau Menhardt, in nicht geringer Aufregung, aber froh bewegt, ihrer harrte. Sie reichte Beiden die Hand. „Nächst Gott, der mich und Anna so gnädiglich bewahrt hat, danken wir Euch, Ihr Herren, daß wir jetzt nicht elendiglich ermordet liegen. Gott lohn' es Euch viel tausendmal!"

„Nun, nun, Frau Gevatterin," sprach Saluz, „machet nicht so viel Wesens daraus! Ist ja Christen- und Bürgerpflicht, seinem Nebenmenschen in der Noth beizustehen und Unheil von der Stadt abzuwenden. Ist die Jungfrau ab dem Lärmen erschrocken?"

„Es dünkt mich nicht einmal, daß sie erwacht sei, so fest ist ihr Schlaf."

„Dann wird sie genesen," versicherte der Antistes, nachdem er auf Anna einen prüfenden Blick geworfen und sich überzeugt hatte, daß die Flecken an Brust und Armen röthlich geblieben."

„Gott sei Dank!" sprachen halblaut Planta und Frau Menhardt.

„Gehe jetzt ins Rathhaus nach dem Dieb zu schauen, dann in mein eigen Haus, ob mir noch ein wenig zu schlafen vergönnt wird. Gehabt Euch wohl! Am Morgen bin ich wieder hier!"

Planta schloß hinter ihm das Haus und kehrte zu seiner Wache bei Christoph zurück, der noch immer schlummerte. Der Rest der Nacht verging ruhig.

Mit den beiden Verbrechern, welche unverletzt in die Hände der Justiz gefallen waren, machte das Malefizgericht kurzen Prozeß. Der Eine war ein Comaske, im Andern erkannte einer der Gerichtsdiener, der s. Z. als Sbirre den Landshauptmann von Travers ins Veltlin begleitet hatte, jenen berüchtigten Metzger Tassella von Sondrio, welcher bei dem Protestantenmorde im Jahre 1620 sich durch unerhörten Blutdurst hervorgethan und später verarmt und verlumpt sich an eine Bande von Bösewichtern angeschlossen hatte, welche in verschiedene von der Pest heimgesuchte Gegenden vertheilt, die Todten beraubten und Kranke erdrosselten. Der Todte war ein Sträfling aus Mailand, der Verwundete ein Bravo aus Val Camonica.

Da das Malefizgericht unter dem Vorsitze des Stadtvogtes sich überzeugt hielt, daß diese vier Missethäter nur einen Theil der gefährlichen Bande gebildet, welche die Stadt unsicher gemacht, so wurden die beiden Gesunden scharf verhört, und als sie anfänglich sich verstockt zeigten, „aufgezogen“. Der Comaske wurde bei Anwendung des zweiten Grades der Folter mit Gewichten bis zu 10 Pfund mürbe und gestand ein, mit Tassella und mehreren andern Spießgesellen in mehrern Häusern der Stadt nicht blos Raub, sondern auch Mord begangen zu haben, und gab an, es seien noch vier seiner Kameraden in der Stadt; dieseben hielten sich in einem Häuschen „hinter dem Bach“ auf. Aus Tassella war auch dann kein Geständniß, ja selbst kein Wort zu erpressen, als mit Anhängen von 21 Pfund Gewichtern der dritte Torturgrad über ihn verhängt wurde.

Schon am zweiten Tage drauf läutete das Armensünderglöcklein vom Rathhaus. Zwei Karren führten die beiden

Missethäter, unter Vortritt des Gerichts und dem Zulaufe einer großen Menschenmenge vor das obere Thor zur Richtstätte. Der Comaske schien zerknirscht, wie er körperlich gebrochen war. Dem vorbetenden Kapuziner, der gegenübersitzend ihm das Kruzifix vorhielt, suchte er, grausige Seelenangst in den Zügen, die Worte nachzusprechen. Tassella, dessen Glieder furchtbar zerrissen waren, starrte verstockt vor sich hin, aber auch sein Gesicht verrieth die Angst vor dem Jenseits. Beim „Kalkofen" angelangt, ward ihnen hier nochmals der Stab gebrochen und die Sentenz, Tassella von unten auf, der Comaske von oben nach unten gerädert zu werden, vorgelesen. Diese Art der Todesstrafe wurde in Bünden sehr selten und nur in außergewöhnlichen Fällen angewendet; dennoch versah Meister Frosom sein schauerliches Amt mit solcher Geschicklichkeit, daß der Comaske sofort nach dem einzigen Keulenschlage den Geist aufgab und Tassella schon vor dem letzten, dem Gnadenschlage verendete. Die beiden andern Verbrecher — der Bravo aus Val Camonica war Tags vorher schon gestorben — die auf einer Kuhhaut auf den Richtplatz geschleift worden, flocht der Nachrichter auf das Rad.

Der übrigen Mitglieder dieser Mörderbande habhaft zu werden, gelang es nicht. Noch in derselben Nacht, in welcher ihre Kameraden in die Gefangenschaft waren abgeführt worden, hatten sie, von jenem Späher gewarnt, die Flucht ergriffen. Aber zwei derselben ereilte die Strafe dennoch schon in wenigen Tagen, indem sie in einem Dorfe der Thalschaft Schams an der Pest, gegen welche sie sich geschützt geglaubt, erkrankten und starben. Drei Soldaten des Regiments Sulz, welche Raub und Mord auf eigene Rechnung getrieben, fielen, bei der Erdrosselung eines bei Salvatoren wohnenden, einsam lebenden

Bürgers ertappt, in die Hände des Regiments-Profoßen und wurden nach Spruch des Kriegsgerichts am nämlichen Tage aufgehenkt.

Fünfzehntes Capitel.

Padrutt de Saß.

„Das ist also Mailand!“ sprach Conradin de Saß staunend indem er mit Tammut durch die Porta Comana die Hauptstadt der Lombardei betrat. „Welche gewaltige Stadt! Welche Paläste und prachtvolle Kirchen! Und eine solche Menschenmenge!“

„So ist's,“ antwortete Tammut. „Man sagt, es leben hier weit mehr denn hundertmaltausend Menschen, aber ihre Zahl wird sich stark mindern, seit der schwarze Engel seinen Einzug allhier gehalten hat. Jetzt aber, Junker, muß ich von Euch scheiden,“ fügte er nach einer Weile hinzu. „Ihr seid nicht mehr fern von der Wohnung Eueres Vaters, des Don Pedro de Sasso, Coronel. Seid Ihr am Castell angekommen, so werdet Ihr jedenfalls Soldaten seines Regiments begegnen; es ist das Regiment Salamanca. Nennet den Namen Eueres Vaters, und Einer wird Euch wohl hinführen. Bedürft Ihr meiner, so saget es dem Johann, der Eueres Vaters Leibdiener ist, der weiß, wo ich zu finden bin.“

Conradin hatte kaum Zeit, ihm für sein Geleit aus dem Bündnerlande bis hieher zu danken; schon hatte der Zigeuner sich gewendet und schritt durch die Gasse.

Die Lage des Castells hatte der junge Mann bald erfragt.

Dort wies ihm ein Soldat das nahe liegende Haus, in welchem sein Oberst wohnte. Es war ein Palast, der einem Grafen Erba gehörte, aber von diesem selbst nicht bewohnt wurde. Denn wie das lombardische Volk überhaupt, vermieden auch die Vornehmen des Landes, mit dem verhaßten spanischen Militär mehr in Berührung zu kommen, als unumgänglich nothwendig war. Die spanischen Offiziere aber, zumal diejenigen von höherem Range, liebten es, sich in den schönsten Häusern des stolzen Mailänder Adels einzuquartieren. Unteroffiziere und Mannschaften hatten neben der nothwendigen Zahl der Offiziere ihren Standort im Castell und in einigen Kasernen.

Als Conradin den ersten Stock betrat, stieß er auf den Leibdiener des Obersten, Johann. Wie alle übrigen männlichen Dienstboten desselben trug derselbe die Uniform. Eben brachte er auf einer Platte Fleisch und Wein, das Gouter seines Herrn.

Den anmuthigen Fremdling anschauend, fragte er nach dessen Begehren.

Conradin äußerte in deutscher Sprache den Wunsch mit dem Obersten zu reden.

„Seid Ihr ein Schwabe, junger Herr?“ fragte der Bediente sichtlich erfreut.

„Habe allerdings lange im Schwabenland gelebt,“ antwortete Conradin, den die Aussprache und der Tonfall des Mannes anheimelten.

„In welcher Gegend?“

„Ohnweit Tuttlingen.“

„Bin bei Urach zu Haus. Ihr habt es gut getroffen, daß Ihr gerade mich anreden konntet. — Aber wie er der gnädigen Frau gleicht!“ setzte er leise hinzu. „Ich will den Oberst anfragen. — Wartet ein Bissel.“

Bald erschien er wieder. „Der Herr ist zwar unpaß, will Euch aber sprechen," sagte er, die Thüre eines geräumigen Zimmers öffnend, das mit Comfort, wo nicht mit Luxus ausgestattet war. Don Pedro winkte dem tief sich Verneigenden von seinem Armstuhle aus, näher heranzutreten. Auch er schien überrascht, ja betroffen von der großen Aehnlichkeit der Gesichtszüge Conradins mit der Oberstin. Seinen Oberkörper vorbeugend, fragte er in deutscher Sprache: Junger Mensch, wie heißest du?"

„Im Schwabenland, gnädiger Herr, wo ich erzogen worden, hieß ich Conradin Pfefferkorn, nach meinen Pflegeeltern," antwortete Jener mit sanfter Stimme.

„Nach deinen Pflegeeltern? Und wer waren deine Eltern?"

„Es ward mir Kunde, ich möchte aus dem Bündnerland stammen. Da ich ein klein Knäblein war, raubten mich und meinen Bruder Heinz Zigeuner, mit denen wir etliche Jahre in den Ländern umherzogen."

Eine mächtige Bewegung offenbarte sich in der Haltung des Obersten. Mit der Rechten die Augen beschattend, strebte er seiner Erschütterung Herr zu werden, aber die Brust arbeitete schwer.

„Hast du kein Zeichen an oder auf dir, das deinen Ursprung verrathen möchte?" fragte er.

Conradin streifte den Aermel seinen braunen Puffwamses und des Hemdes zurück und wies ihm das eingebrannte Hauszeichen.

„Meine Augen sind verdunkelt," sprach der Oberst tief bewegt, mit leiser Stimme, nachdem er einen Blick darauf geworfen. „Hast du noch etwas mir zu zeigen?"

„Hier, gnädiger Herr, ein Ringlein mit Buchstaben," antwortete Conradin. Seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Du bist's, du bist's, mein Curdin, mein verloren gewesener und endlich wiedergefundener Sohn!" rief der Oberst, zog den Knaben an seine Brust und bedeckte sein Antlitz mit Küssen. „O, wie gnädig ist Gott mir armen Sünder!"

„Und nun mußte Conradin neben seinem Vater sich niedersetzen und sich an Speise und Trank erlaben. Der Oberst aß und trank wenig, lauschte aber den Antworten auf die Fragen, die er an den Knaben stellte, und schaute mit väterlichem Stolze in das liebliche Antlitz, das in kindlicher Demuth zu ihm aufblickte. Conradin mußte seine Lebensschicksale erzählen und gedachte auch des Aufenthaltes in Klosters bei der Großmutter und der Begegnung mit dem verkommenen Heinz; die betrübenden Umstände, welche diese begleiteten, verschwieg er freilich. So verstrichen Stunden.

Dann ergriff der Oberst des Knaben Hand und sprach: „Du bist mein Sohn, und als solchen erkenne ich dich und deinen Bruder in meinem Testament, das ich alsbald aufsetzen will. Denn wisse Curdin, mir ist wenig Zeit mehr vergönnt, auf Erden zu bleiben."

„Um Gott, Herr Vater, redet nicht also!" rief der Knabe erschrocken.

„Es ist so, mein Sohn. Mir ward es in letzter Nacht im Traum offenbart. Und alsbald, da ich erwachte, fühlt' ich mich unpaß, und merkte, daß die Erfüllung des Traumes beginne; habe in all' meiner Lebenszeit niemals eine Krankheit noch eine Gebreste gehabt, der ich doch in Hispanien, Italien und Flandern vielmals von Seuchen und Pestilenzen umringt gewesen. Da wandt' ich mein Antlitz zu unserem Herrgott, mit

Inbrunst, wie ich armer Mensch seit langer Zeit nicht gethan, und flehete ihn an, so es mir bestimmt sei, jetzo von hinnen zu fahren, wolle er mir vorher die Gnade erweisen, doch einen meiner verloren gegangenen Söhne mir zuzuführen. Und als ich vorhin, nachsinnend, allein war, führte der Johann dich herein und alsbald ahnte ich, noch eh' du die Zeichen mir gewiesen, an deiner Aehnlichkeit mit Donna Isabel, deiner lieben Mutter, und an deinem Taufnamen, daß mein Gebet erhöret worden, wie auch, daß meine Stunde nahe sei."

„Mit Gunst, Herr Vater," sprach Conradin, „leidet Ihr Pein, und welcher Art ist solche?"

„Weiß dir es nicht genau zu sagen. Mein Haupt verwirret sich bisweilen, auch wird mir oft übel und fühle mich seltsamlich schwach, wie es Einem sein mag, der lange Zeit krank gelegen. Schmerz leide ich nicht. Mag sein, daß die böse Luft am Comer See, dahin ich auf einige Wochen commandirt gewesen und von dannen ich vor vier Tagen zurückgekehrt bin, mir ein Gebreste angeblasen."

„Wo ist meine Frau Mutter?"

„Sie ist mit den Töchtern auf dem Schlosse einer Freundin und liegt dasselbe an der Grenze gegen das Bergamaskische hin. Will einen meiner Diener hinsenden, sie zu mir zu bescheiden."

„Will es Euch nicht belieben, einen guten Arzt rufen zu lassen? So Ihr ihm Euer körperlich Anliegen offenbartet, möchte er wohl Rath und Hülfe schaffen können," meinte Conradin.

Der Oberst lächelte. „Will es auf dein Bitten gern thun, obwohl ich weiß, daß mir kein Arzt und kein Mittel mehr helfen mag. Rufe du den Johann herein."

Als dieser erschien, gab er ihm in spanischer Sprache den

Befehl, den nahe wohnenden Auditor und den Arzt des Regiments zu citiren. Johann, ohnehin schon über seines Herrn vertrauliches Gebahren mit dem unbekannten Fremdling höchlich verwundert, erstaunte mehr und mehr, als ihm der Oberst jenen Befehl ertheilte. Wie war der sonst militärisch strenge Herr so verändert, so weich! Seine Hand ruhete auf der des Knaben, dessen Blick mit angstvoller Bekümmerniß auf des Obersten Antlitz ruhete.

Der Auditor erschien, worauf Don Pedro mit ihm allein blieb, während Conradin in einem benachbarten Zimmer auf das bunte lärmende Treiben auf der Gasse zerstreut herabschaute.

Bald gesellte sich Johann zu ihm.

„Der gnädige Herr sieht übel aus," sprach er mit bekümmerter Miene. „Wenn er nur nicht am See die Krankheit in sich empfangen hat, so jetzt seit etlichen Wochen auch in Mailand umherschleicht!"

„Ihr meinet doch nicht die Pest!" rief Conradin entsetzt. „Doch nein, die kann es nicht sein, beginnet sie doch ganz anders und alsobald mit großer Pein in den Eingeweiden. Bin ja selbst von ihr befallen worden, aber genesen.

„Hab' sie auch gehabt in Hispanien. Sie fallet aber nicht Alle in gleicher Weise an, junger Herr, den Einen urplötzlich mit unsagbarem Schmerz, mit Verwirrung, Frost und Hitze, die einander ablösen, bei Andern kommt sie langsam gegangen und verzehret die Kranken, wie die Spinne die Mucken aussaugt, so in ihr Netz gefallen. Bei den Allermeisten aber verfahrt sie gar streng und kurz, gleich unsern Kriegsmalefizgerichten. Doch will mir scheinen, des Herrn Obersten Anliegen könne wohl anderer Gattung sein, und daß er sein

Testament zu machen begehrt, darob müsset Ihr Euch nicht ängstigen. Weil er niemals krank gewesen, meint er nun, seine Krankheit sei eine solche, so zum Tode führet."

„Ihr mögt wohl Recht haben, Johann. Seid wohl seit etlichen Jahren in seinem Dienst?"

„Seit siebzehn Jahren, junger Herr! War auf der Schul' zu Cöln am Rhein und sollt' ein Pfaff werden. Dort schaut' ich zu tief in ein schönes Augenpaar; sie spielt' mit meiner Liebe und hing sich dann an einen Andern. Da warf ich Kutte und Feder weg und lief nach Flandern, und folgt' dem Kalbfell. Der Herr Oberst, so damals Hauptmann war, gab mir Handgeld und nahm mich bald in seinen eigenen Dienst. Er ist ein strenger, aber gerechter Herr, und ein so tapferer und dabei so geschickter Offizier, wie der König Philipp deren nicht Viele hat. Wäre längst ein General worden, aber er ist ein Fremder, ein Grisone, und passiret überdies für einen heimlichen Ketzer. Solltet ihn sehen, wenn er mit seinem Harnist angethan in die Bataille reitet, der schöne alte Herr!"

Conradin that das Lob seines Vaters aus dem Munde des treuen Menschen wohl, der zu ahnen schien, wer dieser junge Mann war, der so plötzlich wie vom Himmel geschneit, in des Obersten Haus und Herz seinen Weg gefunden. Seine Hoffnung aber, Johann möchten vielleicht die guten Pflegeeltern bekannt sein, erfüllte sich nicht. Derselbe war nie in jene Ortschaft gekommen, ob er wohl jenes Geschlechtes Namen oft gehört.

Nach einer Weile verließ ihn Johann, um bei seinem Herrn zwei Offiziere des Regiments einzuführen, welche derselbe als Testamentszeugen erbeten hatte. Bald entfernten sich dieselben mit dem Auditor, worauf der Oberst den Johann und seine

übrigen Dienstboten zusammenberief und ihnen Conradin als seinen vor vielen Jahren geraubten und nun endlich entdeckten jüngeren Sohn vorstellte.

Der Abend war schon ziemlich weit vorgerückt und längst brannten die Pechpfannen dunkelrothen Lichtes in den Straßen, als der Oberst, der in seinem Lehnstuhle geschlummert, Conradin zu sich rief:

„Ist der Regimentsarzt hier?“ fragte er.

„Es wurde Johann abermals berichtet, der Doktor sei am Morgen ausgegangen und noch nicht zurückgekehrt. Es seien der Kranken gar Viele.“

„So soll er den nächsten guten Civilarzt rufen. Mir ist gar übel.“

Erschrocken eilte Conradin hinaus und ertheilte dem Diener den Befehl. Als er wieder eintrat, rief ihn sein Vater von Neuem herbei. „Es bleibt mir, ich fühle es,“ sprach er, „nur noch wenig Zeit. Der Feind, der mir das Ende bereiten will, marschirt rasch, und bald wird er von der Festung meines Leibes gänzlich Besitz genommen haben. So vernimm denn und präge dir es wohl ein, behalt' es aber in treuem, verschwiegenem Herzen: Wisse, ich bin dem Glauben, in welchem ich in meiner lieben Heimat von Durisch Campell, dem Prädikanten, getauft worden, treu blieben, obzwar ich — um deiner guten Mutter und um der Kinder willen, vielleicht auch, um schneller emporzukommen — dann und wann die Messe besucht und das Kreuz geschlagen. Weiß jetzo wohl, daß es meiner nicht würdig und unrecht an beiden religionibus gehandelt gewesen. Gott wird es mir vielleicht verzeihen, um des Schadens willen, den ich manchmal von Städten und Orten unseres Glaubens habe abwenden, um des Guten willen, das ich

Menschen beider Confession habe thun können. Sorge du nur, daß keiner der papistischen Schwarzröcke zu mir gelassen werde, wenn der Arzt findet, es gehe mit mir zu Matthäi am Letzten. Der Johann wird dir, obwohl selbst ein Katholischer, dabei helfen, denn er ist mir treu. Basta! Hier" — er nahm aus seinem Promemoria einen Streifen Papier. „Weißt du, was das ist?"

Da Conradin nach einem Blicke auf die Schrift verneinte, fuhr er fort:

„Man nennt das einen Wechselbrief. Da wir Hispanien verließen, übergab ich einem rechtschaffenen heimlichen Hebräer, dem Abraham Ben Samuel, sechstausend Filippi, so ich von meinem Sold und von etlichen Ranzionirungen ersparet hatte, eine große Summa, die nicht ohne Gefahr Verlurstes von Madrid nach Milan transportirt werden mochte. Darauf gab er mir diesen Wechselbrief, darinnen der Jonathan Abarbaneel, allhier in Mailand, so auch ein hebräischer Wechsler, angewiesen wird, mir solche Summe allsogleich, wenn ich ihm das G'schrift zeigen würde, auszuzahlen. Nun wird die Zeit sehr bald kommen, daß deine liebe Mutter und Schwestern sammt dir dieses Geldes benöthigt sein werden; doch ist noch etwas Erspartes in einer Truhe im Gewölbe dieses Hauses vorhanden, darum deine Mutter weiß. Alsbald wann du siehst, daß ich todt bin — weine nicht, Kind, es ist der Lauf der Natur — sende alsbald Bericht hievon an den General Grafen Serbelloni und den Statthalter, den Marchese Spinola. Die werden für ein solch' stattliches Begräbniß sorgen, wie es einem treuen Soldaten des Königs Filippo quarto gebühret. Dann aber lohne alle meine Dienstboten ab, außer den Johann, und bleib' bei deiner Mutter. Der mußt du dich entdecken als

ihren Sohn und mit aller Vorsicht meinen Tod verkünden. In Mailand dürft Ihr von wegen der Pest, so allhier vorhanden, nicht bleiben, sondern es ist mein Wunsch und Wille, daß Ihr ins Bündnerland reiset, magari ins Unter-Engadin, allwo wir daheim sind, jedoch vorbehalten, daß die Luft allda noch gesund sei. Euch werden sie dort nichts anhaben, denn Ihr seid unschuldig an dem Blut, das ich einstmals vergossen. Deine gute alte Großmutter Mona nimm zu dir; sie hat viele Jahre schwer dafür gebüßt, daß sie dich und deinen Bruder Heinz etliche Stunden lang außer Augen gelassen. Und so es dir möglich, mühe dich auch, deinen Bruder Heinz zu finden. Er ist zwar nicht wie du, das hab' ich wohl errathen aus dem, was du mir verschwiegen. Schon als Büblein war er sonder Zucht, gelüstig und ein Raufbold. Aber er ist dein Bruder und deiner Eltern Sohn. — Und jetzt, meine Knabe, hab' ich dir Alles gesagt, was ich auf dem Herzen trage, und mein Stündlein nahe. Bleibe du bei mir, dieweil ich ein wenig schlafe."

Seine rechte Hand in diejenige Conradins gelegt, der, auf dem Bettrande sitzend, jede Bewegung und jeden Athemzug des Vaters mit ahnungsvoller Besorgniß belauschte, schlummerte er ruhig ein. Aber allmälig fühlte Conradin des Obersten Hand erkalten, und als er sich über ihn hinbeugte, dann rasch vom entfernt stehenden Tische die Wachskerze herbeiholte und das Antlitz, das vor ihm lag, beleuchtete, stieß er einen Schrei aus und sank zurück. In diesem Augenblicke trat, von Johann geführt, der Regimentsarzt herein. Für ihn bedurfte es eines einzigen Blickes, um zu wissen, was geschehen war. „Ya muerto!" sprach er leise und drückte des Todten Augen zu. Dessen Leichnam untersuchend, fragte er Johann nach dem

Charakter und dem Verlaufe der Krankheit. Der treue Diener, obwohl von Schmerz überwältigt, gab Auskunft, soweit er es vermochte. „Apoplexia also!“ entschied der Arzt. „Von Pestsymptomatis, wovon heute so viel geredet wird, keine Spur. Aber schade um den Coronel, war ein wackerer Offizier und mir ein freundlicher Chef! Will morgen früh dem General Rapport abstatten. Adios!“

Wenige Tage später sehen wir Donna Isabel und ihre zwei Töchter mit Conradin am Grabe stehen, in welches ihr Gatte und Vater mit großem militärischen Pomp eingesenkt ward. Die Salven, welche das hiezu kommandirte Peloton abgegeben, waren verhallt und das Leichengeleite hatte sich entfernt. Da trat ein vornehm gekleideter alter Herr, Don Alvarez de Soto, Rath der königlichen Statthalterei, aus der Reihe der sich Entfernenden hervor, verbeugte sich und sprach zu Donna Isabel: „Wann wird es Euch genehm sein, mich zu empfangen?“

Ueberrascht schaute sie auf. Sie erkannte einen nahen Verwandten.

„Ich werde,“ sprach sie rasch gefaßt, „Ew. Excellenz morgen erwarten.“

Der Grande verbeugte sich von Neuem und trat zu der Sänfte, die ihn hiehergebracht. Er stieg ein und die Träger setzten sich in Bewegung.

Es war eine ergreifende Scene gewesen, als Donna Isabel, vom Lande zurückkehrend, an der Bahre ihres Gemahles ge-
standen, und fast noch erschütternder gestaltete sich der Auftritt, da Conradin vor sie hintrat und sich als ihr Sohn zu erkennen gab. In derselben Stunde hatte sie den Gatten beweint und den längst todtgeglaubten Sohn wiedergefunden! Und daß

Don Pedro Conradin als solchen anerkannt, ersah sie aus dem Testamente, welches der Auditor ihr übergab, erfuhr sie von Johann aus des Obersten öffentlichen Erklärung. Kaum bedurfte sie dieser beiden Manifestationen; schon, als Conradin erschien, hatte ihr Mutterherz in freudiger Ahnung ihn erkannt.

Aber die Pflichten der trauernden Gattin und Hausfrau forderten schnell ihr Recht: es erschienen die befreundeten Frauen, die Offiziere des Regiments, ihr Beileid zu bezeugen. Sie riß sich los von der Stätte, wo sie eine Stunde der tiefsten Betrübniß, aber auch unsagbarer Freude erlebt, und traf gefaßt und äußerlich ruhig die Anordnungen zum Empfange der Condolirenden, zur Bestattung ihres Gemahles, welche damaliger Sitte gemäß schon in der Frühe des folgenden Tages stattfinden sollte. Sie geschah mit dem ganzen Gepränge, das namentlich bei Personen von Rang und Geburt entfaltet wurde, angeblich um den Verstorbenen zu ehren, in Wahrheit aber um vor der Welt zu glänzen und von sich reden zu machen, obgleich, wie es hier der Fall war, die Mittel mancher vornehmen Familie solchen thörichten Prunk durchaus nicht gestatteten. Zwar übernahm der Statthalter die Kosten der Bewirthung sämmtlicher eingeladener Gäste für königliche Rechnung, aber auch so gewahrte Donna Isabel mit Bestürzung, daß die Ausgaben für das Ausschlagen des ganzen Hauses mit schwarzem Tuch und Flor, für die Trauerkleider der Familie und des gesammten Dienstpersonals, sowie der Beerdigungsfeierlichkeit den baaren Nachlaß des Obersten, den Conradin im Gewölbe gefunden, nahezu erschöpften.

Als sie nach jener Begegnung mit ihrem Oheime, dem Marquis de Soto, in ihre Wohnung zurückgekehrt war und nach Stunden tiefsten Schmerzes sich wieder gesammelt hatte,

eröffnete ihr Conradin den Wunsch des verstorbenen Vaters bezüglich der Uebersiedelung in seine alte Heimat. Gehorsam dem Befehle auch des todten Gatten fügte sie sich demselben, obwohl ihres Herzens Verlangen nach der Rückkehr in die schöne Landschaft stand, wo sie manche Jugendjahre bei ihrem gütigen Verwandten und Pathen Don Garcias verlebt hatte. Wohl errieth sie des Verstorbenen Beweggrund, den derselbe dem Sohne verschwiegen: das Zerwürfniß mit ihrer Familie, und mehr noch die große Gefahr, welche dem protestantischen Sohne in einem Lande drohte, dessen Geistlichkeit das Ketzerthum unerbittlich mit Feuer und Schwert verfolgte. Da die kältere Jahreszeit schon weit vorgerückt war und überdieß die Pestfälle in Mailand sich mehrten, beschloß Donna Isabel, die Reise nach Bünden baldigst anzutreten und beauftragte Conradin, in Begleitung von Johann, jenen Jonathan Abarbaneel aufzusuchen, auf welchen des jüdischen Banquiers in Madrid Wechselbrief lautete. Inzwischen wurden Maulthiere für die Reise bis Como gemiethet und die wenigen Habseligkeiten verpackt, welche man mitzunehmen gedachte.

Noch am nämlichen Tage begab sich Conradin in die Straße, in welcher der Jude wohnen sollte. Allein derselbe war verschwunden! Eine alte Frau öffnete die Thüre; als Johann nach dem Hebräer fragte, antwortete sie, derselbe müsse schon seit einigen Monaten verreist sein, wohin? wisse sie nicht, da sie nur Mietherin von dessen Wohnung geworden und er ihr ganz unbekannt gewesen. Auf ihre Frage, ob denn die Wechselstube geschlossen und keiner seiner Leute mehr anwesend, erfuhren sie zu ihrer noch größeren Bestürzung, es gehe allgemein die Rede, der Jude sei flüchtig geworden, doch wollen Andere wissen, das heilige Offizium habe ihn einkerkern lassen.

Wenig bessern Bescheid erhielten sie bei dem Wechsler, mit dem der Oberst in Verkehr zu stehen pflegte. Donna Isabel erschrack, als sie denselben vernahm. Wovon sollte sie, die an eine reichliche Lebensweise Gewöhnte mit den Ihrigen leben, wenn die geringe Summe, die sie noch besaß, aufgebracht sein würde? Pensionen wurden in jener Zeit an Offizierswittwen nur in Ausnahmsfällen aus persönlicher Huld der Fürsten bewilligt. Um eine solche zu erlangen, hätte sie die weite, kostspielige Reise nach Madrid unternehmen, und um sie regelmäßig zu beziehen, daselbst ihren Aufenthalt nehmen müssen.

Während sie am folgenden Tage kummer- und sorgenvoll mit Conradin und den Töchtern in ihrem Zimmer weilte, ließ sich Don Hernando, ihr Oheim, melden. Der überaus stolze Herr trat mit derselben ceremoniösen Steifheit vor sie hin, mit der er sich gestern ihr vorgestellt hatte. Sie erhob sich und machte ihm eine Verbeugung, indem sie seine Hand ergriff, um sie zu küssen. Er zog sie zurück.

„Nicht so, Donna Isabel!“ sprach er, nicht unfreundlich. Dann sich umwendend und auf Conradin weisend fragte er: „Wer ist dieser junge Mann?“

„Mein Sohn, Oheim Hernando.“

„Euer Sohn? Ich hörte nur von zwei Töchtern, die Ihr haben solltet. Das sind diese jungen Damen.“

„So ist's, gnädiger Herr! Dieser Knabe und sein älterer Bruder wurden vor bald fünfzehn Jahren, da sie bei ihren Großeltern im Lande der Grisonen lebten, von Zigeunern entführt, und erst vor wenigen Tagen ist Conradin in Mailand angelangt und hat sich seinem Vater an dessen letztem Lebenstage und nach dessen Tode auch mir entdeckt. Der Andere soll

unter fremdem Namen in Dienſten des Königs von Frankreich ſtehen."

„Iſt Dieſer hier Chriſt?"

Donna Iſabel erröthete aus Verlegenheit.

„Gnädiger Herr," ſagte ſie, er iſt in Deutſchland erzogen worden."

„Alſo wohl ein Ketzer. Junger Menſch, antwortet mir grade heraus! Seid Ihr ein Lutheraner?"

„Er ſpricht nur Deutſch, Herr Marquis. — Conradin, Se. Excellenz fragt dich, ob du ein Lutheraner ſeieſt."

Conradin bejahete, nicht ohne Verdruß über das befehlshaberiſche Auftreten des vornehmen Herrn gegenüber ſeiner Mutter und ihm.

„Dachte mir es," murmelte Don Hernando. „Heißet," fuhr er fort, „Alle hinausgehen, ich habe mit Euch zu reden."

Als ſie allein waren, begann der Oheim:

„Geſtern erfuhr ich, daß Ihr nach dem Tode des Gemahles hier angekommen ſeiet, aber bald wieder zu vereiſen gedenket. Da Ihr nun mit Euern Kindern allein ſtehet, hielt ich es als Euer Verwandter für angezeigt, von Euch zu erforſchen, was Ihr beginnen wollet, nachdem Ihr, wie ich erfahren, um die kleinen Erſparniſſe, welche Don Pedro angeſammelt, gekommen ſeid."

„Es war einer der letzten Befehle meines ſeligen Gatten, daß ich mit meinen Kindern in ſeine Heimat ziehen und dort leben ſolle. Und ſo gedenke ich zu thun."

„Und wovon wollet Ihr in jenem wilden und rauhen Gebirgslande leben? Hatte Don Pedro reiche Verwandte? Soviel uns bekannt worden, hat ſein Vater auch das kleine Gut, das

er besaß, verkaufen müssen und ist in Armuth gestorben. Oder sind etwa andere Verwandte vorhanden, die Euch aufnehmen würden?"

Donna Isabel seufzte und sah vor sich nieder.

„Ew. Excellenz," sprach sie, „sind gut unterrichtet; meine Söhne sind die einzigen männlichen Sprossen dieses alten Geschlechtes; und nahe Verwandte leben, soviel mir bekannt, keine mehr in seiner Heimat; entferntere mögen wohl vorhanden und mit Glücksgütern gesegnet sein. Wäre uns dies nun verlorene Capital von 6000 Filippi ausgezahlt worden, so würde dies hingereicht haben, um von dessen Zinsen in bescheidener Behaglichkeit zu leben."

„Bescheidener Behaglichkeit! Pscha! Eine Tochter des Hauses de Soto! Aber vernehmt, was ich Euch vorschlagen will: Ihr wisset, daß ich seit dem Tode meiner Gemahlin allein lebe, indem sie mich leider mit keinen Nachkommen beschenkt hat. Jetzt hat der Tod Euern Ehebund mit Don Pedro gelöst. Er war — ich will es gerne zugeben — ein sehr tüchtiger Offizier Sr. Majestät, aber er war ein Ketzer! Redet mir nicht drein, Isabel! Er war im Herzen ein Ketzer, obgleich er in die Messe ging und vor dem Hochwürdigsten das Kniee beugte. Ja, es wird sogar behauptet, nicht blos ein Ketzer, sondern selbst ein Heide sei er gewesen, denn er habe keinerlei Glauben gehabt."

„Ihr urtheilet sehr strenge, gnädiger Herr," sprach Donna Isabel, während Thränen über ihre Wangen flossen. „Was konnten Euere Späher über den Glauben meines Gemahles wissen? War er wirklich ein Ketzer, so betete er doch zu seinem Gott, und das sah ich selbst ihn oft thun. Und er war darum ein nicht weniger rechtschaffener, treuer Mensch und Gatte."

„Mag dem sein, wie ihm wolle. Genug — jetzt lebt er nicht mehr, und so lange er lebte, war jedes Band zwischen der Familie, der Ihr angehöret, und Euch gelöst. Es hängt jetzt von Euch ab, es wieder anzuknüpfen. Aber unter Einer Bedingung."

Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Ich gedenke," fuhr er fort, „Euch und Euere Töchter zu mir zu nehmen, als meine anerkannte Nichte und Großnichten. Ihr sollet alsdann die Honneurs meines Hauses zu machen haben. Sterbe ich, so erbt Ihr zu gleichen Theilen wie meine andern Neffen und Nichten. Aber merket wohl auf! Euern Sohn hier erkenne ich nicht an, und Ihr müsset ihn von Euch lassen, es sei denn, daß er seine Ketzerei abschwöre, und ehe ich weiß, welcher Religion Euer anderer Sohn angehört, existirt er für mich und für Euern Vater nicht. Wählet also!"

Donna Isabel bedeckte das liebliche Antlitz mit ihren Händen und strebte die heftige Bewegung, die ihrer sich bemächtigt, zu bemeistern.

„Euere Worte, Oheim, haben mich auf das Tiefste verwundet," sprach sie endlich, „Ihr habt niemals ein Kind besessen, sonst hättet Ihr niemals mir ein solches Ansinnen stellen können. Wisset, daß ich seit jenem Tage, da mir das Verschwinden meiner Knaben berichtet wurde, alle Tage inbrünstig die heilige Jungfrau und die Heiligen angerufen habe, die Söhne mir einst wieder zu schenken. Mein Gebet ist vor wenigen Tagen hinsichtlich des Jüngern erfüllt worden, und vom andern ward mir Kunde, daß er noch am Leben. Und nun kommt Ihr, Oheim, und verlanget, daß ich ihn wieder von mir stoße, vielleicht in tiefes Elend, in Entwürdigung und

Verderbniß, um damit mein und meiner Töchter Wohlleben, Ehre und Ansehen zu erkaufen. Nimmermehr, Herr!"

„Das ist Thorheit, Isabel!" sprach Don Hernando wider seinen Willen bewegt. „Vergesset nicht, Ihr habt zunächst Pflichten gegen Euere Eltern und Töchter. Sie haben Euch, so Ihr anders eine wahrhafte Christin seid, mehr zu gelten, als dieser ketzerische Sohn."

„Ich kenne meine Pflichten, Oheim! Wiewohl ich unserer heiligen Religion stets treu geblieben bin und treu bleiben werde, bezweifle ich doch, ob ein Eifer, welcher im Namen dieser nämlichen Religion das eben wiedergefundene Kind vom Mutterherzen reißen möchte, Gott angenehm sein könne."

„Schon dieser Zweifel ist Ketzerei, Nichte! Wisset Ihr, was der ehrwürdige Padre Sanchez in seinem berühmten Werke „de matrimonio" sagt: Eine Mutter, welche ein vom Gifte der Ketzerei angestecktes Kind an ihren Busen drückt, ist keine Christin und setzt sich der Gefahr aus, selbst der Strafe, welche die Kirche über Ketzerei verhängt, zu verfallen."

„Ich erkenne Euch, Oheim, nicht mehr. Wie, Ihr, der zwar stolze, aber gleichwohl gerechte und selbst wohldenkende Mann, als den ich Euch einst kannte, wiewohl auch Ihr Euch von mir abwandtet, seit ich Don Pedro meine Hand geschenkt: Ihr fordert nicht blos, daß ich mein eigen Fleisch und Blut verstoße, sondern scheinet sogar mich als Ketzerin denunciren zu wollen?"

„Ihr gehet zu weit, Nichte! Das habe ich nicht gesagt, und fern sei es von mir, dies zu thun. Ich bin kein Pfaffe oder Denunciant. Hütet Euch aber, daß nicht Andere es thun."

„Eben darum ist es meine Absicht, in Gehorsam gegen den Willen meines seligen Gemahls dies Land zu verlassen und

in seine Heimat zu ziehen. Auch dort sind ja Kirchen und Leute unseres allerheiligsten Glaubens."

„Ist das Euer unabänderlicher Entschluß, Isabel?"

„Mein unabänderlicher Entschluß, gnädiger Herr!"

„Dann — ich gedachte Euch mit uns wieder auszusöhnen. Aber Euere Verblendung, Euer Eigensinn machen es mir unmöglich. Meiner Fürsprache wäre es gelungen, jenen Familienbeschluß, der Euere Enterbung betrifft, aufzuheben. Ihr habt es anders gewollt. Zuerst stelltet Ihr Euere thörichte Liebe zu dem nun todten Manne, jetzt stellet Ihr Euern ketzerischen Sohn zwischen uns und Euch. Ihr werdet auch dies schwer zu bereuen haben und dieser Stunde gedenken, wenn äußerste Noth und Elend an Euere Thüre klopfen."

„Ich werde dieser Stunde gedenken, Oheim! Nicht um Euch zu fluchen, sondern in Dankbarkeit für Euer Wohlmeinen. Ich würde mich hoch beglückt fühlen, könnte ich mit meinem Vater, meinen Geschwistern und mit Euch insgesammt durch das Band der Versöhnung wieder vereinigt werden, aber meinen wiedergefundenen Sohn kann ich diesem Glücke nicht aufopfern!"

Schmerzlich bewegt und feuchten Auges reichte sie dem Oheim die Hand, der hochaufgerichteten Hauptes und wortlos das Zimmer verließ.

Aber am späten Abend des folgenden Tages, da die Familie eben zur Ruhe gehen wollte, um in der Morgenfrühe Mailand zu verlassen, brachte ein Schreiber jenes Wechslers, bei welchem Conradin sich Raths erholt, einen Beutel mit fünfhundert und etlichen Pistolen, welche Don Pedro bei seiner Ankunft in Mailand bei ihm auf Zinsen angelegt haben sollte. Das Begleitschreiben des Wechslers besagte, da Conradin und

Johann so rasch sich entfernt und die Summe nicht abgefordert, sei Jenem nicht mehr möglich gewesen, ihn über die Verfügung bezüglich der Anlage zu befragen. Jetzt, vernehmend, daß Donna Isabel auf der Abreise begriffen, beeile er sich, ihr das Kapital nebst Zins seit Augustmonat zu senden. Donna Isabel lächelte schmerzlich, indem sie den Empfangschein unterzeichnete. Sie begriff, daß diese Summe ein Almosen ihres stolzen aber mitleidigen Oheims sei.

Sechszehntes Capitel.

An der Splügenstraße.

Am letzten Tage des November-Monats finden wir Donna Isabel und die Ihrigen nebst Johann auf der Reise.

In Como hatten sie die Maulthiere zurückgesandt und für sich und ihr Gepäck am Abend in Colico, das im Gegensatze zu Domaso, wo viele Reisende zu rasten pflegten, von der Pest noch nicht befallen war, ein Schiff gemiethet. Hier galt es, über die einzuschlagende Route, ob durch das Veltlin und über Tirano oder über Chiavenna und den Splügen, einen Entschluß zu fassen und vor allem Pferde zu miethen oder zu kaufen. In der elenden Herberge, in welcher sie Unterkunft gefunden, der einzigen des damals ganz unbedeutenden Dorfes, berieth Donna Isabel mit Conradin, was zu thun sei; aber Letzterer hatte zwar vor etwas mehr als einer Woche die Reise über den Splügen, freilich als Fußwanderer, gemacht und wußte seiner Mutter nicht

eben viel Tröstliches über die Annehmlichkeit des Wanderns neben furchtbaren Abgründen hin zu melden; die Bernina-Route war ihm völlig unbekannt. Aber schon seit einiger Zeit weilten seine Augen auf einem riesigen Manne mit fast weißem, lang herabfallendem Barte, den der Schlägel im Gürtel, das steinfarbene Wams, die gemsledernen Hosen und der breite Hut als Säumer kennzeichneten. Immer gewisser wurde Conradin, trotz des in der Küche herrschenden Zwielichtes, daß er diesen Mann gesehen und zwar vor kurzer Zeit. „Könnte ich nur des Mannes Züge deutlicher erkennen," dachte er. Aber auch der Säumer, der mit seinem Knechte auf einer Bank unweit der Thüre saß, hatte mehrere Male seine Blicke forschend auf die jugendlich-schönen Züge des in tiefe Trauerkleidung gehüllten Fremdlings gerichtet und bald ihn, bald die Frauen forschend betrachtet. Von der Berathung zwischen Conradin und Donna Isabel war ihm kein Wort entgangen.

Jetzt trat er hervor und sich an Conradin wendend sprach er: „Mit Verlaub, junger Herr, vermeine Euch vor wenig Zeit in Bünden gesehen zu haben."

„Und so vermeine auch ich," antwortete de Saß. „Und jetzt, da ich Euere volle Gestalt und Euer Antlitz sehe, erkenne ich Euch alsobald. Wir sind schon zweimal und das jedesmal in Herbergen zusammengetroffen, und jetzt ist es das dritte Mal. Und war das erste Mal vor etlichen Monden im hohen Gebirg, wo man aus Engadin nach Davos hinübergeht, in einer einsamen Herberge —"

„Zum Dürrenboden, junger Herr, und das zweite Mal bei Zunftmeister Valtin Gerster im Waldhaus. Und Ihr seid der Junker de Saß. So ist's. Was ist's, daß Ihr in „Trauerhäß" einhergehet?"

Conradin berichtete ihm und nannte ihm Donna Isabel und die Mädchen als Mutter und Schwestern. Er fügte hinzu, Peter Gruber werde ihm sicher guten Rath bezüglich der Wahl der einzuschlagenden Reiseroute zu ertheilen vermögen.

„So habt Ihr also Euern Vater gefunden, nur um ihn sogleich zu verlieren, aber jetzt irret Ihr nicht mehr als Waisenkind in der Welt umher. Da habt Ihr ja Mutter und Schwestern," sprach Gruber theilnehmend. „Was aber Euer Anliegen, belangend den Weg, den Ihr nehmen sollt, ist, da vermag Euch meines Bedünkens, Niemand besser zu rathen als ich, sintemal ich seit vierzig Jahren aus Bündenland gen Veltlin reite. Ihr müsset über Splügen und nicht über Bernina reiten, denn im Veltlin liegt mehr denn die Hälfte des Volks in den Gräbern oder krank darnieder und Bernina ist, zumal in jetziger Jahreszeit, für Weibsleute nicht wandelbar. Ist zwar nicht ohne, daß auch in Cläfen gar viel Volks wegstirbt, aber Ihr braucht dort nicht zu rasten und könnet noch selbigen Tags bis Isola reiten, das ganz gesund blieben."

„Wir ermangeln aber der Rosse oder Mäuler für uns und unsere Roba (Gepäck)," sprach Conradin. „Hab's vorher wohl vernommen, da Ihr mit Euerer Mutter Rathes pfloget. Es trifft sich gar glücklich, daß der Hans Tschenoy, der Säumer am Storchenbrunnen in Chur heut' mit einer vornehmen Herrschaft, so gen Mailand reist, ankommen ist und morgen heimfahren will. Weil er aber vernommen, daß ich hier mit einem Staab von zwölf Rossen, und der Wirth wenig Stallaz hat, ist er nach Verceja zurück, so nicht weit von da. Wenn Ihr einem Büblein eine Parpajola gebt, so läuft es Euch gen Verceja und bestellet den Hans oder seinen Knecht hieher, wann er seine Herrschaft in das Schiff gethan. Heut' bin ich hier

mit Laden von Reis und Wein fertig worden und reite morgen auch gen Chur."

Mit Freuden wurde des Säumers Rath befolgt, und nach einer in Folge des zahllosen Ungeziefers, welches die Herberge unsicher machte, schlaflosen Nacht bestiegen Donna Isabel und die Ihrigen des Churer Säumers Rosse, deren Zahl für die Reisenden und ihr Gepäck gerade ausreichte. Gruber hatte zuerst vorsorglich bei Tschenoy geforscht, ob die Herrschaft, die er hergebracht, aus gesunden Orten gekommen, ob er auf der Herreise nirgends in „kranken Häusern" gerastet, ob in seinem eigenen Hause zu Chur Alles noch gesund, und da er auf alle diese Fragen von seinem Collegen befriedigende Antworten erhalten, die Benutzung von Tschenoy's Sätteln gutheißen zu sollen geglaubt. Und nun befanden sie sich auf der Heerstraße unweit Fort Fuentes, von demselben durch die Adda und einen Streifen Landes getrennt. Auf den Festungswällen sahen sie die Schildwachen auf und ab gehen, einige Soldaten standen vor dem Thore. Peter Gruber, neben Conradin reitend, wies auf die düstere Feste hin und erinnerte ihn an seine Erzählung in der Herberge am Dürrenboden, von jener Oktobernacht vor sieben Jahren, da er mit Dietegen und den wackern Bergeller Jünglingen die schöne Ottavia, die der Niederländer Jan von der Feste bis Verceja getragen, den Klauen des Inquisitors entrissen und die anfänglich fast Sterbende in einem Eilmarsche bei Sturm und Schneewetter über die Bündner Grenze geflüchtet.

„Und wie ist es damals den Spaniolen ergangen, da sie im Schneesturm den Passo hinabstiegen?" fragte Conradin.

„Ei, besser, als wir vermeinten," erwiderte Gruber. „Diese waren zumeist alte, versuchte Soldaten, die etwas erleiden

mochten, und hat der Offizier nicht mehr denn zehn oder zwölf Leute auf dem Berg verloren, so im Schneegewirbel und der Nacht sich verloren haben und in das Steinwerk und die Klüfte hinabgestürzt sind, allwo man sie im Lenzen gefunden. Die andern sind halb erfroren gen Madesimo und folgenden Tages unter großer Strapazz und Gefahr zuerst gen Cläfen und dann in die Veste zurückkommen. So hat mir etliche Jahr nachher der Wirth in Verceja erzählt."

„Und der Jan, des Grafen von Fuentes Leibdiener?"

„Der hat zuerst unter dem Hauptmann Dietegen in Frankreich gedient, auch als dessen Diener, und ist dann gen Antwerpen, von wo er gebürtig, heimgekehrt, allwo er einen Weinschank hält. — Doch nun, mit Verlaub, wo gedenkt Ihr Euch in Bünden mit Mutter und Schwester zu setzen?"

Conradin gab Bescheid. Der Säumer schüttelte den Kopf.

„Nach dem Kloster wollet Ihr und von dort Euere Ahne, die Frau Mona, nach Engadin roben? Euere Ahne muß jetzt in den Achtzigen sein, Junker, und möchte die Strapazz der Reise über Flüela bei jetziger Jahreszeit nicht aushalten. So mein Rath, als eines wohlerfahrenen Mannes, der unser Land schier aller Enden auskennt, Euch etwas werth ist, so lasset es Euch gefallen, diesen Winter über in Davos zu bleiben. Es stehen dort etliche ganz neue Häuser der Buolen und Sprecheren, deren Etliche in Frankreich und anderswo Compagnien haben, leer. Da ist zum Exempel des Obersten Hans neues Haus an den Horlauben.

„Weiß wohl," antwortete Conradin, „hab' ja etwas Zeit bei ihm Dienste gethan.

„Hab's vernommen. Der ist ein trefflicher Bundsmann und Herr, obwohl dann und wann ein Kleines streng drein-

fahrend und hitzig. Bei uns im Bund der 8 Gerichte sagt man, was der Doktor Fort nicht mit Geschrift, darinnen er ein Meister, und was der Enderle (Andreas) nicht mit der Zunge, das mache der Hans mit der Faust. Sind alle drei leibliche Brüder und Söhne des weisen Ritters Fluri, so an der Alberti sein Haus gehabt."

Doch nun machte die Enge der Straße längs dem Laghetto die Fortsetzung des Gespräches unmöglich. Mit größter Vorsicht bewegte der lange Zug sich auf dem gefährlichen Wege vorwärts. Die Damen hatten absteigen wollen, aber Gruber warnte ernstlich davor, da sie leicht vom Schwindel erfaßt werden und in die Tiefe stürzen könnten, während die Rosse solcher Straßen gewohnt und durchaus zuverlässig seien. Gruber's Leitpferd blieb von Zeit zu Zeit, wo ein längerer Anstieg sich fand, stehen und gab dadurch der ganzen Caravane das Zeichen zum Anhalten; dann verstummte einen Moment das harmonische Geläute der Glocken, welche jedes der Rosse trug. Ein ermunternder Zuruf Gruber's setzte dann wieder das Leitroß in Bewegung. Donna Isabel und ihre Töchter, und selbst Conradin und Johann schauderten, wenn der Pfad bisweilen so schmal wurde, daß eben nur Platz für den Leib der Rosse zwischen der Felswand und dem Abgrunde blieb, und das linke Bein der Reiter schon über dem letzteren zu schweben schien. Sie dankten daher Gott, als endlich Novate in Sicht kam, wo Halt gemacht und Erfrischungen genommen wurden. Von hier aus ward der Weg breiter, der See trat hinter Riva vollends zurück. Die Straße zog sich von letzterem Orte ganz in der Ebene, längs der Mära. Der berüchtigte Wirth in Riva befand sich glücklicherweise nicht daheim, als die Caravane den Ort passirte; Gruber, der sonst denselben bei Tag vermied, und vielleicht

auch seine Begleitung entging dadurch nicht blos Unannehmlichkeiten, sondern selbst wirklicher Lebensgefahr, da der rachsüchtige Mann ihm den Tod geschworen hatte.

In Mese wurde bei Gruber's altem Freunde, Antonio della Scala, Mittagrast gehalten. Hier war die Pest bei weitem noch nicht mit solcher Heftigkeit aufgetreten wie in Cläfen, doch erfuhr Peter, daß auch Mese schon eine Anzahl seiner Bewohner verloren habe. Aus des Säumers Pathenkinde war seit jenem Abend (vor 11 Jahren) ein hübscher Bursche geworden, welcher seinem Vater in der Wirthschaft flink an die Hand ging und auch heute die Gäste bedienen half.

Während diese in der hellen und sauberen Hinterstube, dem Wohnzimmer Antonio's, ihr Mittagsmahl einnahmen, saßen die beiden Säumer und ihre Knechte bei dem Wirth in dessen Küche und ließen sich dessen Erfrischungen wohl schmecken.

„Auch du hast böse Zeiten durchgemacht, Antonio," sprach Peter.

„Böse Zeit, und sie dauert noch immer fort; seit Plurs zerstört worden, hat aller Verdienst schier aufgehört, denn der dortigen Herren Seidenspinnerei und Lavezzi brachten gar viel Geld auch in unseren Ort. Dazu von Anno 20 an unaufhörliches Durchmarschiren bald der Signori Griggioni bald der Spaniolen und Leopoldischen, und von Anno 24 bis 26 auch der Franzosen. Mehr denn zehnmal ist mein Keller geleert und mein Kramladen geplündert worden, doch haben die Soldaten jedesmal immer weniger zu trinken und zu stehlen gefunden, weil ich bald kluger geworden, nur immer geringen Vorrath angeschafft. Dennoch würd' ich zuletzt wohl zum Bettelstab haben greifen müssen, wie hunderte meines Berufs gethan, wenn ich mein baares vorher erspartes Geld nicht bei Zeiten in Sicher-

heit gebracht und bei einem redlichen Herrn im Rheinwald, dem Vicari von Schorsch, angelegt hätte, der mir von Zeit zu Zeit, soviel ich bedarf, zukommen läßt."

„Kenne ihn wohl," sprach Gruber, „hab' Dir ja selbst dann und wann ein Säcklein mit Thalern von ihm gebracht."

„Das ist aber Alles noch nicht das Schlimmste," fuhr della Scala fort. „Aber daß wir Reformirten in Mese, die wir hier doch noch immer die Mehrzahl bilden, kein eigenes Gotteshaus haben, keinen eigenen Pfarrer mehr halten dürfen, daß wir unsere Kinder vom Curato müssen taufen und unterrichten, unsere Todten von ihm begraben lassen — das ist das Schlimmste."

„Gott wird es dir vergelten, Antonio; daß du an unserem Glauben festhältst und es nicht machst wie so viel Andere, die den Mantel nach dem Winde hängen und zeitlichen Genusses wegen übergetreten sind. Weißt wohl, daß ich besonders etliche vornehme Herren im Veltlin und in Cläfen meine, denn von den armen Fittajuoli (Lehnsleuten) die nicht lesen können und kaum das tägliche Brod erschwingen und seit fast zehn Jahren ohne Predigt und Seelsorge geblieben, ist Beständigkeit im Glauben nicht wohl zu erwarten.

„Und dennoch," erwiderte Antonio, „haben wir Derer hier eine Anzahl, die heimlich zusammen kommen und sich aus Gottes Wort erbauen, hier und selbst in Novâ, Riva und sogar in Verceja, so nahe bei der Veste. Von Zeit zu Zeit, abwechselnd, gehen wir dann ins Bergell hinauf zur Predigt, und ich könnte dir hier gar manche Kinder nennen, die, selbst im Winter, bei Nacht gen Bondo getragen worden sind, um zum zweiten Male, nämlich auf den reformirten Glauben getauft zu werden. Das wissen übrigens manche unserer Katholiken,

und selbst dem Curato ist es nicht verborgen geblieben; aber weil wir zur Zeit, da wir hier in großer Mehrzahl waren, gute Freundschaft mit unsern katholischen Mitbürgern gehalten und weil der Curato, ein guter alter Herr aus Cläfen, ein Auge zudrückt, legen sie uns keine Hindernisse in den Weg."

Bald bestiegen die Reisenden wieder ihre Pferde und erreichten am Abend Isola, wo damals sich zwei bessere Herbergen befanden als in Campodolcino, denn dort, am Fuße des Schluchtweges, durch den ihrer Lawinen und Abgründe wegen berüchtigten Cardinell pflegten die Reisenden Einkehr zu halten. Die bessere der zwei Herbergen, ein großes steinernes Haus mit einem Thürmchen versehen, weniger der Zierde wegen, als um dem Wanderer, der bei hohem Schnee den Ort betrat, das Gasthaus zu bezeichnen, nahm die Reisenden auf und bewirthete sie, auch für sehr bescheidene Ansprüche kümmerlich genug. Der gefürchtete Cardinell ward am folgenden Morgen zu guter Stunde bei zwar bewölktem Himmel ohne Unfall zurückgelegt, weil auf dieser Südseite noch nicht viel neuer Schnee auf den Bergen, welche den Paß überragen, sich angesammelt hatte. So gelangten sie zu dem Zufluchtshause auf der Paßhöhe des Splügen. Es war thurmartig gebaut mit sehr festen dicken Mauern, aber auffallend kleinen Fenstern, und enthielt zu ebener Erde einen geräumigen Stall für des Wirthes Vieh und für wenigstens zwölf bis sechszehn Pferde. Zum obern Theil stieg man auf einer schmalen Treppe hinauf. Hier befanden sich außer des Wirthes Wohnung noch zwei sehr primitiv möblirte Stuben mit etlichen Betten und riesigen Oefen, welche fast die Hälfte der Räume einnahmen. Im Dache befand sich ein Thürmchen mit einer Glocke, die der Hospizwirth bei Schneesturm oder Nebel in kurzen Pausen zu

läuten hatte, um verirrte Wanderer auf den richtigen Weg zu leiten. Wie manchen bis zum Tode ermüdeten Reisenden hatte diese Glocke zur letzten Anstrengung ermuntert, wie Mancher, der sein Leben schon verloren geglaubt, sie mit Jubel begrüßt, während sie Andern, die ihren Klang zwar noch vernahmen, ohne den letzten Rest von Kraft aufbieten zu können, der sie in den sichern Port gebracht hätte, zur Sterbeglocke geworden!

„Hier rasten wir eine Stunde," sprach Gruber zu Donna Isabel. „Die warme Stube wird Euch und den beiden Jüngferli wohlthun bei dieser Kälte."

„Bin der Kälte nicht ganz ungewohnt, guter Mann, „antwortete sie freundlich. „In den Niederlanden und zu Köln sind die Winter streng."

Während sie und die jungen Damen das fremdartige Gebäude betrachteten und einander auf die gewaltigen Mauern und winzigen Fensterchen aufmerksam machten, trat die Wirthin, wie ihr Gatte aus dem Rheinwald gebürtig, auf sie zu und hieß sie mit derbem Handschlag freundlich willkommen.

„Laßt Euch, Frau und Jungfrauen," sprach sie, „unsere Bratwürste schmecken. Wir haben gestern s. v. Schweinlein gemetzget. Kommt nur herauf. Ist das Euer Sohn? Er gleicht Euch ja wie Gückeli der Henne! Ein liebartiger Bursch!"

„Was sagt sie?" fragte Donna Isabel, die von der mittelalterlichen deutschen Sprache, welche damals noch im Rheinwald geredet wurde, fast kein Wort verstanden hatte.

„Ich glaube," antwortete Conradin leise und lächelnd, „die gute Frau ladet uns zu ihren Bratwürsten ein."

„Wohl! Diese scharfe Bergluft hat mir ungewohnten Appetit gemacht. Gehen wir hinauf."

Es war in jenen Zeiten nichts Seltenes, daß sogar Wirthe

die Reisenden, welche bei ihnen Einkehr hielten, bei besondern Anlässen, wie Familienfesten ernster und freudiger Art, wenigstens bezüglich der Speisen frei hielten. Zu den Ereignissen der letzern Gattung gehörten dann auch besonders die „Metzgeten", zu denen nicht blos fast die ganze Dorfbewohnerschaft, sondern auch Durchpassirende geladen wurden. Dem Pfarrer und dem Lehrer, wo ein solcher vorhanden, sandte man eine volle Schüssel mit Fleisch und Würsten ins Haus. Namentlich auf entlegenenen Höfen, in Bergwirthshäusern ward Fremden gegenüber reichliche Gastfreundschaft bei solchen gemüthlichen kleinen Familienfesten geübt.

Im Gespräche mit den braven Wirthsleuten erfuhr Conradin, daß sie mit ihren zwei halberwachsenen Söhnen und einer Tochter nebst zwei Knechten nun schon seit zwölf Jahren das Hospiz bewohnten, das der Landschaft Rheinwald gehörte und für das ziemlich ausgedehnte Wies- und Weideland, welches ebenfalls Eigenthum der Landschaft war, einen mäßigen Zins zahlten.

„Im Winter" meinte Josefa, eine der Schwestern Conradins, in italienischer Sprache, „habt Ihr es wohl recht langweilig hier oben und furchtbar kalt dazu?"

„Ja," antwortete der Wirth lachend, „was die Kälte betrifft, da habt Ihr wohl Recht, nämlich nach Neujahr; denn vorher, wenn die Sonne recht klar vom Himmel herabscheint, meint man bisweilen eines Rockes entbehren zu können. Sonst aber giebt's der strengen Arbeit mehr als genug, sobald Schneegestöber eingetreten sind. So lange Nebel oder der Schneefall, insbesondere wenn Sturm damit verbunden ist, andauert, muß immer Eins von uns abwechselnd die Glocke läuten, wegen der Reisenden, die sich im Berg befinden könnten, während ich

und der Knecht bereit sind um Hülfe Rufenden beizustehen. Das dauert so oft etliche Tage und Nächte. Ist es dann wieder heiter Wetter worden, ziehen wir — ich meine mich, meine Tochter und den Knecht — mit etlichen Ochsen aus, die in den Schnee, wo die Bahn längs den Stangen hinlaufen soll, hinein getrieben werden, um das Dickste des Schnee's niederzutreten, worauf wir dann mit den Schaufeln nachhelfen. Das nennt man ruttnen."

Der Wirth fuhr fort: „Uns liegt ob, zu ruttnen vom Hospiz bis da, wo man zum Cardinell hinabsteigt; seht dort links, wo eine kleine Hütte ist, denn dort fallt die Grenze der Landschaft ein, und gen Splügen hinab, etwa eine halbe Stunde weit. Bis dort müssen die Gemeinden herwärts, also Medels, Splügen und Sufers ruttnen. Das giebt gar oft schwere Arbeit, so daß, wenn wir einen ganzen Tag lang geschaufelt haben, und Abends todtmüde heimkehren, wir doch nicht einmal die halbe Stunde Wegs freie Bahn gemacht haben. Kommt dann — viele Male geschieht das — am zweiten, dritten Tag wieder Schneefall, dann muß die Arbeit von Neuem begonnen werden. Es ist ein hartes Leben und voll Gefahr des Lebens, denn nicht selten trifft es uns, für Säumer und Fuhrleut oder Reisende bis gegen Isola ruttnen zu müssen, weil die S. Jakobsthaler ein gar groß' Gebiet von sechs Stunden Länge Bahn zu schlagen haben und den Cardinell hinauf mit Aufbieten vieler Mannschaft kaum fertig werden. Aber doch sind wir gern hier oben, gelt' Frau?"

Des Wirthes Frau bejahete und fügte hinzu: „Ihr solltet einmal im Sommer über den Berg reiten. Da ist es schön! Alles weit und breit so frohes, großes Wiesland mit tausend und tausend rothen, gelben und blauen Blümlein. Dann, wenn

die Zeit der Heuernte, ist da ein kostbarer Duft auf dem ganzen Berg von dem frischen Heu, daß es einem fast zu viel wird. Dann sieht man bis an die dreißig, vierzig Männer und Weiber aus dem S. Jakobsthal über den weiten Boden verstreut mit Mähen und Rechen. Denn wir allein möchten die große Arbeit nicht gewältigen, die rasch gethan werden muß. Auch ist die Luft hier überaus heilsam und kräftig. Freilich lang dauert die warme, schöne Zeit nicht, vom Brachmonat bis Herbstmond; dann beginnt es kalt zu werden und meistentheils in der ersten Hälfte Oktobers schneit es ein. In diesem Jahr hat es auf der Cläfner Seite gar lang verzogen, aber auf der Splügner Seite des Bergs werdet Ihr viel mehr Schnee finden."

„Ereignet es sich," fragte Donna Isabel, „oft, daß Reisende in der Winterszeit auf dem Splügen um's Leben kommen."

„Auf der Rheinwaldseite selten," antwortete die Wirthin, „aber alle Jahre auf der andern Seite, zumeist im Cardinell, durch Lawinen oder daß sie vor Kälte und Müdigkeit verschmachten. Bald sind es, besonders im Lenz, Maurersleute, die in's Bündnerland um Arbeit gehen, bald Soldaten, die von Mailand heimkehren, oder sonst ärmeres Volk aus Bünden, das im Spätherbst in die Heimat zieht; zuweilen auch Säumer oder Ruttner aus dem S. Jakobsthal. Aber mein Mann und die Knechte haben verschiedene Male auch vornehmes Volk todt mit heimgebracht. Da ist vor acht Jahren — ja, es sind jetzt etwas mehr als acht Jahre — denn es war Ausgangs Weinmonat, acht Tage nach S. Gallus, einmal ein so entsetzlicher Schneesturm eingefallen, wie wir ihn vorher noch nie erlebt hatten. Um Mittag hat es angefangen und am Abend ist der Schnee schon etliche Schuh hoch gelegen. Da sagt mein Mann zu mir: „Wenn jetzt nur keine Reisende im Berg sind! Will

doch schauen, ob ich keine entdecken mag." — Die Anna, unsere Tochter da, war schon seit etlichen Stunden oben im Thürmchen und zog fleißig die Glocke. Da bat ich ihn, wenn er gehe, um Gottes Willen den einen Knecht mitzunehmen, und wenn es anginge, solle er eine Laterne in den Thurm hängen, damit die Wanderer, wenn sie auch die Glocke vor dem Brausen des Sturmes nicht hören, doch das Licht sehen, sich freuen und zurechtfinden möchten. Das that er auch. Wie sie dann selbzweit das Haus verlassen, löscht ihnen alsbald der Sturm die Laternen aus und hätte sie zu Boden geworfen, wo sie sich nicht aneinander gehalten. Darauf kamen sie zurück, die Laternen wieder anzuzünden; aber auch zum zweiten Mal hat der Wind sie ausgeblasen. Dann sagt mein Mann zum Christian, dem Knecht: „Nun nützt es nichts mehr, Licht zu nehmen; aber warten wir hier ein wenig, ob wir keinen Ruf vernehmen." Derweilen sind sie ein wenig vorwärs gegangen, nicht hundert Schritte vom Haus, und von Zeit zu Zeit still gestanden, zu horchen. Dann aber, da der Sturm nicht nachgelassen und das Gestöber immer ärger worden, haben sie umkehren müssen und ging ihnen der Schnee schon bis an die Brust. Weil sie sich etliche Male umgedreht hatten, verloren sie die Richtung, und — Gott weiß, ob sie selber nicht im Schnee umkommen wären, trotz der Glocke, deren Laut aber vom Sturm gänzlich verschlungen worden, wenn die Anna nicht die Laterne im Thurm gäb, wie oft sie verlöschte, immer wieder angezündet hätte. So kamen sie mit Gottes Hülfe wieder herein und hatten sie zu der kurzen Reis' und zurück mehr denn eine Stunde gebraucht. Weil wir nun sahen, daß es unmöglich sei, dem Wetter zu widerstehen, blieben die Männer daheim. — Folgenden Tags hatte das Unwetter aufgehört, und wie es dann zu geschehen

pflegt, war es heiter, aber bitterlich kalt geworden. Da zogen mein Mann und der eine Knecht wieder aus und diesmal kamen sie weiter, weil der Schnee hart gefroren war. Auf die Rheinwalder Seite schickte er den andern Knecht. Und wie sie nahe bei der ersten Kehre im Cardinell sind, finden sie zuerst einen Arm und das Oberste von einem Kopf, und gleich daneben streckt noch ein Arm sich heraus, aber ein Kopf war nicht zu sehen. Gerechter Gott! Die waren gänzlich eingeschneit worden und erstickt oder verschmachtet. Und wie sie die Beiden herausgeschaufelt hatten, zeigte sich, daß es zwei Rheinwalder waren, die in Cläfen ein Eisenwaarengeschäft hatten. Die legten sie mit Betrübniß auf den Schnee und gingen weiter. Da ist eine Stelle auf der Straße, wo der überhangende Fels eine Art Höhle bildet, dort war des Schnee's viel weniger als ringsum. Da lagen, eng verschlungen, ein Manns- und ein Frauenbild, Beide todt, aber noch im Tod von großer Schönheit. Sie trugen herrschaftliche Kleidung von kostbaren Stoffen, güldene Ketten und Beider Trauringe waren ganz gleich gearbeitet, aber ohne Zeichen und Buchstaben. Nur ihr Leinzeug trug eine Krone, so nachher der Vicari Schorsch in Splügen als eine Grafenkrone erkannte. Kein Geschrift, kein Brief gab Kunde, wer sie gewesen. — Die beiden Männer sind dann nachher mit etlichen Ruttnern von Isola zusammengetroffen, die ihnen berichtet, daß sie weiter unten noch etliche Erfrorene gefunden, die von Cläfen sein möchten; Andere aber, welche am Leben geblieben, habe man in Isola aufgenommen, wo sie jetzt Wartung und Ruhe finden, deren sie in ihrem erbärmlichen Zustand gar sehr bedürftig. Es möchten weiter unten in Campodolcino und an anderen Orten noch mehr Unglückliche liegen. Denn am gestrigen Tage sei der Graf Serbelloni mit seiner

Armada in Cläfen eingerückt, worauf alle Bündner und Reformirten theils ins Bergell, theils ins S. Jakobsthal entflohen, um sich zu salviren. Und weil Einige von des Serbelloni Regimentern Die, welche gegen den Splügen zu gezogen, ebenso wie Diejenigen verfolgt, welche in das Bergell hinauf geflohen, sind die armen Leute bei dem fürchterlichen Schneesturm immer weiter marschirt, wobei viele Frauen und Kinder, die zurückbleiben mußten, ihr Leben verloren haben. In derselben Nacht sind auch in Bergell eine Menge Flüchtlinge, theils aus der Grafschaft, theils aus dem Bergell selber, elendiglich erfroren."

„Und hat man," fragte Conradin schaudernd, während Donna Isabel ihr Gesicht verhüllte, „niemals Kunde bekommen; wer die beiden Gräflichen gewesen?"

„Niemals!" antwortete die Wirthin. „Es soll zwar, wie man hernach erfahren, ein vornehmer Herr aus Welschland mit seiner Frau in Cläfen sich aufgehalten haben, etliche Tage bevor der Serbellon dort eingezogen. Weil aber die Herberge, wo Jene gewohnt, gänzlich ausgeplündert worden, hat man keine Zeichen ihres Herkommens entdecken können. Daß sie aber Evangelische gewesen, erscheint sich daraus, daß sie weder Kreuz noch Rosenkranz auf sich getragen. Sie sind dann von meinem Mann und dem einen Knecht mit sammt den Rheinwaldnern nach Splügen gebracht und dort in Einem Grab bestattet worden. Ihren Schmuck bewahrt noch immer die Obrigkeit des Rheinwald." —

Die Wirthin ahnte nicht, aus welcher Ursache die schöne Frau so schmerzlich bewegt schien. Es war theils Mitleid, theils auch die Erinnerung an ihren verstorbenen Gemahl: Hatte doch derselbe nach jenem Verheerungszuge Serbellons, den auch er mitmachen müssen, nach Como, wo sie damals

weilte, zurückgekehrt, mit tiefster Entrüstung ihr die schrecklichen Scenen geschildert, deren Augenzeuge er in jenen Tagen geworden und die er umsonst zu verhindern sich bemüht hatte. Damals und wieder im folgenden Jahre, da er unter des Wütherichs Baldiron Befehl stehend, den Prätigauerkrieg mitgemacht und unweit Chur war gefangen genommen worden, hatte er nach seiner Auslösung den Dienst quittiren wollen, um fortan nicht mehr gegen seine Landsleute kämpfen zu müssen, aber auf ihr inständiges Bitten und aus Rücksicht für die Existenz seiner Familie sein Vorhaben aufgegeben, sich aber nach Spanien versetzen lassen, obgleich er dadurch auf raschere Beförderung verzichtete. Als sie jetzt die erschütternde Erzählung der Wirthin gehört, war ihr mit furchtbarer Deutlichkeit die Größe der Verschuldung, die ihr König und dessen Regierung durch die rücksichtslose Bekriegung eines armen Hirtenvolkes auf sich geladen, klar geworden, und alle Gründe, welche sie als Katholikin zur Rechtfertigung, ja auch nur zur Entschuldigung solchen Frevels einst aufgeboten hatte, ließen sie heute im Stich. Denn auch diese schlichten Bauern, deren Dörfer zerstört und welche die brutale Soldateska bis auf die höchsten Gebirgspässe verfolgt, hatten ja nicht blos für ihre Freiheit, für ihren Herd, sondern auch für ihre Religion gekämpft, und so verdammungswürdig, als dieselbe von der fanatischen Geistlichkeit ihres Heimatlandes geschildert wurde, konnte dieselbe nicht sein. Das hatte sie aus der sittlichen Führung ihres Gemahls längst errathen. Das sah sie jetzt täglich an der kindlichen Unschuld und dem Gehorsam, der ernsten Gesinnung und der innigen Frömmigkeit ihres Sohnes.

Aus den schweren Gedanken, in welche Donna Isabel sich versenkt hatte, weckte sie die Mahnung Peter Grubers.

„Die Stunde, edle Frau, die wir hier zu verweilen gedachten," sprach er, „ist längst verstrichen. Schon ist es Mittag und Zeit aufzubrechen. Wissen wir doch nicht, wie das Wetter am Nachmittag sein wird."

So brach die Gesellschaft denn auf unter freundlichsten Wünschen Seitens der guten Wirthsleute, welche sich ernstlich weigerten, mehr als den Wein und das Heu für die Pferde sich bezahlen zu lassen. Eine bedeutende Strecke weit geleiteten sie sogar die Reisenden, welche ohne erhebliche Abenteuer, aber tüchtig von der Kälte geschüttelt, gegen Abend im Dorfe Splügen einritten.

Drittes Buch.

Siebenzehntes Capitel.

Heinz und Conradin. — Der Kehraus der Pest.

Beinahe zwei Jahre sind seit den Ereignissen verstrichen, welche wir in den vorigen Kapiteln erzählt haben. Die furchtbare Krankheit war weder in Chur noch in Bünden überhaupt erloschen; vielmehr wüthete sie jetzt in Gegenden, welche bisher verschont geblieben waren, so besonders in Puschlav, im Oberland, auf der rechten Rheinseite des Domleschg, wo schon im vorhergehenden Jahre eine entsetzliche Sterblichkeit geherrscht hatte. Hier wurden die Gottesdienste vierzehn Monate hindurch nicht mehr in den Kirchen (aus Furcht vor ansteckender Berührung), sondern im Freien gehalten, und da die Friedhöfe sehr bald für die Aufnahme aller Verstorbenen nicht mehr Raum boten — in Scharans z. B. starben zwei Drittheile aller Einwohner —, so wurden die Aecker und Wiesen aller Dörfer in Gottesäcker verwandelt. Von der österreichischen Besatzung in der Schanze zu Fürstenau starb weit mehr als die Hälfte der Leute und diese erhielt ihren besondern Begräbnißplatz in einer Wiese bei der Kirche zu S. Agten.

Puschlav verlor beinahe die Hälfte seiner Bevölkerung, und auch hier starben etliche kleinere Ortschaften, wie Alto und Viano, gänzlich aus. Der Wanderer, der vom Bernina in das schöne Thal des Poschiavino hinabsteigt, gewahrt im Vorbeigehen noch jetzt die Rudera solcher Dörfchen.

In Chur schlich die Pest noch immer durch die Gassen, nahm heute Diesen, morgen Jenen und schien, einem lebenden Wesen gleich, ein Gefallen daran zu finden, was sie vorher vergessen nachzuholen. Zuweilen konnte man sie etliche Tage hindurch gänzlich erloschen glauben, dann erschien sie wieder, und als ob sie ihre ungeschwächte Macht offenbaren wollte, raffte sie ganze Familien weg, wie z. B. diejenige des Esajas von Schorsch im Winterberg, welche aus sechs Personen bestand und im Laufe von drei Tagen bis auf das letzte Glied hinweggenommen wurde. Im Jahre 1629 hatte sie vom 13. September bis zum Eintritte der strengeren Kälte zu Ende Dezember 988, im Jahre 1630 70 Personen getödtet, und nun war sie in diesem Jahre Anfangs Septembers wiederum erschienen. Keine obrigkeitlichen Maßnahmen vermochten das Einschleichen der Krankheit zu verhindern; der Rath hatte verordnet, daß die Thorwächter Niemand ohne beglaubigte Gesundheitsscheine Eintritt in die Stadt erlauben sollen; die Messen und Märkte waren schon seit zwei Jahren eingestellt; noch vor Neujahr (1631) war verordnet worden, daß keine auswärtige Neujahrswünscher in die Thore eingelassen werden dürfen; Neujahrsgeschenke zu geben, „umb der Gassen zu singen," Tanzen und Spielen war bei höchster Strafe verboten. Wöchentlich ein- bis zweimal ließ der Profektrichter allen Unrath der Gassen hinwegschaffen, die Häuser durchräuchern, „die Luft mit Entzündung von Feuern auf den Plätzen, wo es sonder Gefahr

geschehen mag," immer wieder „von Zeit zu Zeit purifiziren." Wohl mag die Mehrzahl der Stadtbewohner durch vorsichtigere Diät und Lebensweise, soviel sie vermochte, zur Abnahme der Krankheit beigetragen haben, aber dieselbe hatte allzuviel Verbreitungsstoff in der Stadt vorgefunden, als daß der gute Wille der Bürger und die Verordnungen des Raths ihrer hätte mächtig werden können, ehe sie ihre Kraft erschöpft hatte.

Die Physiognomie der Stadt hatte sich im Laufe dieser letzten drei Jahre in mehrfacher Beziehung wesentlich verändert. In jeder Gasse sah man eine Anzahl von Häusern, deren verschlossene Thüren und Fenster bezeugten, daß sämmtliche Bewohner entweder gestorben oder geflohen waren; Jedermann ging in Trauerkleidern einher, denn auch diese außerordentliche Sterblichkeit, welche an andern Orten die Suspension alter Uebungen zur Folge hatte, vermochte die Churer nicht zum Aufgeben der äußern Trauerzeichen zu bewegen, obwohl Mancher, der das Tuch hiezu kaufen mußte, in demselben den Keim der Seuche in sein Haus, an seine Person mitgebracht hatte. Aber die Bevölkerung hatte derart abgenommen, daß Handel und Gewerbe fast aufgehört zu haben schienen und die Gassen auffallend menschenleer und still sich zeigten. In einigen der Zünfte war nur der dritte bis vierte Theil der Mitglieder übrig geblieben, so namentlich in derjenigen der Schneider und Schuhmacher, zu welcher letzteren auch die Kürschner und Metzger gehörten. Aber auch in der Gesinnung der Bürgerschaft konnte ein aufmerksamer Beobachter leicht eine bedeutende Veränderung wahrnehmen. Und zwar in dem Sinne, daß die Besseren, welche durch die furchtbaren Heimsuchungen, die nun schon seit acht bis zehn Jahren über Stadt und Land gekommen waren und in der letzten, schrecklichsten

ihren Gipfelpunkt erreicht hatten, zur Einkehr in sich selbst und zur Buße, zugleich aber auch zu energischem Wirken für den Wiederaufbau des städtischen und Landesgemeinwesens sich angetrieben fühlten. Auf der andern Seite waren Diejenigen, welchen ein moralischer oder religiöser Halt fehlte, noch tiefer in Leichtsinn, Egoismus und Trotz versunken und ließen sich weder durch strenge richterliche Strafen noch durch die warnenden Beispiele des Waltens einer göttlichen Zucht aus ihrem wilden Leben oder aus verstocktem Eigennutze aufschrecken.

In einem dem Domkapitel gehörigen Hause oberhalb des bischöflichen Hofes wohnte jetzt Donna Isabel mit ihren Kindern und der Großmutter Mona. Vor zwei Jahren waren sie zuerst nach Klosters gezogen, wo die Krankheit eben am Erlöschen war, und hatten Frau Mona, welche um der aufopfernden Hingebung willen, welche sie bei der Pflege der Pestkranken bewiesen, von den Bauern jetzt ebenso sehr verehrt wurde, als sie vorher gefürchtet worden, von dort nach Davos mitgenommen, wo ihnen nach überstandener Quarantäne durch Vermittelung des Obersten Hans von Sprecher der Aufenthalt gestattet wurde. Im Vorsommer des Jahres 1630 hatten sie dann den noch mit hohem Schnee bedeckten Flüelaberg überschritten und sich nach Schleins begeben. Aber hier, in der Heimat des Obersten Don Pedro, fanden sie anfänglich keineswegs die erhoffte gute Aufnahme. Es lebten noch Mitglieder jener Familie, deren Sohn Padrutt de Saß einst im Tumulte erschlagen; andererseits gehörten die Schleinser Protestanten zu den eifrigsten Anhängern der reformirten Lehre. Als es nun ruchbar wurde, daß die katholische und überdies „spanische“ Wittwe ihres Mitbürgers, der ja selbst auch vom Glauben abgefallen sein sollte, sich in Schleins niederzulassen

und das Gut des Großvaters wieder zu erwerben gedenke, unterließen die Gegner der de Saß'schen Familie nicht, ihre Mitbürger mit Hinweisung auf das Gemeindestatut, welches die Aufnahme von Katholiken verbot, gegen Donna Isabel aufzuwiegeln. Es wäre ihr freilich nicht schwer gefallen, den Sitz im Gemeindebann zu erzwingen, da die Partei des Ritters Rudolf Planta noch immer die Oberhand im Unter-Engadin hatte und von einem erzherzoglichen Commissär unterstützt wurde. Allein Donna Isabel dachte zu edel und war auch zu klug, um von Mitteln Gebrauch machen zu wollen, die ihr die Feindschaft selbst Derjenigen zugezogen hätten, welche um der Anhänglichkeit an den alten Landammann Pitschen und Frau Mona de Saß willen in die Aufnahme von Donna Isabel gewilligt haben würden.

Sie erklärte daher vor dem Cuvigen (Ammann) und den übrigen versammelten Mitgliedern der Dorfobrigkeit, daß sie sich entschlossen habe, auf die Niederlassung in der Gemeinde zu verzichten und Schleins im Herbst zu verlassen. Der Vorstand erwiderte hierauf, wenn Frau Mona, welche ja Bürgerin, auch wenn Conradin, welcher Protestant sei, im Dorfe zu verbleiben gedenke, so werden sie willkommen sein. Gegen die Aufnahme der Donna Colonella spreche einzig das „Stratütt", sonst würde man sich geehrt fühlen, die Wittwe eines so ausgezeichneten Offiziers, der ein Gemeindebürger gewesen, unter ihnen leben und wandeln zu sehen. Mit dieser diplomatischen Erklärung war die Sache abgethan, und in der That ließ man fortan die Familie bis zu ihrer Abreise unangefochten auf dem Hofe Slamischott, wo sie ein geräumiges Bauernhaus gemiethet, hausen und bewies ihr alle äußerlichen Zeichen der Achtung.

Im September waren sie dann nach Chur übergesiedelt, vor-

züglich aus dem Grunde, weil weder im Prätigau noch in Davos für Donna Isabel und die Töchter irgendwo eine Gelegenheit, den Gottesdienst ihrer Kirche zu besuchen, sich geboten hätte.

Das Haus, in welchem sie nun seit mehr als einem Jahre in der rhätischen Hauptstadt lebten, war vom bischöflichen Hofe abgesondert und außerhalb von dessen Ringmauern; es stand unweit des Prämonstratenser Klosters S. Luzi. Als Katholikin konnte Frau Isabella nicht unten in der Stadt, und als Protestanten durften Mona und Conradin nicht innerhalb des unmittelbaren Hofgebietes wohnen. Das Domkapitel aber besaß außerhalb desselben eben jenes Haus, welches an angesehene Katholiken vermiethet zu werden pflegte, welche dann und wann für längere Zeit, etwa an Bundstagen und Jahrmärkten, oder um unter dem heilbringenden Schatten des Fürstbischofs zu wohnen, in Chur verweilten. Der Pest wegen stand aber das schöne Haus schon seit Jahr und Tag leer, und so drückte das Domkapitel, als Donna Isabel um die Vermiethung desselben die Canonici „begrüßte“ und von der Confession zweier Mitglieder der Familie unterrichtete, ein Auge zu und genehmigte die Aufnahme. Vielleicht hoffte man, Conradin zur katholischen Kirche herüberzuziehen, obgleich man ihn, seine Großmutter führend, alle Gottesdienste Sonntags und in der Woche in der reformirten S. Martinskirche, wo Antistes Saluz predigte, besuchen sehen konnte. Das etwas alterthümliche aber in seinen geschmackvollen Formen das Auge erfreuende Mobiliar des Hauses fand Donna Isabella schon vor, es gehörte zu demselben.

Hier finden wir sie nun im Wintermonat des Jahres 1631 wieder. Selbst die wenigen Jahre ihrer Wittwenschaft haben schon ihren Stempel auf das schöne Antlitz geprägt; ein schmerz-

licher Zug lagert auf den Wangen. Aus den halberwachsenen Töchtern sind hübsche, schlankgewachsene Mädchen geworden, die sich eben jetzt mit einer häuslichen Arbeit beschäftigen; Frau Mona, noch immer rüstig, wenn auch vom hohen Alter ein wenig gebeugt, sitzt in der Nähe des warmen Ofens und schnitzt Obst für das Nachtessen, dessen einziges Gericht es bildet. Denn, ach, Noth und Dürftigkeit haben sich in der Familie eingestellt. Und Derjenige, durch dessen Schuld es geschehen, tritt eben jetzt, ein französisches Liedchen pfeifend, in die Stube.

Wir kennen ihn bereits, den Unhold! Es ist Niemand anders als Heinz, der älteste Sohn. Wie eine Rakete war er vor drei Monaten eines Tages plötzlich in das Haus eingefallen und an der Großmutter Aufschrei: „Heinz, Heinz, bist du es, böser, süßer Knabe!“ und an der unverkennbaren Aehnlichkeit mit ihr selbst und mit Conradin hatte Donna Isabel den lang Beweinten sofort wieder erkannt.

Der Leser hat wohl schon früher errathen, daß Heinz an dem Degenstoße Hartmanns von Planta nicht gestorben war, obgleich der Pariser Chirurg ihm damals im Spielhause kaum für etliche Lebensstunden hatte gut stehen wollen. Das Schwert aber war um eines Haares Breite an der tödtlichen Stelle vorbeigegangen und des Doktors Kunst, noch mehr aber die ihm eignende unverwüstliche Lebenskraft, hatten Heinz gerettet. Als er wieder genesen, war er zum Regimente nach Italien geeilt und seiner eminenten Bravour und militärischen Tüchtigkeit wegen vor Casale zum Hauptmann befördert worden. Dann aber hatte er wegen Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, an der Bevölkerung eines kleinen italienischen Städtchens begangen, den Dienst verlassen müssen. Da er unter solchen

Umständen sich keine Rechnung darauf machen durfte, bald wieder eine Offiziersstelle zu erhalten, beschloß er, von Neuem Bünden zu besuchen und dort nach dem Aufenthalte seiner Eltern zu forschen. Diesen glaubte er bei seiner Großmutter zu erfahren, deren Verzeihung für seine empörende Beraubung er mit Leichtigkeit zu erlangen hoffte. In Klosters hörte er dann zu seiner Freude, daß Mona nunmehr bei ihrer Schwiegertochter und ihren Enkelkindern in Chur lebe, und hier wußte man ihm deren Wohnung leicht anzugeben. Aber seit seinem von Donna Isabel anfänglich mit Wonne begrüßten Eintritte in das Haus war bald genug Kummer und Noth daselbst mit eingekehrt.

Heute schien Heinz besonders aufgeräumt zu sein. Im Zimmer umhergehend und von Zeit zu Zeit vor dem Spiegel sein lang herabwallendes schwarzes Haar ordnend, fuhr er fort, das Soldatencouplet zu trällern:

La guerre est ma patrie,
Mon harnays ma maison,
Et en toute saison
Combattre, c'est ma vie.

„Denkt Euch, gnädige Mama," unterbrach er sich, Donna Isabel in spanischer Sprache anredend," heute Abend wird man unsern feisten Nachbarn, den Domherrn de Mont, der innerhalb etlicher Stunden an der Pest gestorben, begraben."

„Ist's möglich?" rief Isabella erschrocken. Der gute alte Herr! Noch gestern machte er uns einen Besuch und war so fröhlich und gesprächig! Du selbst nanntest ihn einen weißen Raben. Und jetzt erzählst du das so gleichgültig —"

„Nun, soll ich ihm etwa blutige Thränen nachweinen?

Er hat in seinem Leben Kapaunen und Schnecken genug vertilgt, mag er nun für die Würmer die Tafel decken."

„Oh, Heinz, Heinz!" riefen seine Schwestern, während die Mutter, tief verletzt, schwieg.

„Das ist ja unser Aller Loos! Wozu dieser Lärm? — Doch, gnädige Mama, von etwas Anderem wollt' ich mit Euch reden."

„Wieder eine Geldforderung," murmelte Frau Mona.

„Ihr habt es getroffen mit Euerer achtzigjährigen Weisheit! Ja, ich brauche Geld!"

„Heinz," sprach seine Mutter, ihre Arbeit niederlegend, „als du vor etlichen Tagen Geld verlangtest, um eine auf Cavalierparole eingegangene Spielschuld zu bezahlen, und ich dir auf deine flehentliche Bitte zehn Sonnenkronen gab, sagte ich dir, es sei dies das Letzte, was du empfangen würdest. Du hast binnen wenigen Monaten beinahe Alles, was von dem aus Mailand Mitgebrachten mir übrig geblieben, und wovon wir zwei Jahre lang hätten zehren können, aufgebraucht. Wehe mir, daß ich so leichtgläubig und nicht ahnend, wozu du das Geld verwendetest, dir eine Summe nach der andern reichte, und uns Alle dadurch dem Mangel preisgab!"

„Nur noch diesmal, gnädige Mama! Es soll und wird das letzte Mal sein. Auch dürft Ihr nicht vergessen, daß Ihr nun das Glück genießet, mich nach fünfzehnjähriger Abwesenheit in Zigeuner- und Feldlagern bei Euch zu sehen. Während meine schönen Schwestern da an wohlbesetzter Tafel saßen, habe ich mich oft nach einer Brodkruste gesehnt, um meinen Hunger zu stillen und denselben durch den Schlaf auf regengetränktem Boden oder auf einem Schneefelde zu vergessen gesucht. Ist es nicht billig, daß die Reihe jetzt an mich komme?"

„Schäme dich Heinz! Pfui über dich!“ rief Mona.

„Doch, ich will ja Euere Mutterliebe nur noch diesmal auf die Probe stellen. Nachher —“

„Was nachher?“ fragte Donna Isabel, den ungerathenen Sohn halb neugierig, halb ängstlich anschauend.

„Nun, nachher werdet Ihr Alle mich los. Ich trete in das Gefolge des Barons de Rosté, welcher letzter Tage als Gesandter Frankreichs hier angekommen ist. Er ist seit Jahren mein Freund. Mit ihm werde ich dann nach Frankreich zurückkehren, und ihm wird es ein Leichtes sein, mir, sei es schon hier in den neuanzuwerbenden drei Bündner Regimentern oder bei den französischen Truppen, wieder eine Hauptmannsstelle zu verschaffen. Um aber in Rosté's Gefolge mit Anstand eintreten zu können, bedarf ich Geld.“

„Ich kann dir nichts mehr geben, Heinz,“ sprach Donna Isabel mit Ernst und Nachdruck. „Wovon sollen Diese, sollen wir leben, wenn der letzte Filippo ausgegeben ist?“

„Ihr habt Schmuck, habt Diamanten —“

Hinter dem Ofen hervor trat die alte Mona. Sich hoch aufrichtend und den Stab, auf den sie sich zu stützen pflegte, emporhebend; sprach sie mit zitternder Stimme, aber die Augen fest auf Heinz gerichtet, während sie ihm ein Beutelchen hinreichte:

„Heinz, dies ist der Rest von Dem, was in der Truhe war, die du ausleertest, als ich in Klosters auf dem Krankenbette lag. Nimm es hin, ich bedarf dessen nicht mehr. Aber hüte dich, deine Mutter und deine Geschwister des Letzten berauben zu wollen, was sie besitzen. Der Allgerechte hat lange Zeit mit dir Geduld gehabt, aber wenn das Maß deiner Versündigungen voll sein wird, dann gießt er das Füllhorn seines

Zornes über dich aus. Dein schwelgerisches und lasterhaftes Leben bricht deiner armen Mutter das Herz! — O, Heinz, geh' in dich, solang es noch Zeit ist! Sieh' das Beispiel deines Bruders an! Von früh bis spät ist er, der Sohn eines Edelmanns und Obersten, als Lohnschreiber an der Arbeit, um den Seinigen nicht zur Last zu fallen, vielmehr um für ihren Unterhalt zu sorgen."

„Mein schöner Herr Bruder ist eben er," versetzte Heinz mit wegwerfendem Tone, und ich bin ich, d. h. anders geartet. Mag er bei den gelehrten Rittern Schreiberdienste thun, meine Waffe ist das Schwert. Doch, da er bald kommen wird, will ich ihm, zu dessen Höhe meine Tugend sich nicht aufzuschwingen vermag, Platz machen. Ihr aber, Ahne empfanget den tiefgefühlten Dank Eueres ergebensten Enkels und gehorsamen Dieners!"

Damit steckte er den Geldbeutel in die Tasche seines Wamses und entfernte sich, den Kopf in den Nacken werfend, und ließ die Frauen in Kummer zurück.

Nach einer Weile trat Conradin in das Zimmer. Ein Blick genügte ihm, um die trübe Stimmung der Seinigen zu bemerken. Nachdem er Mutter und Schwestern begrüßt, reichte er der Großmutter die Hand. Sie schaute ihn mit liebevollem Blick, die Rechte auf sein Haupt gelegt an. Ihre Lippen murmelten Segensworte.

„Was hat's gegeben?" fragte er leise.

„Frage jetzt nicht, Kind," antwortete sie.

Conradin aber errieth; er hatte seinen Bruder in die Herberge zum Raben gehen sehen, wo sich damals eine Zecher- und Spielgesellschaft zu versammeln pflegte.

Während des Nachtessens erzählte Conradin, daß er, einen

Augenblick an einem Fenster des Leuenhofes verweilend, einen Bekannten vorübergehen gesehen — Hartmann Planta.

„Was für ein Planta?“ fragte Mona.

„Weiteres ist mir wenig bewußt, als daß er von Ardetz gebürtig und ein Vetter des Ritters Fortunat ist, so eine Planta in zweiter Ehe zur Frau hat.“

„Das muß der Sohn von Ser Dusch (Herr Theodos), dem Blutrichter, sein; die gehören zu den Weißen.“

„Was für Leute sind das?“ fragte Marie, die jüngere Tochter.

„Es sind,“ antwortete Mona, „im Unter-Engadin schon seit alter Zeit zwei Parteien: Ils Blenchs (die Weißen) und ils Nairs (die Schwarzen). Die sollen ihren Namen von den Feldbinden empfangen haben, von denen die Einen weiß mit schwarzem Saum, die Andern schwarz mit weißem Saum gewesen. Denn unter unsern biedern Vorfahren war auch ebenso viel Streit und Parteiwesen wie jetzo, und damit Jedermanns Partei erkennbar, trugen sie solche Feldbinden über den Schultern. So hat mir meiner Mutter Vater, ein von Zun von Ardetz erzählt, so auch zu den Weißen gehört. Die beiden Brüder und Ritter Pompejus und Rudolf Planta sind die Häupter der Schwarzen, über die Maßen reich, aber Beide spanisch und Leopoldisch gesinnt. Will sagen, der Rudolf. Denn den Pompejus hat ja der Jörg Jenatsch vor Jahren auf dem Schloß Rietberg mit der Axt erschlagen. Der Ser Dusch, Vater des Ser Hartmann, aber war einer der vornehmsten Weißen, die es mit Venedig und Frankreich halten. Wir sind auch etwas zu ihm verwandt, denn meines seligen Mannes Mutter war eine Planta von Zernetz, so mit denen von Ardetz in Verwandtschaft stehen.“

Das Mahl, das die Familie zu sich nahm, war ein äußerst einfaches: Milch und Obst. Es gab wenige Bürger in der Stadt, welche, zumal jetzt, da die meisten Lebensmittel um Vieles billiger geworden, nicht reichlichere Nahrung gehabt hätten. In der That waren aber Donna Isabel's Geldmittel nahezu erschöpft. Von den 700 Filippi, welche sie aus Mailand mitgenommen, hätten sie freilich bei ihrer einfachen Lebensweise noch etliche Jahre zehren können, allein der verlorene Sohn hatte mit seiner unseligen Trink- und Spielwuth den größten Theil des noch vorhandenen baaren Geldes aufgebraucht. Schon vor zwei Jahren war der Diener Johann zur Aufsuchung des Juden Jonathan nach Augsburg entsendet worden, jedoch ohne Erfolg. Allerdings hatte der Hebräer sich eine Weile in der berühmten Handelsstadt aufgehalten, war dann aber — Niemand wußte wohin? — verschwunden. Johann selbst, einsehend, daß Donna Isabel seiner Dienste nicht mehr bedürfe, war dann in seine Heimat zurückgekehrt und lebte jetzt als Jäger eines schwäbischen Edelmanns.

Schon in den ersten Monaten dieses Jahres hatte Conradin, da auch von Mailand Nichts erhältlich geschienen, um die spärlichen Mittel der Mutter etwas zu vermehren, sich entschlossen, Militärdienste zu nehmen, auf die flehentlichen Bitten der Seinigen aber darauf verzichtet und sich nach Arbeit als Schreiber umgesehen, und diese dann auch abwechselnd, bei den Rittern Johannes Guler und Fortunat Sprecher erhalten, welcher Letztere ihn bei dem Mundiren seiner Rechtsgutachten verwendete. Das war aber, wenn auch ein verhältnißmäßig reichlicherer Verdienst als heutzutage, doch immerhin ein dürftiger; denn wie aus Haushaltungsbüchern einer Zeit, die jener nahe steht, in welcher die hier erzählten Begebenheiten sich zutrugen, her-

vorgeht, erhielt ein Secretarius oder Diurnist einer Kanzlei täglich sieben bis acht Bündner Batzen [16]), wenn er den ganzen Tag beschäftigt war. Hievon konnte zwar ein alleinstehender Mann damals ziemlich anständig, ein Hausvater aber, der fünf Personen zu ernähren hatte, nur bei großer Sparsamkeit leben. Und auf diesen halben Bündner Gulden zum Tage war jetzt die ganze Familie de Saß fast ausschließlich angewiesen, denn das Wenige, was Donna Isabel und die Töchter mit dem Sticken von Kirchenparamenten verdienten, fiel nicht schwer ins Gewicht.

Die Gesellschaft im Raben, der zu den Herbergen „zweiten Ranges" gehörte, wie wir heute sagen würden, war keineswegs eine ausgewählte, doch fand Heinz dort einige Standesgenossen. Sie bestand meistentheils aus jungen und älteren Bürgern, die größtentheils im eigenen Gedinge lebten. Manchen unter ihnen waren — Danks dem furchtbaren Sensenmann — bedeutende Erbschaften zugefallen. In dieser ungewöhnlich ernsten und rauhen Zeit waren aber so viele Familien gleichsam aufgelöst, so viele ehemalige Freundschaften zerstört worden, daß Diejenigen, welchen das Verständniß für solche göttliche Gerichte abging und welche das Leben unter allen Umständen genießen wollten, grade die schwere Zeit, die Ungewißheit des Lebens als Vorwand nahmen, um ihrer überschießenden Lebenslust Genüge zu thun. „Wer weiß, ob wir morgen nicht schon in die Grube gelegt werden, genießen wir das Heute," sprachen sie.

Der Wirth zum Raben hatte, damit seine Spielhölle der Wachsamkeit des Magistrats entgehe, welcher erst jüngst ein

ſtrenges, vom Ernſte der Zeit und von wirklich religiöſer Geſinnung getragenes Sittenmandat vorzüglich gegen Spiel und Tanz erlaſſen, ein abgelegenes, heimliches Lokal eingerichtet. Und doch munkelte man in der Stadt von deſſen Exiſtenz, aber außer den Eingeweihten wußte Niemand um deſſen Lage, da der Rabe mehrere Eingänge hatte und die Spieler erſt in ſpäter Abendſtunde ſich hinſchlichen.

Um die neunte Stunde hatten ſich noch nicht alle Genoſſen eingefunden. Man ſaß beiſammen, trank neuen Wein und aß gebratene Marren. Manche hatten den Abendimbiß zu Hauſe, die Meiſten ſchon vorher hier eingenommen.

„Ein gut Tröpflein, dieſer Neue?“ ſprach Hans Tungi, der Metzger. „Ein Fläſcher, dünkt mich.“

„Es iſt ein Fläſcher, ab Landammann Kunzens Halde,“ beſtätigte der Wirth. „Hab' da letzter Tage auch eine Bütte hieſigen Gewächſes, aus dem „Brändli“ erſtanden. Erprob' ihn einmal.“

„Fürwahr,“ meinte Tungi, nachdem er ihn gekoſtet, „der kommt dem Fläſcher gar nahe, doch hat derſelbe noch mehr Salz. Wie theuer ſchenkſt du ihn aus?“

„Nach der obrigkeitlichen Weinſteuer gerechnet zu 7 Bluzger die Maaß.“

„Dein Wein iſt gut, Joſt, aber deine Rechnung minder. Iſt doch heuer viel gewachſen und ſind Derer um mehr als das Halbe weniger, ſo ihn trinken können, als vor drei Jahren und war damals die Weinſteuer nur fünf Bluzger.“

„Ihr Metzger,“ antwortete lachend der Wirth, „machet es nicht anders, vielmehr ſchlimmer. Statt 22 Pfennige für das Pfund Rindfleiſch [17]), wie des Stadtammanns Tarifa ausweist, heiſchet Ihr 29 Pfennige, und die Bäcker laſſen ſich für das

zwanziglöthige Brod 2 Bluzger bezahlen, anstatt 1 Bluzger für das sechszehnlöthige. Was dem Einen aber recht, ist dem Andern billig. Zudem, was kann der Mensch in diesen betrübten Zeitläuften Besseres thun, denn daß er sein Herz mit einem Becher guten Weines erquicke? Und sintemal so viele Leut' das thun, wird des Weines schnell immer weniger, und muß also dessen Preis gesteigert werden."

Das Gelächter, das hierauf folgte, galt der verdienten Abfertigung des Metzgers.

„Rath und Gericht," schrie Dieser erbittert, „haben uns Bürgern Nichts zu befehlen, es sei denn das Mehren (die Abstimmung) der Zünfte darüber ergangen. Und sintemalen das nicht geschehen, werden wir Metzger und Bäcker fortfahren, Fleisch und Brod nach der alten Schatzung auf den Bänken zu verkaufen. Wem es zu theuer, der mag ein Steckli dazu stecken."

„Und wenn Rath und Gericht, als wie sie angedroht, Euch das Handwerk abstricken?" fragte Peter Dafaser, der Sohn des Stadtammanns.

„So mag der Rath selber auf die Bänke kommen, niederschlagen, aushauen und wägen, magari, dein Vater obenan."

„Der Hans Tungi hat Recht," rief Joder Summerauer, dessen rothe Nase von vertrautem Umgange mit Spirituosen Zeugniß ablegte, ein sonst schöner, stattlicher Bursche, mit kecken, selbst verwegenen Augen. „Es ist nicht zu sagen, was Obmacht der Rath sich anmaßet. Seit die leidige Krankheit mehr denn das halbe Theil des Volks in unserer Stadt weggenommen, sollte man wohl meinen, es müsse die Obrigkeit ein Einsehen haben wegen der Ehe. Die Weibsleut sind doch so rar worden, daß man oft in drei und mehr Häusern anklopfen

mag, ehe vor man ein jung mannbar Weibsbild antrifft. Hab' wollen meine Baas Stina ehelichen — es ist wahr, sie ist meine rechte Geschwisterkindsbaas — und da sie Ja gesagt, bin ich ehegestern vor Rath und Gericht hingestanden und hab' mit aller Ehrerbietung bei den Herren um Verlaub angehalten. Etliche derselben, ja vielleicht der Mehrtheil hätte in Ansehung der Rarität des Weibervolks und damit unsere Stadt sich wieder bevölkern möcht', mir Gunst erwiesen. Da ist aber der Antistes Saluz — weil es Consistorialsachen — mit dabei gesessen. Und wie sie mich abtreten geheißen, hat der ihnen die Hölle so heiß gemacht, daß sie mich abgewiesen haben, sagend, es werde das göttliche Gesetz, das wider die Ehe zwischen rechten Geschwisterkindern stehe, durch göttliche Strafgerichte nicht aufgehoben."

„Ist deine Base schön und reich?" fragte Heinz de Saß unter dem Gelächter der Gesellschaft.

„Nicht just schön ist sie, aber Bluzger hat sie," antwortete etwas verlegen der junge Bürger. „Mehr denn ein Dutzend Vermögen von ihren Eltern und Anverwandten ist innert diesen drei Jahren auf sie gekommen."

Hier flüsterte ein neben Heinz sitzender vornehmerer Bürger, Walther von Rheydt, Jenem lachend zu: „Das ist Nichts für Euch, die Stina ist eine häßliche alte Schachtel und mit einer Zunge so scharf wie ein Bartmesser. Aber reich ist sie freilich. Man will wissen, ihre Facultät betrage mehr denn hunderttausend Gulden. — Sei du froh, Summerauer," fuhr Rheydt mit lauter Stimme fort, „daß die böse Bettel dir versagt worden. Du bist doch wenigstens nicht am Altar mit ihr gestanden, wie der Casper Gumper da, der es nicht erwarten kann, bis der Becher mit den Knöcheln die Runde macht, und

vorgehends mit ihnen klappert. Der ist mit seiner Geschwisterkindsbaas nach Vatz hinab und hat sich vom Prädikanten mit ihr zusammengeben lassen, aber Rath und Gericht haben dieselbe Ehe für null und nichtig erklärt, und die Beiden, so doch schon zusammen gehauset und gelebt, von einander geschieden."

„Der Amtsburgermeister Michael Finer und der Antistes mögen sich wohl in Acht nehmen," schrie jener Casper, den zinnernen Becher auf den Tisch stoßend, daß derselbe erzitterte. „Begegnen mir die Beiden, so will ich für Nichts gutstehen!"

„Möcht' es Beiden wohl gönnen," nahm Tungi das Wort. „Und mit dem alten Finer dürft' es dir nicht schwer werden, aber den Antistes greift Keiner an, dessen Knochen nicht eherne sind. Der bricht dir Arm und Bein nur mit Anfassen. Weißt das so gut wie ich."

„Wollt' es doch probiren," prahlte Caspar, dessen gewaltige Schultern und Fäuste zwar ungewöhnliche Körperkraft verriethen. „Hab' im Sommer den Pfarrstier in unserer Alp in Arosen an den Hörnern gefaßt und zu Boden geworfen; werd' wohl auch mit einem Pfarrer fertig werden."

„Dazu kannst du alle Tag' dich schicken," meinte Einer der Männer. „Pass' auf ihn, wenn er morgen die Wochenpredigt hält."

„Was gilt's, er thut's nicht!" rief Summerauer geringschätzig.

„Ich halt's, was gilt's?" antwortete Tungi.

„Zwei Kreuzthaler."

„Topp, es gilt."

Gumper hatte inzwischen geschwiegen. Man sah es jedoch der arbeitenden Brust an, daß es in ihm kochte. Das Gespräch nahm hier ein Ende, da die letzten Zwei dieser wilden

Gesellschaft, welche noch gefehlt, eben eintraten. Während die Andern ihr Geld hervorholten und vor sich auf den Tisch legten, rief Heinz, die Würfel im Becher schüttelnd:

„Wißt Ihr Herren, aus was diese Würfel gemacht sind?“

„Nun, aus Beinen,“ antwortete Summerauer.

„Ja, aus Beinen von Leuten, welche an der Pest gestorben sind,“ sprach Heinz.

„Alle Wetter! Geht zum Henker mit Euerm Witz!“ rief Tungi erschrocken. „Woher wißt Ihr das?“

„Alle Würfel, mit welchen jetzt gespielt wird,“ antwortete Heinz, kommen aus einer Fabrik in Lyon, welche dazu Todtenbeine verwendet, weil sie sehr wohlfeil sind und am lautesten klappern.“

„Ist das wahrhaftig und wahr?“ fragte Tungi kleinlaut.

„Sehr wahr!“ betheuerte Heinz, die Hand auf das Herz legend. „Bei meiner armen Seele!“

Zu seinem Nachbarn von Rheydt aber sprach er leise:

„Voyez vous ce pauvre diable, de quelle pitoyable mine il regarde ces dés, rien que pour une plaisanterie.“[18])

Dann fuhr er fort:

„Ihr braucht die Köpfe nicht hängen zu lassen, meine Herren! Diese Würfel, sobald sie aus der Fabrik kommen, werden in einem Kapuzinerkloster geweihet, wo sie den Tod, der darin ist, tödten, indem sie nachher die Würfel ins Feuer legen. Also nur vorwärts, meine Freunde! Vive le jeu!“

Auf diese beruhigende Versicherung hin entschlossen sich die Spieler, wiewohl die Meisten nicht ohne Widerwillen, dem „Tod in den Würfeln“ zu trotzen und das Spiel begann. Heute war das Glück Heinz günstig und mit vollen Taschen

warf er nach Mitternacht den Würfelbecher hin, als die Gesellschaft, über ihre Verluste verdrießlich, das Spiel einstellte.

„Wie, Ihr wollt schon nach Hause gehen? Wisset Ihr was? Wir gehen in die Poletta und machen bei Danell mit dessen lustigen Töchtern ein Tänzchen. Wie? Einverstanden?"

„Euch ist wissend, Junker," sprach Peter Dafaser, „daß Tanz, insonders bei Nacht, bei sehr hoher Pön verboten ist. Hat doch das Stadtvogtgericht erst jüngst die Frau Oberstin Violanta,[19]) nur weil sie in ihrem Haus hatte bei Tageslicht tanzen lassen, aus Zwing und Gebiet der Stadt verweisen wollen, ihr aber auf Anhalten ihrer Freunde nur eine starke Buß, meine bei fünfzig Pfund Pfennig, gesprochen. Wenn nun das Gericht mit einer so fürnehmen Frau in solcher Weise verfahret, wessen müßten wir uns für nächtliches Tanzen versehen? Zudem ist es Mitternacht und wer soll uns aufmachen (aufspielen)?"

„Das alt' Hanseli hinter dem Bach," erwiederte Summerauer, „ist ja allezeit urbietig aufzumachen, bei Tag und bei Nacht. Führt es doch mehr ein Nacht- denn ein Tagleben. Und was das Verbot des Tanzens betrifft, so ist nicht ohne, daß solches besteht, aber die heimlichen Wächter pflegen nach Mittnacht nicht mehr außert dem welschen Dörfli zu gehen. Auch wird des Danellen Stallbüblein, so wir ihm etliche Bluzger reichen, fleißig Wache halten, daß Niemand unbesehen dem Haus nahe kommen kann."

„Wohl geredet, Joder!" rief Heinz. „Also kommet mit!"

So groß war die Herrschaft, welche der Uebermüthige auch hier ausübte, daß mit Ausnahme von einigen ältern Männern Alle sich überreden ließen.

So brach die Gesellschaft auf. Summerauer erbot sich,

den Spielmann aufzusuchen und mitzubringen, während die Uebrigen zuerst einzeln durch die Vorder- und Hinterthüren den Raben verließen und sodann, theils durch allerlei heimliche Pförtchen in der Ringmauer, theils durch die Stadtthore, ins Freie schlüpften, wobei den Thorwächtern manches blanke Silberstück in die Hände glitt. Summerauer, der in der obern Gasse wohnte, brauchte nur durch das Gärtchen hinter seinem Hause in den Fußweg hinabzutauchen, um über das Metzgerbrückli schnell „hinter den Bach" zu gelangen. Hier kletterte er am Felsen hinauf und bemühete sich, durch eine Lücke im Fensterladen eines Häuschens, das zwischen dem Fels und dem Mühlbach stand, in die Hinterstube hineinzuschauen. In der That bemerkte er daselbst den Schein eines Lämpchens, aber in die Stube zu schauen, verwehrte ein Vorhang. Leise that Joder in drei Absätzen sechs Schläge an den Fensterbalken, worauf derselbe sich nach einer kleinen Weile öffnete.

„Wer ist's?" fragte eine etwas krächzende Stimme.

„Nimm deine Fidel, Hanseli, und komme mit. Mußt aufmachen!"

„Ihr seid es, Summerauer. Kenn' Euch an der Nase, die glühet wie ein Johanniswürmli. Wir können beim Tanzen die Laterne sparen. — So, so, noch aufmachen soll ich, und ist doch schon über Mittnacht."

„Laß deine Späße, Hanseli, und komme mit."

„Was bekomm' ich aber? Wisset, daß, als Ihr anklopftet, ein Geist bei mir war, der mir das große Elixir des Lebens verrathen wollte. Ihr habt ihn verscheucht."

„Wie heißt er?"

„Almozadel heißt er. Aber was kümmert das Euch?"

„Will ihn anrufen morgen, bin des großen Elixirs auch benöthigt.“

„Wer der kleinen Elixire soviel gebraucht, wie Ihr, Joder, dem gehorcht Almozadel nicht,“ antwortete der Spielmann lachend. „Aber sagt mir, was bekomm' ich für's Aufmachen?“

„Sollst eine Maaß Wein und einen halben Gulden haben,“ antwortete Summerauer.

„Oh über die nichtsnutzige Jugend,“ sprach Hanseli. „Statt bei diesen bedenklichen Pestläuften ihr Fleisch zu kreuzigen, geht sie dem Tanzen und dem Weibervolk nach. Nein, ich kann es nicht über mein achtzigjährig Herz bringen, Euch zu solchem Zeitvertreib zu helfen.“

„Hanseli, hol' dich Dieser und Jener mit deinen Späßen. Die Andern warten.“

„Was ist ihr Warten gegen meines? Harre schon seit fünfzig Jahren des goldenen Leuen, der mir die Jugend wiederbringt und mich zum Herrn und Meister unmeßbarer Reichthümer machen soll.“

„Wohl, so kannst noch etliche Stunden länger warten. Wir aber haben nicht Zeit und willst du nicht kommen, so hast du unsere Kundsame verspielt.

„Wie ohngeduldig die Jugend worden! Mußt mir versprechen, wenn du deine Bas Stina heimführst, zehn Sonnenkronen mir zu spenden. Der goldene Leu verschlingt gar viel Merkur und Schwefel.“

„Dann gehört er in den Spital!“ sprach Summerauer lachend. „Wenn ich die Stina heirath', sollst du die zehn Sonnenkronen haben.“

Gleich darauf trat der Spielmann, trotz seiner achtzig Jahre eine keineswegs gebrochene Gestalt, mit raschem Schritt aus

dem Häuschen, das er sorgfältig verschloß und wanderte mit Joder an den Gerbergruben vorüber, dem welschen Dörflein zu.

Heinz, welcher zuerst bei der „Poletta" angelangt war, hatte den Wirth Danell geweckt, der seinerseits zwei Töchter aus dem Bette jagte und den Stallbuben hervorrief. Dann öffnete er. Es war ein untersetzter Mann mit rothen struppigen Haaren und einem gemeinen Gesichte. Die tief in den Höhlen liegenden grauen Augen verriethen Geiz und Habsucht.

„Dienstfertigster aller Wirthe" sprach Heinz „wir beehren dein Haus mit einem zwar etwas frühen Besuche. Oeffne den Tanzsaal!"

„Wo sind die anderen Herren? Ihr seid ja allein," entgegnete Danell.

„Schon sind sie nahe. Laß die Mädchen sich sputen."

„Meine beide jüngeren Töchter sind am Ankleiden. Die Elsbeth —"

„Was ist mit der Elsbeth?" forschte Heinz.

„Sie ist unpaß," antwortete Danell nicht ohne Verlegenheit.

„Doch nicht schwer krank?"

„Hoffe, es werde bald weichen. Begehrt der Junker ein Glas Cypernwein? Hab' jüngst ein Fäßlein bekommen, ein gar rarer Tropfen."

„So bring' einen Krug voll."

Er setzte sich an den Tisch und nachdenklich stützte er das Haupt auf seine Hand. Für die sehr schöne Wirthstochter fühlte er Etwas, das der Liebe ähnlich, aber der Sinnlichkeit entsprungen war. Danell's Verlegenheit war ihm nicht entgangen, sie mußte schwer erkrankt sein. Noch am Abend des ehegestrigen Tages hatte er sie heimlich besucht. Seine trüben

Gedanken zu verscheuchen, trank er rasch nach einander etliche Gläser des starken, edeln Weines.

Jetzt traten die Kameraden und bald nach ihnen des Wirthes Töchter ein. Um die Zahl der Tänzerinnen zu vermehren, holte einer der jungen Leute noch einige Mädchen aus der Nachbarschaft herbei, Spenglers und Scheerenschleifers Dirnen, leichtfertiges Volk, das in einem abgelegenen, sonst leerstehenden alten Hause, etwas weiter hinaus zu, vorübergehend sich aufhielt. Mittlerweile war auch Summerauer mit dem Spielmann erschienen, welcher Letztere, jubelnd empfangen, bereits seine Fidel stimmte. Der Saal war von sehr bescheidener Größe und die sechs Kerzen, welche in den eisernen Röhren an den Wänden steckten, reichten gerade hin, um das Lokal vor Dunkelheit zu schützen.

Der Tanz begann. Anfänglich schienen des Wirthes Töchter, so leichtsinnig sie auch sein mochten, widerwillig sich der ihnen aufgezwungenen Lustbarkeit hinzugeben und es lag Etwas wie eine geheime Angst auf ihren hübschen Gesichtszügen. Allmälig aber, vom reichlich gespendeten Weine und vom Tanzen erhitzt, vergaßen sie der kranken Schwester und gaben sich dem Vergnügen ganz hin. In noch höherem Grade war dies bei den Tänzern der Fall; sie stampften den Boden, sangen und jauchzten, schwangen im „Hopser" ihre Mädchen in die Höhe, trotz der Warnung des Wirthes, das tolle Treiben könne bis in's Welsch-Dörfli gehört werden und ihnen die Schaarwache auf den Hals ziehen.

Schon ging es gegen Morgen. Eben tanzten sie eine Allemande, als die Thüre sich öffnete und eine in weiße Gewänder gehüllte Gestalt eintrat. Das schöne Gesicht war todtenbleich, schwarzes, prachtvolles Haar hing ihr bis über die Schultern

herab, aber in den großen, dunkeln Augen brannte Fiebergluth. Sie stürzte mit ausgebreiteten Armen auf Heinz zu, riß ihn von seiner Tänzerin und rief: „Mit mir, mit mir tanze den Kehraus, mein schöner Heinz! Mein bist du!“ Und ihn umschlingend trat sie zum Tanze an. Heinz, im ersten Momente zwar, da er sie erkannt hatte, wie vor einer Erscheinung aus dem Todtenreiche erzitternd, faßte sich rasch, und als ihre liebeflehenden Augen den seinigen begegneten, war er es nun, der sie leidenschaftlich umfaßte und durch den Saal im Wirbel mit sich umherriß. Dem Spielmanne warf er ein Geldstück hin: „Schneller, Hanseli, den Kehraus!“ rief er. Er achtete es nicht, daß die übrigen Tänzer und Tänzerinnen mit dem Schreckensrufe: „Die Elsbeth! Die Pestkranke!“ davon geflohen waren und daß er und Summerauer, Letzterer mit einer der Spenglersdirnen, allein noch tanzten. Der Spielmann, dem Rufe gehorsam, spielte die Weise in immer schnellerem Tempo und stampfte zugleich den Takt. Plötzlich fühlte Heinz seine Tänzerin sich aus den Armen gleiten, mit einem Schrei stürzte sie zu Boden — sie war todt. Hanseli's Fidel verstummte: wie aus einem Traum erwachend stand Heinz neben der Leiche; Summerauers Tänzerin entfloh mit einem Rufe des Entsetzens. Selbst aus des wilden Heinz Gesichte war alle Farbe gewichen; er stand da, mit gesträubtem Haar, gleich einem wunderschönen Dämon, der, dem Abgrunde entstiegen, auf das Bild des Todes herabschaut.

Zum Wirthe, der jetzt verstört und händeringend erschien, sprach er: „Begrabt sie dort unter jenem Rüster im Garten, da ich oft mit ihr gesessen. Da ist Gold!“ Zu Summerauer gewendet, der todtenbleich am Schenktische stand: „Wenn du Mittags noch lebst, lässest du meiner Mutter vermelden, ich

sei gen Maienfeld zu Baron Rosté und werde wohl eine Weile nicht wiederkehren."

Summerauer ließ den Auftrag durch seinen Knecht ausrichten. Aber es war sein letzter Freundschaftsdienst.

Heinz klopfte in der Stadt den Roodmeister aus seinem Bette und ritt auf einem von dessen Miethrossen nach Maienfeld. Er und Summerauer mit dessen Tänzerin hatten in der That den Kehraus der Pest getanzt, aber nur er blieb verschont; schien er doch nicht blos gegen sie, sondern gegen den Tod überhaupt gefeit, während Jene die letzten Opfer dieses Jahres der furchtbaren Seuche wurden.

Achtzehntes Capitel.

Erlebnisse in Albanien. — Eine politische Mordthat.

Etliche Tage später saßen die Häupter und der Geheime Rath der drei Bünde im Rathhause des Städtchens Maienfeld. Wie früher mehrere Male nach dem, Chur benachbarten, Ems war die Session jener höchsten Raths- und Executivbehörden des Landes der Pest wegen nach dem genannten Hauptorte der „Herrschaft" verlegt worden. Wichtige Angelegenheiten lagen ihnen zur Berathung vor, vor Allem ein Schreiben des deutschen Kaisers als Erzherzogs von Oesterreich, welches die Bündner ernstlich warnte, auf die Versprechungen Frankreichs zu hören, und sie aufforderte, ja nicht in Unterhandlungen oder gar in eine Allianz mit dieser Macht

zu treten. Allein schon verlautete, Richelieu habe den Herzog von Rohan vorläufig zum außerordentlichen Gesandten bei den drei Bünden, sowie in Voraussicht der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Veltlin und den zwei Grafschaften zum Generalissimus ernannt.

Allerdings riethen manche bündnerische Staatsmänner davon ab, Oesterreich vor den Kopf zu stoßen und mit dem doppelzüngigen Cardinal Richelieu, der die Bünde schon einmal mit dem Vertrage von Monsonio hinter das Licht geführt, sich zu compromittiren. Zu diesen Vorsichtigen gehörte besonders ein Theil der Politiker des Zehngerichtenbundes, namentlich dessen Haupt, der Oberst Hans Sprecher, sowie des Unter-Engadins und die meisten Oberländer. Jene, weil Prätigau, Davos und die „Herrschaft", sowie das Unter-Engadin immer zuerst einem Angriffe Seitens Oesterreichs ausgesetzt waren und schon die schwersten Drangsale durchgemacht hatten, die katholischen Oberländer dagegen aus konfessionellen Gründen. Allein die Wogen der neuen Bewegung gegen Spanien und Oesterreich gingen im Bündnervolke so gewaltig und die Hoffnungen, welche man an das französische Bündniß knüpfte, nahmen einen so hohen Flug, daß die Stimmen der Warner kaum angehört wurden.

Aus den Rathssälen hatte die politische Diskussion schon seit geraumer Zeit auch in die Familien, in die Trinkstuben sich verpflanzt. Und so geschah es, daß auch gegen Abend des 12. Novembers (1631) in der großen Wirthsstube des Rathhauses zu Maienfeld eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten zusammensaß. Außer den regierenden Häuptern zweier der drei Bünde: Michael von Finer und Oberst Hans Sprecher, mehreren Mitgliedern des Geheimen Raths und etlichen der neu ernannten Offiziere in französischen Diensten befanden sich

da einige unserer Bekannten: der jetzt zum französischen Oberstlieutenant beförderte Georg Jenatsch, Stadtschreiber Hans Tscharner, Hartmann Planta.

Finer und Sprecher saßen mit Jenatsch an einem besonderen Tischchen; vor ihnen standen Krüge mit Wein und Becher. Sie führten ihr Gespräch leise genug, daß es bei dem ohnehin um sie her brausenden Stimmengewirre von den Uebrigen nicht vernommen werden konnte.

„Und ich sage Euch, Herr Bundslandammann," sprach Jenatsch, einer Einwendung Sprechers begegnend, „Alles ist schon vorbereitet, daß auch dießmal der Sieg unsern Waffen zur Seite stehen wird. Wir haben ja, wie auch Euch wissend, unsere Intelligenz im Veltlin wie in den Grafschaften."

„Wohl," antwortete der Oberst, „wir werden unser bestes junges Blut hergeben, um mit Succurs von Rohan und Landé die Unterthanenlande wieder zu erobern, und was nach dem, so die feindlichen Generals bisher prestiret, zu urtheilen, werden wir, wie vor fünf Jahren im Feld, auch diesmal Meister gehen. Aber alsdann wird sich erfinden, was wir Anno 26 lernen müssen, daß wir nur den Franzosen beigestanden, das Veltlin für sich oder für Andere, aber nicht für uns zu erobern."

„Daß dem nicht also sein wird," warf Finer ein, dafür ist die Rechtschaffenheit des biedern Herzogs von Rohan eine genugsame Caution. Er wird nimmermehr Hand bieten zu Lug und Betrug."

„Er nicht, gewiß nicht mit seinem Wissen. Aber alsbald, wann er dazu schreiten will, uns die Unterthanenlande zu restitutiren, wird man ihm von Paris aus in den Arm fallen und sagen: „Lieber Herzog, du hast die Instruction, so man dir ertheilt, übel verstanden." Ihn wird man desavouiren

und den Landé als Generalissimus und Gesandten, wie auch als Verwalter des Veltlins ernennen."

„Ist vielleicht nicht ohne, daß Euer Mißtrauen begründet," sprach Jenatsch. „Allein, so man uns in solcher Weis' aufmachen wollt', stünd es uns allezeit frei, mit der Gegenpart, will sagen mit dem Haus Oesterreich und der Krone Spanien uns einzulassen."

Die beiden Häupter lächelten, und Finer, das eine Auge schließend flüsterte: „Etwa wie ein sicherer Politikus Anno 27 und Anno 30 gethan?"

Jenatsch strich sich, ohne zu antworten, den Schnurrbart und blickte den Präsidenten des Gotteshausbundes überrascht an.

„So ist's, Oberstlieutenant," fuhr Finer fort. „Und wisset Ihr, woher uns der Bericht kommen? — Von Mailand!"

Und als Jenatsch auch jetzt schwieg, sagte Bundslandammann Sprecher: „So uns nicht wissend oder wohl glaubhaft wäre, daß Ihr aus angestammter Lieb und Treu zu unserm theuern Vaterland also gehandelt, so hätte es Euch übel bekommen mögen, sintemal wir schon aus nothwendiger Rücksicht für unser Land und Volk Euch hätten bei dem Cardinal verzeigen müssen, zu geschweigen, daß Niemand ohne Geheiß und Vollmacht von Ehrsamen Räthen und Gemeinden mit fremden Ministris über Landessachen verhandeln darf. Mir selbsten ist solch doppelt Spiel leidig, dieweil der Einsatz allzu groß, unseres Vaterlandes uralte Freiheit und Independenz. Supponiren wir, die Spaniolen und Oesterreich vertragen sich mit dem Cardinal um ein drittes Land, so sie an Frankreich preisgeben, so möcht' es gar leicht gerathen, daß der Cardinal uns im Stiche lasse. Dann finis Rhætiæ!

Darum halt' ich dafür, ehrlich Spiel sei alleweg das klügst' und best'."

„Magari, im gemeinen Leben," erwiderte Jenatsch, „doch nicht in Politica, sintemal man es da alle Zeit mit den feinsten und durchtriebensten Ingeniis zu thun hat, so wenig nach Recht und Ehrlichkeit fragen. Jetzo ist der Zeitpunkt, da wir uns von den spanischen und österreichischen Schlingen und Angeln ledig machen können. Der Schwed' erficht eine Viktori um die ander, des Kaisers und der Liga Städt' und Fürstenthümer fallen den Evangelischen und dem großen Gustavus Adolphus zu. Hat der doch erst jüngst eine Viktori erfochten, so dem Kaiser an die 12,000 Mann von der Armada des Tilly kostet. Wenn wir jetzo nicht die Fortuna beim Schopf fassen, werden wir ihrer nimmer genießen und möchten ihrer auch nicht würdig sein. Audaces fortuna juvat. Zudem sind unsere Päss' und unser gesammtes Land nunmehr von erzherzoglicher Soldateska erledigt. „Wollet Ihr warten, bis sie aus Deutschland zurückkehrt?"

„Weiß recht wohl, Oberstlieutenant, daß Euer Kopf voll Anschläg'. Aber ein Anderes ist es — und lasset Euch das gesagt sein — auf eigene Faust und Lust Politicam treiben, und ein Anderes als Bundeshaupt und Committirter der Ehrsamen Räth und Gemeinden. Schlägt die Politica, so die Herren Geheimen Räth dem Bundstag und den Gemeinden anrathen, zu Gemeiner Lande Vortheil aus — wohl, so haben sie nichts als ihre Pflicht und Schuldigkeit than; schlägt sie aber übel aus, so haltet sich das Volk an uns, die wir dazu gerathen, und wir werden des Teufels und der Strafgerichte Dank davon haben."

„So ist's," sprach Finer. „Gleichwohl dünkt es mir selbst,

schon um deßwillen möcht' es sich empfehlen, mit Frankreich zu paktiren, um von Oesterreich und Hispanien einen ewigen Frieden zu erlangen. Was dann in die Bündnüss' für Conditionen zu setzen sein werden, das wird man alsbald sehen, wann der Herzog von Rohan allhier erscheinen und seine Vollmachten vorweisen wird."

„Wer ist Der, so sich nennet Seigneur de Sales, Baron de Rosté, der sich allhier aufhält?" fragte Jenatsch. „Hat er Euch, Herren Häuptern, eine Beglaubigung als Gesandter ad interim gezeigt?"

Sprecher und Finer zuckten die Achseln.

„Ein Ambassadeur ist er nicht," antwortete der Erstere. „Als solchen kennen wir nur den Landé, so Ambassadeur schlechtweg, und den Duc de Rohan, so hieher kommt als „Ambassadeur extraordinaire," will sagen ein Gesandter vom höchsten Rang. Der de Rosté mag, magari, ein politischer Agent sein, sonst Nichts, sintemal in seinem Creditiv ein Titel ihm nicht beigelegt wird."

„Er hat mir," sprach Jenatsch, „heut' eine Visite abgestattet und mich wollen überreden, daß ich einen sichern Henry de Saß, so ein Freund zu ihm, als capitaine-lieutenant in meiner Compagnie rangire. Hab's ihm abschlagen müssen."

„Auch mich hat er gestern darum angesprochen, daß ich dieselbe Stelle in meines Sohnes Florian Compagnie dem de Saß zuweise. Die hab' ich aber allbereits dem Hartmann Planta versprochen gehabt und also dem de Rosté nicht dienen können. Auch trag' ich Unlust zu diesem Henry de Saß, obwohl ich dessen Bruder wohl kenne, der ein gar braver und feiner Mensch ist. Bin willens Den als lieutenant en second zu placiren."

„Euere Wahl des Junker Hartmann," sprach Jenatsch, „macht mir Freude. Er hat unter mir in Venedig gedient, ist ein tapferer Offizier und eines guten Ingeniums."

Während dessen hatte sich Derselbe, von welchem eben gesprochen wurde, dem Tische, an welchem die Drei saßen genähert und die Herren achtungsvoll begrüßt. Sie reichten ihm der Sitte gemäß zum Gruße ihre Becher, aus denen er, Jeden mit Namen und Titel anredend, in der Reihenfolge des Ranges, ihre Gesundheit trank. Dann hießen sie ihn Platz nehmen und Sprecher theilte ihm mit, daß er ihn definitiv zum capitaine-lieutenant ernenne und das Brevet wolle er ihm morgen ausfertigen lassen.

Wenige Minuten später trat ein untersetzter jüngerer Mann, sonnverbrannten finstern Gesichts, in französischer Tracht, mit drei noch jüngeren Herren in gleichem Costüme in die Trinkstube. Sofort wendeten sich Aller Augen auf die neuen Gäste. Hartmann Planta aber erhob sich und trat mit einem Ausrufe des Schreckens zurück: er hatte unter Jenen — es waren Baron de Rosté und sein „Gefolge" — Den wieder erkannt, welchen er in Paris getödtet zu haben meinte. Beide standen jetzt einander, Aug' in Aug' gebohrt, gegenüber: Heinz erstaunt und mit ironischem Lächeln um die Lippen, Hartmann bleich vor Erregung, aber zugleich blitzte Etwas wie Freude in seinen Augen.

„Seid Ihr es, Herr, oder ist es Euer Geist?" fragte Planta.

„Wenn Ihr Den meint," antwortete Heinz spöttisch, „dessen Leibestiefe Ihr in Paris vor zwei Jahren mit Euerm Degen gemessen, so hab' ich die Ehre, als Euer unterthänigster Diener mit Ja zu antworten. Bin übrigens jeder Zeit gern bereit,

Euch gleiches mit Gleichem zu vergelten. Beliebet also nur Zeit und Ort zu bestimmen."

„Gott sei Dank!" sprach Hartmann leise. Dann sich zu Heinz wendend, setzte er hinzu: „Fern sei es von mir, mich nochmals in eine Lage zu versetzen, wo ich Euch abermals auf den Tod verwunden könnte. Sei es genug an unserer ersten Rencontre. Hoffe, es genüge Euch, daß ich meine Freude über Euer Wohlsein ausspreche."

„Nous en reparlerons," begnügte sich Heinz kalt zu antworten. Er wußte bereits, daß Oberst Hans den Baron mit seiner Fürsprache abgewiesen und daß Planta jene Stelle auf die er sich Rechnung gemacht, erhalten werde; eben jetzt hatte Rosté ihm ein Zeichen gegeben, den Wortwechsel abzubrechen.

Der Baron trat nun auf Sprecher zu, und Heinz ihm vorstellend, sprach er mit lauter Stimme:

„Hoffend, daß Ew. Herrlichkeit in Bezug auf diesen meinen Freund gestern nicht Euer letztes Wort gesprochen haben werdet, habe ich ihn mitgebracht, um ihn Euch vorzustellen. Er ist ein tapferer und ausgezeichneter Offizier, wie seine Conduite vor Casale bewiesen hat."

Er sprach dies in hochfahrendem, fast befehlendem Ton. Oberst Hans war aber nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen.

„Ich habe," erwiderte er, bereits die Ehre gehabt, Euch, Herr Baron, zu antworten, daß ich außer Stande sei, Euerer Fürsprache für diesen jungen Herrn Rechnung zu tragen. Ich habe nicht zweierlei Rede, und was ich einmal gesagt, bleibt aufrecht stehen."

„Ihr achtet also die Wünsche des Stellvertreters Sr. Aller-

christlichsten Majestät, in dessen Dienst Ew. Herrlichkeit gestanden und Euer Sohn noch steht, so gering?"

„Ob Ihr Monsieur le baron, befugt und berechtigt seiet, Euch einen Stellvertreter Sr. Majestät von Frankreich zu nennen, das ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Ihr wisset, daß ich mein Patent als Oberster dem Könige zurückgestellt, weil es mir nicht anständig geschienen, zweien Herren, nämlich meiner Republik und dem König von Frankreich zugleich zu dienen."

„Wir kennen Euch, Monsieur le chef, und wissen, welcher Art die Affection ist, die Ihr für Frankreich traget, das eben jetzt im Begriff steht, für die drei Bünde das Schwert zu ziehen."

Sprecher erkannte wohl, warum Rosté diese Worte mit erhobener Stimme vor allen Anwesenden sprach. Alles hatte sich von seinen Sitzen erhoben und umstand die Gruppe in athemloser Spannung. Es herrschte eine lautlose Stille.

„Seigneur de Sales, Baron de Rosté," sprach jetzt der Oberst, mit erhobenem Kopfe auf den Franzosen niedersehend, „als Haupt unserer Republik muß ich Euch, der Ihr dieselbe in meiner Person angetastet, ersuchen, diesen Ort augenblicklich zu verlassen. Habt Ihr eine Beschwerde gegen Jemand vor den Geheimen Rath oder die Räthe und Gemeinden der drei Bünde zu bringen, so möget Ihr es schriftlich und an passendem Ort und zu passender Zeit thun."

Mit einem Neigen des Hauptes und einer Handbewegung gegen die Thüre entließ er den Baron.

Rosté war ob dieser Abfertigung derart betreten, daß er keine Entgegnung fand und mit den Worten: „Bien, bien, nous nous reverrons," mit seinem Gefolge sich entfernte.

Dieser Vorgang erregte gewaltiges Aufsehen und am folgenden Tage erinnerten die Zuhörer sich jedes Wortes, das von beiden Seiten war gesprochen worden. Um die Häupter und Jenatsch und an allen Tischen bildeten sich jetzt flüsternde Gruppen, aus welchen hie und da ein lauteres Wort hörbar wurde. Man forschte dem Ursprunge dieser „tieferen Differenzen“ nach; die Einen ergriffen für den Obersten, die Andern nicht für Rosté, denn dessen Betragen fand keinen einzigen Vertheidiger, aber für Frankreich Partei.

Zu Sprecher trat jetzt Hauptmann Johannes Jeuch von Klosters, einer der streitbarsten Helden aus dem Prätigauerkriege, ein vertrauter Freund des Obersten, der sich auch unter Rohan als Oberster später Lorbeeren sammelte. Er nahm Sprecher bei Seite und flüsterte ihm etliche Worte ins Ohr.

„Woher ist dir dies kundbar worden?“ fragte er Jeuch.

„Hab's aus dem Munde eines dieser Laffen selbst. Im Vorübergehen an mir sprach derselbe zu den Andern:

„Ainsi, que ce soit avant la séance. Nous l'entourerons, et il ne s'en échappera pas.“ [20])

„Bah! Kann ja auch einem Andern gelten. An mich, das Haupt unseres Bundes und pro nunc des Landes wagen sie sich nicht. Und ob dennoch! Sie werden mein Schwert kennen lernen!“

„Wollte gern, daß ich im Irrthum befunden würde! Aber, Hans, hast du ein Bett für mich? Bin erst ankommen und ohne Losement. Im Rathhaus allhier sind alle Betten besetzt.“

„Bin im „wilden Mann“ zu Quartier, und so du mit mir im gleichen Bett liegen willst, bist du willkommen. Die drei andern Betten, so in dem Gemach stehen, haben der Finer, der Jenatsch und der Bundschreiber Tscharner. Will mich jetzt

zur Ruh begeben. Kommst mit? Sonst kannst ja mit den Herren trinken."

„Hab' schon bei Molina etliche Humpen geleert und mich schläfert, sintemal ich heut von Jenatz hergeritten kommen."

„So lasset uns gehen. Geruhsame Nacht, Ihr Herren. Ihr, Junker Hartmann, wollet morgen, eh' ich in die Session geh', Euer Brevet abholen." Und Planta und den andern drei Tischgenossen die Hand drückend, entfernte er sich mit Jeuch.

Planta befand sich, in die Stube zurücktretend, unvermuthet dem Stadtschreiber Hans von Tscharner gegenüber, welcher bisher in einer anstoßenden Stube mit dem Landrichter de Florin, dem Haupte des grauen Bundes, ein Gespräch geführt hatte. Sie hatten einander seit jenem Tage der Rückkehr nach Chur vor zwei Jahren nur einmal flüchtig wieder gesehen, da Tscharner um die Zeit, wo Hartmann Planta am Krankenbette seines Freundes weilte, vom Rathe der Stadt Chur an den Kaiser in Wien entsendet worden war, um die Ansprüche der bischöflichen Curie auf längst verjährte Rechte und Gefälle innerhalb der Stadt zurückzuweisen. Es war dies nothwendig, weil, wie man sich erinnert, die Oesterreicher damals noch immer die Stadt Chur besetzt hielten, und weil man, wohl nicht ohne Grund, befürchtete, es möchte der Curie gelingen, den Kaiser zu Gewaltthätigkeiten gegen die Stadt zu drängen. Tscharners Mission gelang und der Bischof mußte sich mit einigen unbedeutenden Concessionen, welche ihm gemacht wurden, zufrieden geben.

Die beiden Reisegefährten, welche trotz der Verschiedenheit des Alters zu Freunden geworden, setzten sich an einem besondern Tischlein zu gemüthlichem Zwiegespräch zusammen. Hartmann, dem seit heut' Abend eine schwere Last der Reue

vom Herzen gewälzt war und der überdies sein Ziel, eine Offiziersstelle in französischem Dienste, erreicht hatte, war in besonders froher, gesprächiger Laune, während Tscharner mit seiner gemessenen, ruhigen Art, durch die vorangegangene Scene ohnehin in Gedanken beschäftigt, mehr den Zuhörer spielte. Nachdem mancher heitere und ernste Auftritt jener Reise durchgesprochen worden, veranlaßte Tscharner seinen jungen Freund zur Mittheilung seiner Schicksale seit ihrer Trennung vor dem Landhause bei der Kreuzgasse. Er erfuhr Planta's Aufenthalt im Menhardt'schen Hause; was sich dort in jener Nacht ereignet hatte, war dem Stadtschreiber damals kurz vor seiner Abreise nach Wien bekannt worden.

Dann fuhr Planta fort:

Am folgenden Tag ist dann mein Freund Christoph Menhardt, leider Gottes! verschieden, die Anna aber, seine Schwester um so Vieles besser worden, daß der Antistes mit Zuversicht, ihre Genesung hat voraussagen können. Hab' dann noch etliche Tag' gewartet, und weil sie wirklich außer Gefahr gewesen, bin ich wieder zu Valtin Gerster im Waldhaus gekehrt, wo der Doktor Fortunat, mein Vetter, mich von Neuem besucht und mir, als er meinen Vorsatz, gen Venedig zu ziehen, inne worden, ein Recommandationsschreiben an den Signor Priuli, so einer des Raths der Zehn und mit dem Doktor sehr befreundet, gegeben. Hab' also der Frau Oberstzunftmeister valedicirt und die Anna gefragt, ob sie mein Weib werden wolle. Und da sie freudig Ja gesagt, hab' ich ihr Ring und Geld gereicht und die Ehwort' gesprochen, im Beisein der Mutter, so zwar gemeint, es möchte eine lange Hold- und Brautschaft werden und ihre liebe Tochter vielleicht eine Wittwe, noch eh' sie vor dem Altar gestanden. Wie sie dann aber verspürt, mit

was inniglicher Liebe wir aneinander hangen, hat sie, dieweil der leidigen Pestläufe wegen eine öffentliche Verlobung nicht hat sein können, nur den Antistes Saluz erbeten, der dann auch die Verlöbniß ausgesprochen und eine gar erbauliche Red' gehalten.

So bin ich zwei Tag später in Gottes Namen gen Morbegno und von dannen über den S. Markusberg gen Brescia und bald auf Venedig kommen, da ich dem Signor Priuli des Ritters Schreiben übergeben. Es hat wohl noch etliche Wochen gewährt, bis ich meines Wunsches ersättiget worden. Dann aber hat der Priuli mich rufen lassen und mir eröffnet, ich sei zu dem Regiment, so der Senatsch für die Signoria anwerben lassen, als Lieutenant commandirt und möge alsbald gen Durazzo in Albanien reisen, wo meine Compagnie dermalen im Quartier. Und weil just ein Schiff im Hafen gelegen war, so Ladung nach Durazzo und Avlona hatte, bin ich mit dem Capitän um das Fahrgeld und um Speis und Trank eins worden und ausgefahren. Die Schiffahrt war wegen ungünstigem Luft und vielen Felsklippen beschwerlich und nicht ohne Gefahr, auch gar langsam, und wäre nicht Don Gaetano gewesen, ich glaub', die Langzeit hätte mir das Reisen zu Schiff übel verleidet. Dieser Don Gaetano aber, eines Nobile Sohn, so nach Durazzo gesandt war, um dort das Amt eines Provediture zu versehen, war überaus heitern Humors, voll lustiger Einfäll' und in literis wohl bewandert. So oft wir den Küsten so nahe kamen, daß wir eine Stadt sehen konnten oder auch daselbst anlandeten, wußt' er mir deren Histori und was sich in alter und neuerer Zeit Absonderliches daselbst begeben, zu erzählen. Auch von allerhand ergötzlichen Zufällen und von sonderbaren Bräuchen der Völker, so in Dalmatien, Monte-

negro und Albanien herrschen, erfuhr ich von Don Gaetano. Wann ich ihn aber ausforschte über der Venetianer Regierungsart, über der Signoria Politik mit andern Mächten und Anderes, legt' er mir die Hand auf den Mund und sprach: „Silenzio, Don Artmanno, Segret!“ Da merkt' ich, daß, was bei uns von der Furcht aller Venetianer vor der geheimen Inquisition und ihrem Palast auf dem S. Markusplatz erzählt wird, nicht ohnbegründet sei, und hütete mich wohl, weiter zu fragen. Doch was die Frauen und Töchter der Nobili anbelangt, war er weniger discret und offenbarte mir manche Heimlichkeit, und hatt' ich selbst während meinem Aufenthalt in der Dogenstadt Mancherlei gesehen, was mir seine Berichte wohl glaubhaft erscheinen ließ.

Als wir dann endlich in Durazzo den Fuß auf's Land gesetzt, dankt' ich Gott für seinen Schutz und nahm für einmal von Don Gaetano Abschied, und zahlt den Schiffer aus. Aber Don Gaetano nahm mich auf die Seite und sprach: „Es ist uns Civilbeamten zwar nicht erlaubt, mit den Offizieren der angeworbenen Truppen mehr denn Höflichkeitsverkehr zu tauschen. So Ihr, Don Artmanno, aber Lust traget, dann und wann ein Stündlein von Euren Exercitii und Studii abzubrechen und ein Glas des besten Cyperweines mit mir zu genießen, so kommt des Nachts — niemals bei Tag, es sei denn um wichtige Anliegen — dort in jenes große Haus. Sollet mir allezeit willkommen sein.“

Da ich nun in meiner Compagnie installirt gewesen, — unsere Kaserne, da auch wir Offiziere wohnen müssen, war ein schlecht Kastell oder Veste — hab' ich zuerst all' meine Zeit mit dem Anfang des Exercitium, so ein alter Sergeant mich gelehrt, zugebracht und es auch bald genugsam erlernet,

alsdann allen Fleiß angewandt, der ganzen Schul, des Feld- und Wachtdiensts kundig zu werden. Hab' auch in den Büchern, so vom Kriegswesen handeln, die ich in Venedig erkauft, fleißig geforscht und mich unterrichtet, also daß der Hauptmann, so ein Bavier von Chur, mit mir wohl zufrieden war.

In dieser Zeit war ich des Don Gaetano wohl oft ansichtig geworden, hatt' ihn aber nur ein- oder zweimal heimgesucht und war von ihm freundlich beneventirt und bewirthet worden. Auch hatten wir fröhliche Zwiesprach bis tief in die Nacht hinein. Schön und kostbar Geräth, aber weniger denn wir in unseren Stuben haben, stund in seinen weiten, gar hohen Gemächern, und sein Bedientenvolk bestand neben etlichen Venetianern aus lauter Arnauten, wie man die Leute des Landes nennt, große, starke und wilde Kerle, mit Waffen am Leib, mehr denn bei uns mancher Edelmann in seinem Hause hat.

Da ich nun nach etlichen Monaten des Dienstes wohl kundig geworden, wollt' ich mir wieder einmal eine Letze gönnen und ging zur dritten Stunde der Nacht wieder zu Don Gaetano. Da er mich eintreten sieht, grüßt er mich und sagt: „Ihr kommet zu günstiger Stunde, und hätt' ich, so Ihr jetzt nicht da waret, Euch und dem Hauptmann Botschaft gesandt, mich in Dienstsachen zu besuchen."

„Was giebt es Neues?" fragt' ich erstaunt.

„Es ist mir Anzeige gebracht worden," antwortete Don Gaetano, „daß die griechischen Mönche eines Klosters, etliche Meilen von hier im Gebirge, die schon seit vielen Jahren sich unbotmäßig erwiesen, mit Unterthanen, so sie in etlichen Dörfern haben, einen Anschlag gemacht, um einen Ort, da römisch-katholische Albanesen und Venetianer wohnen, die viel Seide ziehen, in ihre Gewalt zu bringen. Und weil übermorgen ein

großer Festtag unserer Kirche ist, da Alles, was zu ihr gehört, zu einem wunderthätigen Marienbild wallfahret, wollen die Kalogeri sammt ihren schismatischen Unterthanen jenes verlassene Ort überfallen und besetzen. Das soll und muß verhindert werden, und darum ist es mein Vorsatz, mit dem Hauptmann morgen früh zu berathen, wie viele Mannschaft sammt den Matrosen etlicher Galeeren, die im Hafen liegen, hinaufmarschiren sollen."

Weil ich leicht merkte, daß nun keine Zeit zu Pokuliren und Kurzweil, ging ich alsbald zum Hauptmann, so noch in seinen Kleidern war, und offenbart' ihm, was ich vernommen. Der war froh, daß es einmal etwas Anderes zu thun geben solle, denn Exerciren und am Meer sitzen und Langzeit pflegen.

Morgens zu früher Stund waren wir schon bei Don Gaetano. Da standen in seinem Hof die Mannschaften von drei großen Galeeren, nämlich nur die Seeleut', soviel ihrer entrathen werden mochte, denn die Rudersleute, so alle Sträflinge, hatte man auf den Schiffen gelassen. Es mochten der Matrosen in die sechszig Mann sein. Da wir Offiziere mit Don Gaetano, dem Proveditore, Raths pflogen, ward man eins, es sollte der halbe Theil der Compagnie unter dem Commando von Bavier und mir ausmarschiren, und zwar wir zuerst und alsdann in der Nachhut die Seeleut' unter zwei eigenen Offizieren. Also zogen wir, insgesammt wenig über hundert Mann, in's Gebirg und hatte jeder Mann unserer Compagnie dreißig Schüß bei sich und Proviant für drei Tage. Denn bei den Venetianern werden das Mehrtheil nur Soldaten angeworben, so gut mit der Muskete umzugehen wissen, und sind der Truppen, die mit Hallebarden oder Spießen handthieren, nicht Viele und schier nur in der terra dominante

in Garnisonen. Etwa eine Stunde vor Nacht waren wir auf dem Grat, der ob dem kleinen Flecken steht, dahin unser Marsch gerichtet war, mitten in einem dicken, finstern Wald. Das Kloster aber lag hinter dem Berg, so uns gegenüber stand.

Da hielten wir die Nachtrast; es sollte aber der Abstieg früh am andern Tag unternommen werden, damit wir im Ort wären, bevor das Volk desselben auszöge. Es war aber dieser Ausmarsch Niemand verborgen, doch wußten die von Durazzo nicht das Ziel. Wohl aber merkten es die Kalogeri, und die wurden Vorsatzes, uns das Prävenire zu spielen. Hatten auch sonst ein Gelüst, mit den Venezianern einmal anzubinden, hoffend, so uns ein Unfall passirte, möcht' es ihnen gelingen, eine allgemeine Rebellion des mohamedanischen Landvolks zu Weg zu bringen und die venetianische Herrschaft abzuschütteln, da sie dann das Land dem Türken überliefern wollten.

Bald nach Mittnacht kommt ein Bot des katholischen Bischofs von Durazzo in unser Lager und bringt dem Signor Gaetano ein Schreiben, darin das gesagte Vorhaben der Kalogeri verrathen ward. Also weckt er den Hauptmann, dieweil ich selbst mit etwas Mannschaft auf Wacht stand, und zeigt ihm den Brief. Der Hauptmann giebt Rath, den Capitän der Seeleut' in das Consilium zu rufen, da der Don Gaetano mit einstimmt. Die Herren, auf Baviers Meinung, der ein gar anschlägiger Offizier, beschließen, alsbald zu marschiren, bis wir auf eines Büchsenschusses Weite am Flecken sein würden, und allda hinter den Felsen verborgen zu bleiben, aber einen Mann, den Sergeanten, so mit mir exercirt, ins Geheim zum Aeltesten zu schicken und ihm zu befehlen, daß er, was vom waffentragenden Volk vorhanden, in der Stille wecken und bereit sein lasse, bis der Feind einbrechen würde.

Also geschah. Und waren wir vor dem Flecken, da es just tagen wollte, und hörten, hinter den Felsen liegend, die Hähne, so den Morgen anriefen. Brauchten auch nicht gar lang zu warten, da läuft ein Venetianer des Orts herbei und ruft: „Sie kommen!“ Und richtig — der Berg zur Linken war ganz schwarz von feindlichem Volk und wußten wir alsbald, daß dessen mehr denn das Doppelte soviel, als unser, die Leut' im Ort zugezählt.

Der Hauptmann schickt mich mit 30 Mann hinein; da fanden wir am andern End der langen Gasse etwan 80 bis 90 Männer mit wenig Feuergewehren, aber viel Spießen, so Cuspen (eiserne Spitzen) mehr denn eine Elle lang hatten und krummen Schwertern, postirt. So stellt' ich meine Leut ins erste Treffen und vermischte sie mit den Musketieren des Fleckens. Es war aber derselbe mit einer guten Mauer rings umwallet, darinnen viele Schießscharten, und hatte zwei starke Thore. Also wie die Kalogeri und ihr Volk ankommen und Alles verschlossen finden, werden sie Raths, das Thor einzubrechen, wußten aber nicht, daß alles Volk auf den Beinen war und gerüstet, sie nach Gebühr zu beneventiren. Der Aelteste, so ein Albanese, sagt zu mir: „Jetzt, Herr Offizier, lassen wir sie herankommen. Seht, da der große, dicke Kaloger, das ist der Prior des Klosters und unser schlimmster Feind. Den nehm' ich auf's Korn.“ Wie sie dann mit Beilen nah' herzukommen, das Thor einzuschlagen, legt der Aelteste seine Muskete an und schießt den Prior, der sich dessen nicht versah, mitten durch die Brust — daß er niederschlug wie ein Sack voll Mehl. Da merkten sie, daß hinter den Thoren und Mauer Bewaffnete stunden. Jetzt hättet Ihr, Junker Bundschreiber, die Sgrischa (Jammergeschrei) hören sollen ob dem Tod des

Priors, Fluchen und Geheul der Wuth — Alles in einem Mal. Die Albanesen sind aber nicht ein Volk, so von Etwas, das es sich fürgenommen, leichtlich absteht. Deß wurden wir bald inne. Die Kalogeri riefen alsbald Leute unter demselben Volk herbei, so mächtig große Schilde führten. Die liefen an, und ob auch Etliche ihr Wagniß mit dem Leben bezahlen mußten, so ließen sie nicht ab, hämmerten und hackten am Thor und Einer legt eine Petarde ans Schloß und zündet sie an. Da kracht dasselbe von einander und der Feind bricht in die Gasse.

Ich aber hatte, da ich des letzten Ansturms gewahr worden, meine Mannschaft von der Mauer abgerufen und mich in ein alt' groß' Gebäu retirirt, so einmal abgebrannt und nicht wieder aufgerichtet worden.

Da lagen wir hinter den Steinen und feuerten lustig auf den Feind, so viel Leut' verlor, konnten aber nicht hindern, daß manch eine Kugel auch unsere Leute traf. Und bald merkt' ich, daß sie alle Kunst und Kraft anwendeten, um zuerst Unserer Meister zu werden. Denn sie schlugen sich in die Häuser, stiegen auf die Wall- und Thormauern und schossen von dort in unser Volk, dessen gar bald immer weniger ward. Wären auch in kurzer Zeit zu unsern Vorfahren versammelt worden, denn ein Angriff, so von den übrigen Männern des Fleckens unternommen ward, schlug fehl, weil sie ohne Schießgewehr. „Wo bleibt der Hauptmann?" fragt der Aelteste. „Vermuthe, er will ihnen in den Rücken fallen," antwort' ich. Und in eben dem Moment hören wir Schießen und Trommeln vor dem Thor, und es war so, wie ich errathen. Da läuft der Aelteste, ob ihm auch die Kugeln um den Kopf sausen, und ruft nach der Nachhut. Und wir Alle

mit Eins springen auf und in den Haufen am Thor hinein, also daß der Feind zwischen zwei Feuern stehet. Da war die Scaramuzzia bald zu End, denn unser Volk, die Seeleut und die Nachhut schossen, hieben und stachen in den Haufen hinein, daß es eine Freud' war, zuzuschauen. Der floh in die Berge, und ob zwar müd und hungrig, wir ihnen standhaft nach, Willens ihr Kloster zu occupiren, wie es Don Gaetano befohlen.

Es hätte uns solch' Unternehmen übel bekommen mögen, so die mohamedanischen Albanesen nicht alsbald nach der Bataille in ihre eigenen Dörfer retirirt und die Kalogeri im Stich gelassen hätten. So aber kamen wir zu gleicher Zeit, ja theils vor ihnen zum Kloster, da dann Don Gaetano Abrechnung mit ihnen gehalten und sie gezwungen, eine große Brandschatzung zu zahlen. Wir aber blieben allda in die vierzehn Tage und hatten gute Tage, bis die Ranzion so zehntausend Zechinen betrug, bezahlt war. Denn die Kalogeri mußten das Geld von verschiedenen Städten, wo reiche griechische Kaufherren sind, entleihen. Also war denen Kalogeri der Schuß hinten hinaus gangen.

Muß Euch aber in Kürze noch ein seltsamlich Begebniß erzählen, so damals sich ereignet hat. Da war unter unsern Leuten Einer aus Tavanasa im Oberland, ein gar schöner Bursch, hieß Gieri mit dem Taufnamen, gutes Geschlechts. Der ist einstmals in der Nacht Schildwach im Klosterhof gestanden und war ein gar heller Mondschein. Wie er auf und ab geht, gewahrt er, daß ein Thürlein in der Mauer sich öffnet und ein Weibsbild heraustritt, eine schöne Person. Die tritt an ihn heran, schaut ihm keck ins Auge und winkt ihm, mit ihr zu gehen. Er aber, meinend es sei ein Geist — denn was hat ein Weib im Manns-Kloster zu schaffen — bekreuzt sich und

ruft die drei heiligen Namen an. Da lächelt sie und geht hinweg durch dasselbe Pförtlein; ist auch dieselbe Nacht nicht wieder erschienen. Wie er denn aber am folgenden Tag gegen Abend wieder dort vorbeigeht, jedoch nicht als Schildwach', sieht er das Thürlein halb offen stehen, und weil die Wach' just weiter entfernt, schlupft er hinein, und steht in einem engen Gange. Das Thürlein aber schließt sich hinter ihm zu. Dem Gang geht er nach, immer weiter und weiter, doch steht er oftmals still, zu losen (horchen). Denn es war nachtfinster in dem Gang, jedoch trockener, topfebener Weg. Doch dünkt ihm, es möchte an böse Oerter führen und will umkehren. Aber wie er steht und sich besinnet, vernimmt er Fußtritte und sieht ein Lichtlein ihm entgegenkommen. Da faßt er an sein Schwert, Willens Gegenwehr zu thun, so etwas Feindliches an ihn käme. War aber wieder das Mägdlein von gestern. Die nimmt ihn bei der Hand und leitet ihn vorwärts, außer wo der Gang so eng ward, daß nur Eines darin gehen mochte. Da merkt' er wohl, daß sie nicht ein Geist, sintemal die Hand sich gar weich und warm anfühlte. So sind sie eine lange Zeit marschirt, wollte ihm dünken, mehr denn eine Stund. Auf einmal sieht er vor sich einen hellen Schein, so immer größer wird, und das Mägdlein blast ihr Lämplein aus. Alsbald gewahrt der Gieri, daß sie im Freien sind. Ringsum standen hohe jähe Schrofen, so bolzgerade, daß kein Gemsjäger an den Wänden hätte klettern mögen. Und vor ihm war ein schöner Baumgarten, und dahinter ein herrlich Haus mit Säulen geziert. Das Alles war vom Mondlicht beleuchtet, und es dünkt dem Gieri er sei bezaubert. Und noch mehr — da die Jungfrau ihn hineinführt in ein groß schön Gemach, allwo an die acht oder zehn anderen Fräulein saßen

oder ſtanden. Eine Tafel war gedeckt mit köſtlichen Speiſen und edlen Weinen. Da ſetzen ſie ſich und heißen auch ihn niederſitzen neben der Jungfrau, ſo ihn hergebracht. Der Gieri war wohl zuerſt verwirrt ob dem Allem; nachher aber griff auch er zu und ließ ſich die Speiſen und den Wein wohl munden, auch gab er auf die Fragen, ſo ſeine ſchöne Nachbarin an ihn in toscaniſcher Sprach' ſtellte, Beſcheid. Als ſie mit Tafeln fertig waren, nahm eine der Fräulenen eine Laute und ſchlug einen Tanz, und die Andern ſtellten ſich und tanzten den Reigen, eine der andern gegenüber auf einem Fleck die Füßlein hebend und ſenkend, und plötzlich einander umfaſſend und im Kreis umherſchwingend. Sie haben dort allerhand Tanzweiſen, ſo uns gänzlich fremd. Drauf faßt den Gieri ſeine Nachbarin und zieht ihn in den Reihen. Aber weil ihm der ganz ungewohnt, macht er ſo ſchwere und unförmliche Sprüng, wie ein Bär und die Fräulenen kommen in ein ſolch Gelächter, daß Etliche ſchier zu Boden ſinken. Was dann geſchehen, wußt' er nicht mehr zu ſagen, aber es mochte wohl von den köſtlichen Weinen ihm zuviel eingeſchenkt worden ſein.

Baſta! Der Gieri blieb allda zwei Nächt und zwei Tag. Dann erſtellt' er ſich vor dem Hauptmann. Deß waren wir Alle froh, denn ſowohl wir Offizier' als ſeine Kameraden mochten den Burſchen wohl leiden. Da hat er dem Hauptmann und mir ſein Abenteuer erzählt. Weil er ohne Verlaub ausblieben, iſt ihm aber Arreſt bei Waſſer und Brod auferlegt worden. Wir beide haben eifrig nach dem Thürlein geforſcht, ſind im ganzen Hofraum umhergangen längs der Mauern, haben aber — gäb wie wir die Augen angeſtrengt — nichts funden, ſo einem geheimen Pförtlein glich. Der

andern Thüren waren viele. Da meinten wir, der Gieri habe uns Mährlein erzählt und nahmen ihn nochmals coram, hießen ihn mit uns gehen und das Thürlein weisen. Der ging stracks auf einen Fleck im Rundgang an der Mauer hin, meinend, er müsse es alsbald finden. Allein auch er schaute und suchte umsonst. Was geschieht? Am dritten Tag, nachdem er seines Arrests erlediget worden, bringt der Adjutant den Rapport, der Gieri sei verschwunden. Da schaut der Hauptmann mich an und ich schau' ihn an. Und wir dachten dasselbe, nämlich, daß er wieder in dem schönen Haus sei bei den Fräulenen, meinten aber, er werde wohl wiederkehren. Aber Gieri ist niemals wiedergekehrt."

„Doch, was war das? Brennt's oder rief's Mordio?"

Tscharner war ebenfalls, wie Hartmann und andere Gäste aufgesprungen und an das Fenster geeilt. Ueberall sah man — es war erst die dritte Nachtstunde vorüber — Licht in den Fenstern und Neugierige herausschauen. Vorübergehende wurden angerufen, ohne Antwort zu ertheilen. Jetzt stürzte ein Offizier in die Trinkstube, rufend:

„Der Bundslandammann Hans Sprecher liegt meuchlings ermordet, Hauptmann Jeuch ist verwundet!"

Ein allgemeiner Schreckensruf antwortete ihm. Einer der Anwesenden fragte:

„Wer sind die Mörder?"

„Sie sagen," antwortete Jener, „der französische Baron und seine Spießgesellen, so vorhin hier gewesen."

Planta und Tscharner eilten hinaus, Beide wortlos und bestürzt. Während sie über die Gasse schritten, dem „Wilden Mann" zu, sprengte ein Reiter in vollem Galopp die Gasse hinab, dem Churer Thore zu, das so eben geschlossen werden

sollte. Planta warf sich ihm entgegen und faßte das Roß am Zügel. „Steigt ab, Herr!“ rief er, „und weiset Euch aus, wer Ihr seid!“

„Ah, c'est vous! Tenez, voici!“ antwortete der Reiter. Es erfolgte ein Schuß. Hartmann stürzte nieder, und Heinz — denn er war der Reiter — schlug den Thorwächter, welcher eben die Flügel des Thores erfassen wollte, zu Boden und sprengte hinaus.

Der „Wilde Mann,“ in welchen Sprecher und Jeuch sich vor einer kleinen Stunde begeben hatten, lag nahe der Kirche und zwar an der Stelle eines Theiles des wenige Jahre später erbaueten Brügger'schen, nachher Sprecher'schen Hauses. Hieher verlegt die Ueberlieferung die nun folgende geschichtliche Scene.

Das einfache Gemach, in welches die Beiden traten, war der eingetretenen Kälte wegen mäßig geheitzt, und enthielt vier Betten und sonst wenig Hausrath. So einfache, ja dürftige Ausstattung der Wohnräume in den Herbergen — Chur ausgenommen — fand der Reisende auch in den größten Ortschaften des Landes, und der vornehmste Mann nahm keinen Anstand, mit einem schlichten Landmann, wofern derselbe unverdächtig, in der gleichen Kammer zu schlafen.

Sobald der Wirth die beiden Herren die Treppe hinaufgehen hörte, brachte er auf einer Platte zwei Pokale voll Würzweines, den Schlaftrunk. Jeuch's ansichtig werdend, den er wohl kannte, aber als Gast nicht erwartet hatte, entschuldigte er sich, daß er ihm kein Bett bieten könne.

„Laßt es gut sein, Meister Möhr,“ sprach der Oberst, „in dem meinigen ist noch Raum für den Hauptmann, obwohl Euere Betten für unser Eins wohl kurz gezimmert sind.“

„Die beiden Herren sind auch extra lang," meinte Möhr lachend. „Und was die Breite anbelangt — nun, will noch eine Decke herschaffen."

„Ist nicht nöthig," erwiderten Beide und der Wirth wünschte eine geruhsame Nacht.

Ehe Sprecher sich niederlegte, schrieb er noch einen Brief an die Seinigen in Davos, füllte ein Brevetformular für den Capitän-Lieutenant Hartmann von Planta aus, unterzeichnete und siegelte es.

Jeuch, von dem Ritte in der Winterkälte schläfrig geworden, hatte sich niedergelegt und war sofort eingeschlafen. Auch Sprecher war zur Ruhe gegangen, hatte aber der drei Freunde wegen, die noch im Rathhause verweilten, das Licht nicht gelöscht. Auf dem Kirchthurme schlug die Glocke die neunte Stunde, da vernahm der Oberst die Tritte von Männern, welche die Treppe heraufstiegen. In der Meinung, es seien die Zimmergenossen, blieb er ruhig liegen. Die Thüre öffnete sich und herein traten Baron Rosté und seine drei jungen Leute, sämmtlich die Degen in den Händen.

„Ihr erinnert Euch," hub der Baron an, „dessen, was vorhin im Rathhause vorgefallen ist. Ihr habt in mir Se. Majestät den König schwer beleidigt. Das verdient exemplarische Züchtigung. Comment! Ein Magistrat einer so kleinen Republik sollte es wagen, nicht blos die Pläne des großen Cardinals kontrekarriren zu wollen, sondern selbst dessen Abgesandten zu beleidigen? Aber Ihr sollt mir Abbitte leisten, oder —"

„Und was, oder?" fragte Sprecher, der sich aufgerichtet hatte und im Begriffe stand, sein Schwert zu ergreifen, das jedoch nicht im Bereiche seines Armes lag.

„Cela, Monsieur!“ rief Heinz und stieß dem Wehrlosen seinen Degen in die Seite.

Ueber dem Wortwechsel war Jeuch erwacht. Sofort geistesgegenwärtig erfaßte er die Situation mit einem Blicke, sprang neben dem Oberst vorbei in die Stube und suchte nun auch seines Schwertes habhaft zu werden. Aber auch er empfing eine Wunde in die Brust. Dennoch gelang es Beiden, unbewehrt, wie sie waren, nach der Erzählung des Doktors Fortunat, die Mörder aus dem Gemache zu werfen, wobei Sprecher noch zwei Stichwunden empfing. Die Franzosen ergriffen die Flucht und scheinen in der entstandenen Verwirrung alle entkommen zu sein, obgleich Jeuch zum Fenster hinaus Mordio gerufen hatte.

Es erschien der Wirth, welcher sofort den Bader des Städtchens herbeiholte. Dann stellten sich auch Finer, Tscharner und Jenatsch ein, ja es füllte sich die Stube mit Freunden der beiden Verwundeten.

Der Bader erkannte bald, daß die Wunde Sprechers in der Seite eine tödtliche war. In der That verschlimmerte sich sein Zustand von Stunde zu Stunde und des folgenden Nachmittags entschlief er, wie sein Bruder berichtet, „unter inbrünstiger Anrufung des Namens Gottes und Bekenntniß seines heiligen Evangeliums.“

Wie seine Mordgesellen hatte auch Baron Rosté das Weite gesucht. Ob er Anstifter der Blutthat oder selbst auch nur das Werkzeug eines weit höher Stehenden gewesen, ist noch heute nicht aufgeklärt. Requisitionen, welche von Seiten der Bünde behufs strenger Bestrafung desselben bei Richelieu wiederholt erhoben wurden, scheinen unbeachtet geblieben zu sein. Und eben dieser Umstand, sowie die Thatsache, daß

wenigstens zwei der Genossen an der Mordthat am nämlichen Abend erst aus Frankreich angekommen waren, berechtigen zu der Vermuthung, daß man den Obersten, weil er als sehr einflußreicher Mann durch seine mißtrauische Opposition gegen das Bündniß mit Frankreich, welche übrigens durch die Ereignisse des Jahres 1637 gerechtfertigt werden sollte, dem Cardinal unbequem geworden war, aus dem Wege geschafft habe.

Sprecher's Leiche wurde nach Davos hinaufgeführt und dort in der Grabstätte seiner Familie beigesetzt.

Neunzehntes Capitel.

Eine Lebens-Rückschau. — In einer Mördergrube.

Wir müssen jetzt die Pfade verfolgen, die einer der Mörder wandelte. Heinz hatte sich nach der blutigen That im „Wilden Mann" zu Maienfeld von Rosté und den übrigen Genossen getrennt und, wie wir gesehen, mit Gewalt sich den Weg zum Städtchen hinaus gebahnt. Nach einem scharfen Ritt erreichte er Chur, zwar zu später Abendstunde, aber immerhin noch früh genug, um einen der Knechte des Roodmeisters wach zu finden, ihm sein schweißtriefendes Roß zu übergeben, dessen Miethzins nebst einem reichlichen Trinkgelde zu entrichten und unter Angabe eines erdichteten Reisezieles ein frisches Pferd zu entleihen, welches der vom Golde geblendete Knecht, der ihn überdies als guten Kunden

wohl kannte, ihm unbedenklich anvertraute. Sein wirkliches Ziel war Mailand, und der Zweck, den er im Auge hatte, von dem dort wohnenden Großoheim, dem Marchese, unter dem Vorgeben, daß er von seiner Mutter gesandt sei, Geld zu erschwindeln. Unbehelligt, weil jenseits der Herrschaft noch Niemand von der Ermordung Sprecher's wußte, gelangte Heinz, der sein Roß nicht schonte, über die Grenze und nach Mailand.

Heute finden wir ihn auf der Rückreise. Der Verwegene fand es zwar doch gerathen, ehe er den Boden des Bündnerlandes wieder betrete, in Cläfen, wohin er morgen früh zu gelangen hoffte, eine Weile zu bleiben und zu horchen, ob auch er als einer der Mordgesellen Rosté's genannt werde. Trotzdem, daß vor eilf Jahren auch die Grafschaft Cläfen von den Bünden sich losgerissen, bestand doch ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Beiden und es unterlag keinem Zweifel, daß die Nachricht von den Vorfällen in Maienfeld schon seit etlichen Tagen durch Reisende oder Säumer nach Cläfen gelangt sein werde. Schon als er auf dem Hinwege nach Mailand daselbst übernachtete, hatte er sich einen fingirten Namen beigelegt, und unter diesem hoffte er unerkannt zu bleiben.

Sein Besuch bei dem Großoheim hatte ihm Früchte getragen.

Der Marchese, bei welchem er durch seine große Aehnlichkeit mit Donna Isabel und durch mancherlei Mittheilungen aus der Familie sich leicht legitimirte, hatte, nicht ahnend, wie schnöde er getäuscht wurde, den hübschen und gewandten Neffen, der sich überdies als guten Katholiken aufspielte, in seiner Art freundlich aufgenommen, ihm eine Capitänsstelle in der spanischen Armee, jedoch in Peru, in Aussicht gestellt und, obwohl über Donna Isabel's angebliche Sinnesänderung verwundert, eine nicht unbedeutende Summe für dieselbe nebst einem beträchtlichen

Reisegelde mitgegeben. Sobald er nach Chur gelangt, sollte er nämlich, mit Empfehlungsschreiben vom Großoheim versehen, die Reise nach Madrid antreten und von dort aus nach Lima abgehen. Heinz hatte zwar Geld und Briefe unter tausend Danksagungen in Empfang genommen, war aber mit sich selbst noch nicht in's Reine darüber gekommen, wohin er seinen Wanderstab und sein Schwert tragen solle; nach Peru oder Paris? Dort winkte ihm eine schöne Carrière und Gold — in Frankreich vielleicht noch rascheres Avancement, Ruhm, aber auch Genuß aller Art. In des Großoheims peruanischer Sendung witterte er die Absicht, des niedriggeborenen Neffen sich zu entledigen, und eben dies trug vielleicht das Meiste dazu bei, daß bei Erwägung des Wohin? die Wagschale sich mehr zu Gunsten Frankreichs neigte.

Jetzt ritt er, nach einer fröhlichen Mahlzeit mit Offizieren der Feste Fuentes, an einem trüben, stürmischen Winter-Nachmittage nach Riva auf der Straße des Sasso Corberio. Weshalb verriethen jetzt die Züge dieses Antlitzes, auf dem sonst so oft ein helles Lächeln thronte, einen so ungewöhnlichen Ernst? Warum legte sich die Stirn in so düstere Falten, und was wollte die Hand, dann und wann sich erhebend, gleichsam wegscheuchen?

Auf diesem gefährlichen Wege war vor mehr denn dreizehn Jahren ein Besserer als er, ein Mann von ganz anderem Schrot und Korn, in heißer Sommerszeit geritten und hatte schwere Seelenqualen gelitten. Eine Vision, eine vorausschauende, war vor des Säumers geistiges Auge getreten und hatte ihm den nahe bevorstehenden Untergang eines ihm wohlbekannten volkreichen Fleckens, des reichsten Ortes in weiter Runde verkündet. Mit unsäglichem Weh hatte er den stürzenden Berg, die Ver-

nichtung von Plurs im Gesichte gesehen, mit solchem Weh, weil auch sein Gebet das Verhängniß nicht abzuwenden vermochte. Dieser Biedermann hatte um das Loos der tausend Plurser geweint.

Der aber heute desselben Weges ritt, hatte nicht eine vorausschauende Vision. Und doch sah er, aber rückwärts blickend, Gestalten und Scenen aus seinem vergangenen Leben vorüberschweben, die in ihrer dramatischen Lebendigkeit und Wahrheit immer ernstere, ja allmälig immer furchtbarere Umrisse annahmen.

Zuerst die Tage sonnenheller Kindheit in der Alpenheimat, da er in den Matten und am Saume des Tannenwaldes sich frohen Spielen hingiebt, oder vom ehrwürdigen, silbergelockten Großvater die ersten Elemente des Wissens empfängt. Schon damals erhebt sich seine Hand nicht nur gegen den jüngeren Bruder, sondern in Trotz und Bosheit gegen die Großmutter; Spielgenossen, die sich seinen Befehlen nicht unterwerfen, schlägt seine Hand blutig.

Der Schauplatz wechselt. Es sind nicht mehr hohe Gebirge, dunkle Wälder, in denen der wilde Knabe umherschweift: weit, unermeßlich, dehnt sich die schneebedeckte Pußte. Am fernen Horizont hier ein Kirchthurm, dort ein hoher Brunnenschwengel. Roßheerden schweifen darauf und scharren den Schnee auf nach spärlichem Futter, und vorüber braust auf struppigem, aber schnellem Rößlein der Tschikosch. Jetzt hat er ein Rudel Wölfe erspäht, die der Heerde sich nähern; ein Pfiff, alle Rosse schauen auf, gewahren den Feind und bilden den Ring. Zähnefletschend zieht sich Isegrimm zurück. Aber dort, unweit des Brunnens ist ein Stamm wandernder Zigeuner gelagert, braunes, wetterhartes Volk; junge und alte Männer und Weiber, nackte Kinder, in ihrer Mitte ein uralter Mann, der Herzog, in

weißes Linnen gekleidet, wie seine Vettern in Indien, mit dem Turban auf dem Haupte. Einer der Wölfe hat sich auf Umwegen der Gruppe genähert; schon funkeln beim Anblicke der spielenden Kinder vor Heißhunger und Mordlust des Räubers Augen. Da stürzt ein zehnjähriger Knabe — dieser ist bekleidet und von hellerer Hautfarbe — den Beilstock schwingend auf den Wolf zu und erschlägt ihn. Das ist er selbst, Heinz; es ist die erste Probe seines Muthes. Die Zigeuner umringen ihn, seine That preisend, zum Herzog führen sie ihn. Der forscht aufmerksam in dem schönen Knabenantlitz und in den Linien der linken Hand. Dann spricht er: „Der Weltenschöpfer hat dir Leib und Geist mit schönen Gaben geschmückt, und dein Weg, wenn du sie wohl anwendetest, könnte dich zu sonnenheller Höhe führen. Aber dein Pfad wird ein verworrener und unreiner sein, und frühe führt er dich nach bösen Thaten, in die ewige Nacht hinunter.“

So hatte der Alte gesprochen, und seine Worte blieben dem Gedächtnisse von Heinz unauslöschlich tief eingeprägt.

Wieder wechselt die Scene. Aus den Pußten Ungarns war der Stamm im Laufe der Zeit nach Frankreich und Spanien gewandert. Noch immer lebte der Patriarch und dann und wann erschien er, zumal jetzt, da er meist hier sich aufhielt, in der Mitte auch dieses Zweiges seines Volkes. Es war in der Nähe eines schönen Schlosses, nahe der französischen Grenze, dessen hochbejahrter Besitzer dem Alten von Jugend auf befreundet war und ihm überdies die Rettung aus lebensgefährlicher Krankheit verdankte. Die Art seines Volkes kennend, hatte der Herzog bei hoher Strafe verboten, an irgend welchem Eigenthum, lebendem oder todtem, des Schloßherrn sich zu vergreifen oder die Bauernsame der Umgebung zu schädigen.

Eines Tages führt den Grafen sein Jagdpfad an dem Zigeunerlager vorüber. Er grüßt den alten Freund und erblickt den nun fast fünfzehnjährigen Heinz; er stutzt; die sprechende Aehnlichkeit mit einer geliebten nahen Verwandten ist ihm aufgefallen. Er forscht nach des Knaben Herkommen und da er vernimmt, derselbe stamme aus der Schweiz, steigt eine Vermuthung in ihm auf. Den mehr als halb Verwilderten gedenkt er seiner Umgebung zu entreißen und ihm eine christliche Erziehung angedeihen zu lassen. Er nimmt ihn mit sich auf sein Schloß und forscht ihn aus, und manche Aussage des Knaben bestätigt seine Vermuthung, anderes wieder stimmt nicht.

Wie er dann, häufiger im Schlosse verkehrend, mit dessen Gelegenheit und des Grafen Gewohnheiten vertrauter geworden, tritt eines Tages der Versucher an ihn heran. In einem der Gemächer verwahrte Jener sein Geld, und er, Heinz, hatte einmal gesehen, welcher Spinde derselbe eine Rolle mit Gold entnommen, die er selbst dem Herzoge als Geschenk hatte bringen müssen. Schon längst ersehnte er, die Zigeunerbande zu verlassen, deren Lebensweise — heute festliche Mahlzeiten, morgen bitterer Mangel, mühsames Wandern bei Sonnengluth und harter Kälte — er verabscheute, deren Verachtetsein bei ihren Mitmenschen seinem Stolze widerstrebte. Heinz sehnte sich hinweg zu Seinesgleichen, seine Seele träumte von Ruhm und Wohlleben. Er ahnte nicht, welch' gütige Absichten der Edelmann mit ihm hatte und daß er ihn beobachten und prüfen wollte. Wenn der Stamm weiter zieht, dachte Heinz, wird der Graf mich mit Jenen wandern lassen, in neue Entbehrungen und Mühsale hinein.

In einer Nacht, da er schlaflos im Walde liegt, wird der Wunsch, frei zu werden, in seiner Seele mächtiger. Die Mittel

hiezu liegen ja nicht außer dem Bereiche seiner Hände. Was bedarf er zur Flucht über die nahe Grenze? Ein Roß, einen Beutel mit Geld, ein Schwert. Das Alles findet er im Schlosse, und wie leicht! Allein ein Rest von Scham, der Scham der Dankbarkeit gegenüber einem so gütigen Manne hält ihn noch zurück. Da flüstert der Versucher ihm die Worte zu: „Warum erlöst er dich nicht von diesem Volk? Es würde ihn ja nur ein Wort kosten.“ Der Versucher siegt. Leise hat Heinz sich von der Seite seiner Gefährten erhoben; auf Umwegen ist er zum Schlosse gelangt, und nach einer Stunde sieht der in allen Künsten der Zigeuner Erfahrene sich im Besitze eines raschen Pferdes, anständiger Kleidung und eines Degens; aber er hat sein erstes schweres Verbrechen, und zwar, freilich ihm unbewußt, an seinem Großoheim, begangen. Schon am Morgen liegt der Pyrenäenpaß hinter ihm und er trabt der französischen Küste entlang. Nach einem Ritt von mehreren Wochen steht er jedoch, während des Schlafes von Räubern ausgeplündert, vor dem Obersten eines Regiments in Blois, dem er seinen Dienst anbietet.

Wieder sind mehrere Jahre verstrichen. Das Regiment liegt in einer andern Stadt in Garnison. Der Rekrut ist zwar mehrmals schwer bestraft, aber in den Kriegen, welche Frankreich führte, durch ungewöhnliche Bravour und militärische Begabung ausgezeichnet, dennoch Cadet geworden — der schönste Offizier des Regiments. Wie viele Liebesabenteuer hatte er mit den leichtlebigen Mädchen des Landes gehabt! In jener Stadt lebte die Tochter eines reichen Kaufmannes, ein ebenso schönes als sittsames Mädchen. Sie beachtet ihn nicht, der in heftiger Leidenschaft für sie entbrannt ist. Ihr Herz gehört einem Kameraden von Heinz an. Einst überrascht er

Beide in einem Stelldichein. Wüthende Eifersucht läßt ihn seinen Degen ziehen, den Begünstigten mit Schmähworten überschütten. Noch ehe dieser sich völlig zum Kampfe erstellt, dringt ihm des Cadetten Schwert durch die Brust.

Er muß fliehen, die Schandthat versperrt ihm, — das weiß er — wenigstens für längere Zeit, den Eintritt in irgend eine andere Truppe. Jetzt treibt er sich, fern ab von jener Stadt, in Wäldern umher und wird Genosse einer Räuberbande. Aber das kümmerliche, harte Leben unter Zigeunern hat Heinz nicht verlassen, um es mit dem noch elenderen Dasein unter Marodeurs und Räubern zu vertauschen. Er verläßt sie und tritt unter anderem Namen bei einem Regimente ein, das zur Belagerungsarmee vor La Rochelle abzumarschiren im Begriffe steht. Wiederum muß er von der Pike auf dienen, aber so glänzende Befähigung legt er bei der berühmten Belagerung, besonders bei der Abwehr der häufigen Ausfälle ab, daß er, als dieser letzte Hort der Hugenotten endlich dem Hunger erlag, als Offizier in seine neue Garnison in der Nähe von Paris zurückkehrt.

Von Neuem steht ein düsteres, häßliches Bild vor der Erinnerung des Reiters. Eine liebenswürdige, geistreiche Dame, die Tochter eines Barons (in dessen Schlosse der Leser sich umgesehen), hat dem verführerischen jungen Manne ihre Liebe geschenkt, nachdem er sich bei ihr und deren Vater als der Sohn einer berühmten alten Bündner Familie eingeführt. Auch der Vater hat sich von ihm bestricken lassen und ihn mit Geldmitteln versehen, um — wie Heinz vorgiebt — in der Heimath einen kostspieligen Proceß zur Geltendmachung von Erbansprüchen führen zu können. Wenn dessen Ausgang ein günstiger, darf er um Madelaine anhalten, und ihre Hand wird ihm wohl

kaum versagt werden. Wie aber, wenn sich herausstellt, daß sie sich mit einem Schwindler verlobt? Von Neuem hatte die Aussicht ihm sich eröffnet, mit ehrlichen Mitteln — denn der heißgeliebten Tochter würde der Baron auch den besitzlosen, aber hochbegabten Offizier nicht verweigert haben — in eine edle und reiche Familie einzutreten und sein Lebensglück zu begründen. Aber er hatte den Weg des Betruges gewählt. Sie mußte, so beschloß er, durch Verführung seine Mitschuldige werden. Aber die tugendhafte Hugenottin widerstand. Er will zur Gewaltthat schreiten: da tritt der von der Jagd zurückkehrende Baron in das Zimmer. Mit seiner Reitpeitsche straft er den Frevler, seine Rüden jagen ihn zum Schlosse hinaus. Heinz entflieht nicht blos dem Hause, sondern einstweilen auch der Stadt.

Und nun hat er nach vieljähriger Abwesenheit seine Heimath besucht. Und hier taucht das Bild auf von der kranken Großmutter, die er des Nothpfennigs für ihr Alter beraubt, vom leiblichen Bruder, gegen den er das Schwert ziehet.

Nach Frankreich zurückgekehrt ergiebt sich Heinz immer mehr seinen Leidenschaften, vor Allem dem Spiel, und es ist dies Laster, das ihm in jenem Spielhause zu Paris beinahe das Leben kostet.

Zum zweiten Mal sucht er später die Heimath auf, und die Scenen, die jetzt in völligster Frische an seinem innern Auge vorüberziehen, unter ihnen zwei neue Blutthaten — wir kennen sie.

Welche Summe von Verbrechen und Lastern, von Schandthaten, Gemeinheiten, von unentschuldbarer Verschwendung reicher Geistesgaben! Und das Alles von einem Jünglinge begangen, der noch nicht sein siebenundzwanzigstes Altersjahr

erreicht hat! Wie sie alle jetzt in langer Reihe seinem rückschauenden Blicke in entsetzlicher Deutlichkeit sich darstellen, fühlte auch er, der Vermessene, ein innerliches Erbeben, und es war ihm — jedoch nur einen Augenblick, als müsse seine Seele nach einem Retter vor den Gestalten des Abgrunds schreien. Ja, es gab einen Retter auch für ihn, den verlorenen Sohn, aber er wußte von ihm kaum vom Hörensagen. Doch — in jenem Momente schien seine Seele sich zum Throne des Allbarmherzigen aufschwingen zu wollen: es war ihm, als sei er wieder ein Kind und die fromme Großmutter falte selbst seine Hände und spreche ihm ein romanisches Gebet vor. Aber nachdem dieser Moment vorüber, den er nicht festzuhalten vermochte, war es weniger Reue über eine durch Selbstverschuldung verlorene Jugend und unzählige Sünden und schwere Verbrechen, als unfruchtbarer Aerger über verscherztes Glück, vielleicht verfehlte Carrière, Zorn über sein Ungeschick; und nun versank seine Seele in noch finstrere Gedanken. Sie sprachen zu ihm: „Sieh, dein Leben ist doch verfehlt; du hast kein Glück. Auch in Peru würde ein neidischer Dämon den Becher der Fortuna dir wegreißen, im Augenblicke, da deine Lippen seinen Rand berühren. Wirf die schnöde Last des Lebens von dir; sieh hier unten der tiefe schweigende See, ein Sprung und du bist frei.“

„Ich bin noch zu jung,“ antwortete er laut, wie wenn der Versucher neben ihm an der Felswand herschritte. „Ich will genießen, was das Leben mir noch bieten kann. Auf nach Peru, Schätze zu sammeln!“ Aber doch war ein Stachel in seinem Gewissen haften geblieben, dessen Stimme von nun an nicht mehr völlig zum Schweigen zu bringen war, vielmehr seine leise nagende Arbeit fortsetzte.

Der Saumpfad senkte sich abwärts, die Häuser von Riva kamen in Sicht und bald, bei furchtbarem Schneesturm und einbrechender Nacht, stellte er sein Roß in der Herberge bei Pietro Martire Ferrario ein.

Dieselbe stand dicht am Ufer des See's und war ziemlich geräumig. In der dunkeln Wirthsstube befand sich anfänglich Niemand als ein alter Bettler, den das ungestüme Wetter genöthigt hatte, hier eine Zuflucht zu suchen. Beim Eintritte des vornehm aussehenden Gastes erhob sich der Alte mit ehrerbietigem Gruße und setzte sich wieder auf die Bank am Ofen. Heinz, noch unter dem Eindrucke der schweren Stunde, die er erlebt, stehend, nickte mit dem Kopfe und begann in der Stube auf und ab zu gehen. Bald erschien die Wirthin, eine derbe Gestalt in schmierigem Gewande, mit eisgrauen Locken, die unter der Kappe hervorquollen. Die Züge verriethen eine Mischung von Bosheit und Gemeinheit, die großen Augen einen Abgrund von Verworfenheit. Ohne Weiteres ging sie auf den Bettler zu und faßte ihn am Arm. „Hinaus da," rief sie ihm zu, „wenn du nicht Parpajolen hast, eine Halbe Wein zu bezahlen!"

„Hinaus in diesem Wetter, Padrona? Habt Erbarmen! Komme ja fast nie, hier zu heischen."

„Ob oft oder nie, gilt mir gleich. Fort, Kerl!"

Und sie drängte ihn gegen die Thüre.

„Gebt dem Mann eine Halbe und zu essen, Frau!" sprach Heinz. „Ich bezahl's. Mir bringt auch einen Krug guten Weins."

Sie sah ihn von der Seite an und murmelte: „Wenn Ihr Euer Geld fortzuwerfen habt, Herr, so hab' ich nichts dagegen. Hier wird sogleich bezahlt."

Während Heinz in die Tasche griff und ihr einen Filippo hinwarf, ruhte ihr Blick gierig auf dem Beutel, als wollte er dessen Inhalt erforschen. Sie ging. In dem Augenblicke, da die Thüre sich hinter ihr schloß, trat der Bettler schnell an de Saß heran und flüsterte ihm in's Ohr: „Flieht, junger Herr, flieht, wenn Euer Leben Euch lieb.“ Dann setzte er sich wieder. Es blieb Heinz keine Zeit mehr, den Alten um nähere Auskunft anzugehen. Draußen auf dem Gang erschienen Männer, welche den Schnee von Kleidern und Stiefeln abschüttelten. Es waren der Wirth und seine drei Buli (Mörder), die ihn fast immer begleiteten. Pietro Ferrario hatte sich durch Erpressungen, Angebereien bei den Spaniern und Akte der Rache so viele Feindschaften zugezogen, daß er in Riva und Umgebung niemals allein auszugehen wagte. Von seinem Standtpunkte aus und in seiner Lage hatte er freilich Recht, wenn er in dieser gesetzlosen Zeit, wo seit dem Protestantenmorde im Veltlin und seit der Rebellion (1620) alle Bande der Ordnung aufgelöst schienen, und Mordthaten und Todtschläge fast etwas Alltägliches geworden waren,[21]) seine Person möglichst sicher zu stellen suchte und sich mit einer Art Leibgarde umgab, die er freilich auch zu Diensten in Haus und Feld und als Fischer verwendete. Wahrscheinlich waren es Leute aus Val Camonica, im Bergamaskischen, welches Thal bis weit in's 18. Jahrhundert hinein Banditen und Mörder um Lohn nach der Lombardei und zuweilen auch nach Bünden exportirte. Daß für sie bei der Ermordung und Ausplünderung von Reisenden in Ferrario's Herberge ein Beuteantheil abzufallen pflegte, läßt sich denken.

Als der Wirth und diese Buli des reich gekleideten Gastes ansichtig wurden, warfen sie einander Blicke des Einverständ-

nisses zu. Dieselben entgingen dem Auge des Bettlers nicht, ebenso wenig Heinz, welcher dadurch des Ersteren Warnung bestätigt sah und nun wußte, in welche Mördergrube er gerathen war. Er faßte den Entschluß, sobald er Speise und Trank zu sich genommen haben werde, die Herberge zu verlassen und trotz des Sturmes noch bis Cläfen oder doch wenigstens bis Mese zu reiten.

Die Wirthin hatte dem Bettler Wein und Käse gebracht, über welchen der arme Mann mit Gier herfiel; vor Heinz stellte sie eine Flasche Cypernwein, indem sie auch das baldige Erscheinen des Nachtessens ankündigte. Inzwischen suchte der Wirth ihn über das Wer? und Woher? auszuforschen, erhielt aber einsilbige Antworten. Ohne Argwohn that er von dem starken Weine nach einander einige Züge aus dem Becher, schien aber doch mehr und mehr etwas Fremdartiges darin zu entdecken. Er hielt die Flasche an das Licht.

„Wie findet Ihr den Wein?“ fragte Ferrario.

„Mich dünkt, er sei nicht rein,“ antwortete Heinz. „Woher habt Ihr ihn?“

„Nicht rein! Ihr trinkt wohl zum ersten Male Cypernwein, sonst solltet Ihr wissen, daß der ächte Cypro nach dem Lederschlauche schmeckt und riecht, in welchem er nach Italien gelangt. Bessern Cypro trinkt selbst Sr. Gnaden der Vicekönig nicht.“

Von jetzt an trank Heinz mit Vorsicht, auch während er das Nachtessen verzehrte, das gut zubereitet war. Dennoch begann er eine eigenthümliche Schwere im Kopf und in den Gliedern zu fühlen, eine zunehmende Schläfrigkeit kam über ihn. Der Bettler hatte den Kopf auf seine Arme gelegt und war schon eingeschlafen. Heinz wußte jetzt, daß ihm ein

betäubendes Getränk war vorgesetzt worden und errieth den Zweck. Allein er war nicht der Mann, um sich ungestraft abschlachten zu lassen. Mit einem Aufgebote aller Willenskraft kämpfte er die Schläfrigkeit und Gliederschwere nieder, fragte nach der Zeche, berichtigte sie und stand auf, um hinauszugehen und sein Pferd aus dem Stalle zu führen.

„Wie, Ihr wollt fort in diesem Wetter und bei der stockdunkeln Nacht?“ fragte Ferrario. „Nun, wie Ihr wollt. Doch, zuerst noch ein Wort! Ihr habt meine Ehre als Wirth angegriffen, indem Ihr in meinem Wein ein Haar finden wolltet.“

„Nun, was verlangt Ihr von mir? Euere Zeche ist bezahlt.“

„Ihr solltet mir Abbitte leisten oder Euere Worte widerrufen.“

Die Buli hatten sich an die Thüre postirt; der Wirth zog ein langes Messer aus dem Gürtel.

„Wollt Ihr widerrufen, Ja oder Nein?“ wiederholte er.

„Zurück, Ihr Hunde, von der Thüre und lasset mich hinaus!“ donnerte Heinz.

„Ecco! Ecco!“

Und zwei Messer, das eine vom Wirthe, das andere von einem der Banditen geschleudert, flogen an Heinz heran; eines sein Ohr streifend, das andere in seinen linken Arm. Im Nu war sein Schwert, das er nie abgelegt, entblößt und traf zuerst Ferrario in die Schulter, sodann den Buglio, der ihn verwundet, in die Brust. Von den beiden Uebrigen bedrängt, streckte er den Einen mit einem Kopfhiebe, den Andern, der mit aller Kraft einen Stoß in die Seite von Heinz führte, der aber am Geldbeutel abprallte, mit einem Stiche in die Brust zu Boden.

So war die ganze Bande entweder todt oder kampfunfähig. Allein jetzt erschien auch die Wirthin; an der Küchenthüre stehend, hielt sie ein geladenes Gewehr in der Hand, legte an und feuerte. Die Kugel traf nicht Heinz, der in diesem Momente bereits die Schwelle zum Hausgange überschritten hatte, sondern den fliehenden Bettler; dieser that noch einige Züge und gab den Geist auf. Heinz aber zog schleunigst sein Pferd aus dem Stalle, und ehe die Wirthin die Leiche des Bettlers, welche den Ausgang versperrte, zu entfernen vermochte, sprengte er bereits in die finstere Nacht hinaus, Cläfen zu.

Das scheußliche Weib horchte; dann schleifte sie den Todten in eine Ecke der Nebenkammer, wo sich eine geheime Fallthüre befand. Diese öffnete sich durch das Gewicht des Körpers und ließ denselben in die Tiefe gleiten. Dann schloß sich die Fallthüre wieder und verbarg diesen und viele andere heimlich Gemordete.

Erst jetzt, als sie wieder in die Wirthsstube eingetreten war, untersuchte sie den Zustand ihres Mannes. Derselbe war zwar schwer, aber nicht lebensgefährlich verletzt; zwei der Buli dagegen athmeten nicht mehr, der Dritte, der die schwere Kopfwunde empfangen, lag ohnmächtig in seinem Blute. Die Todten schaffte das starke Weib durch die Fallthüre hinab, nachdem sie auch diese ausgeplündert; die Ueberlebenden trug sie hinauf in eine Kammer und verband Beider Wunden.

Zwanzigstes Capitel.

Herzog Henry de Rohan in Chur.

Während dieser Vorgänge in Riva, herrschte in Chur ein frohes Leben und man sah viele Hände mit den Vorbereitungen zu festlichen Vorgängen beschäftigt.

Denn seit jenem Tage Anfangs Novembermonats, an welchem Joder Summerauer und seine Tänzerin gestorben waren, hatte die Pest die Stadt verlassen, wenigstens war dem Rathe kein Todesfall mehr angezeigt worden. Alles athmete froh auf und selbst Diejenigen, welche sich daran erinnerten, daß die Seuche auch in den Jahren 1628, 29 und 30 um dieselbe Zeit oder etliche Wochen später erloschen geschienen, um dann jedesmal im Spätsommer wiederzukehren tröfteten sich mit dem Gedanken, daß ihnen eine neue mehrmonatliche Lebensfrist vergönnt sei. Denn neben diesem grimmigsten Verderber erschienen dem Volke andere, auch schwere Krankheiten fast geringfügig, und unter Denen, welche die Pest gehabt und mit dem Leben davon gekommen waren, gab es Viele, welche sich nun für gefeit hielten gegen den Tod durch andere Krankheit, während unter den Ueberlebenden überhaupt der Glaube herrschte, es sei ihnen vom Aufhören der Pest an ein langes Leben vergönnt.

Die erzählten Vorgänge in der Poletta waren nicht geheim geblieben und Manchen, der bisher ein leichtsinniges Leben geführt, besonders die meisten Augenzeugen, hatte ein heilsamer Schrecken erfaßt. Zu diesen Letzteren gehörte jener Caspar Gumper nicht, welcher sich vermessen hatte, den Antistes Saluz wegen seines Votums für die Auflösung von dessen ver-

botener Ehe „eins zu versetzen“. Wohl kam er zu spät, um diesen Vorsatz während des Kirchganges des Antistes auszuführen. Da er ihm aber des nämlichen Tages neben dem Brunnen an der S. Martinskirche begegnete, stellte er sich ihm in den Weg und überschüttete den Geistlichen mit Schmähworten. Saluz ließ den Wüthenden eine Weile reden, während er ihn ruhig anblickte, dann sprach er: „So Ihr etwas wider mich und das Consistorialgericht zu klagen habt, wisset Ihr, wo Ihr es anbringen müsset. Gebet nunmehr Raum!“ Aber Gumper machte dem Vorbeischreitenden nicht Platz, vielmehr faßte er Saluz an der Brust und schüttelte ihn. Da ging dem alten Herrn die Geduld aus: mit einem Ruck sich losreißend, faßte er Gumper am Gürtel, hob ihn empor und tunkte ihn unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden in den Brunnen. Als der Genäßte, außer sich vor Zorn, dem lächelnd sich Entfernenden nacheilen wollte, gerieth er einigen handfesten Bürgern in die Fäuste, welche ihn übel zurichteten. Zu bösem Traktement gesellte sich noch die Strafe des Stadtvogteigerichts, welche in mehrwöchentlichem Sitzen in der „Kyche“ bei Wasser und Brod an jedem dritten Tage bestand. Auch mußte er Urphede schwören.

Dieser Scene gedachte man heute schon nicht mehr. Es war ein Sonntag und trotz der Winterkälte befand sich alles Volk auf den Beinen um dem Dankgottesdienste, welcher in beiden Kirchen gehalten werden sollte, beizuwohnen. Von allen Seiten wanderten sie, die Einen der Hauptkirche zu S. Martin, die Andern der S. Regulakirche zu. Hier einzelne Kirchgänger, dort eine ganze Haushaltung, der stattliche Bürger mit schwarzem Kirchenmantel über dem Festanzuge von Tuch, den Degen an der Seite, am Arme die derbe Hausfrau, welche dem Kleider-

mandate zum Trotz, es sich nicht nehmen ließ, in bunten Schuhen, hohem Spitzenkragen und goldener Kette stolz daher zu schreiten. Auch das hübsche Töchterlein, das neben den Brüdern hinterher wandelte, das Gesangbuch in der Hand, sittig die Augen niedergeschlagen, trug verbotenen Putz und Schmuck zur Schau, während die Gesellen, Lehrjungen und Mägde in ihren munter in die Welt hinausschauenden Augen und dem heimlichen Gekicher eine keineswegs sonntägliche Stimmung an den Tag legten. Davon durfte aber der voranschreitende Hausherr nichts gewahr werden, sonst gab es daheim Sermone, wo nicht auch noch tüchtige Schläge. Jetzt lüfteten sich aller Männer Hüte: vom Rathhause herauf schritten die drei Häupter der Republik: Michael von Finer, und als Ersatzmann für den ermordeten Oberst Sprecher: der Ritter Johannes Guler und Jakob Baliel der Landrichter; ihnen vorauf in den Farben die Weibel und Läufer des Gotteshaus- und Zehngerichtenbunds; es folgten die neun Geheimen Räthe, alle diese Herren mit den goldenen Amtsketten auf den schwarzsammetnen Wämsern und den Degen mit vergoldetem Griffe an der Seite. Hinter ihnen die zwei Burgermeister von Chur, die Raths- und Gerichtsherren, denen wieder der Rathsbote und die Stadtknechte, in den Farben der Stadt voraufzogen.

Es war ein stattlicher Zug, stattlich nicht blos an Zahl, sondern auch durch die Würde und den Adel persönlicher Erscheinung, besonders der beiden Bürgermeister und der Geheimen Räthe, und ein farbenprächtiges Bild durch die Mischung bunter Uniformen der venetianischen und französischen Obersten mit den Amtstrachten der höchsten Magistrate von Land und Stadt und ihrer Diener.

Mit dem feierlichen Dankgottesdienste waren die Festlich-

keiten des heutigen Tages keineswegs erschöpft. Denn kaum war derselbe beendet, so traf der Bericht ein, daß der seit mehreren Tagen aus Venedig erwartete Herzog Heinrich von Rohan Nachmittags in Chur einreiten werde. Ihm also galt der Schmuck des obern Thores mit Immergrün und Fahnen und die porta triumphalis, welche die Stadt am äußern Eingange zum welschen Dörfli errichtet und mit den Wappenschildern der Churer Geschlechter, mit Teppichen und so viel Blumen, als in den Häusern von Wohlhabenden zu finden gewesen, geziert hatte.

Es dämmerte fast, als der Herzog mit seinem Gefolge unter der Triumphpforte hielt. Hier trat der als Redner gepriesene Burgermeister Gregorius Meyer vor und hielt Namens der Stadt und der drei Bünde an den gefeierten Hugenottenführer und nunmehrigen Botschafter Frankreichs eine begeisterte Anrede, auf welche Rohan mit wenigen, aber herzlichen Worten erwiderte: Sein König habe ihm die Ehre erwiesen, ihm eine Sendung an die drei Bünde zu übertragen, um die Bande der Freundschaft, welche zwischen Frankreich und dem tapfern Volke der Grisonen schon seit langer Zeit bestehen, noch enger zu knüpfen und demselben einen Beweis seines aufrichtigen Wohlwollens zu geben. — Jetzt trat Anna von Menhardt, die schönste der Churer Jungfrauen aus der Mitte ihres Geleites hervor und überreichte ihm einen goldenen Lorbeerkranz, ein Geschenk der Churer Frauen. Der Herzog nahm ihn lächelnd entgegen, indem er bemerkte, seine Annahme möge den Damen der guten Stadt Chur ein Pfand dafür sein, daß er bestrebt sein werde, das werthvolle Geschenk, ein Symbol des Ruhmes, durch Thaten zum Vortheile der drei Bünde zu verdienen. Dann setzte sich der Zug unter Vortritt der städtischen Zinke-

nisten und Pfeifer in Bewegung, welche in Ermangelung eines ad hoc componirten Festmarsches den „B'satzigmarsch" bliesen.

Rohan stieg im Leuenhofe, dem Wohnsitze des ihm in Freundschaft verbundenen Ritters Fortunat Sprecher, ab. In Venedig, wo Letzterer vor fünf Jahren als Gesandter Bündens geweilt, hatte ihn der Herzog, der schon damals dort in Verbannung lebte, kennen gelernt, und seither waren die beiden Männer stets in vertraulichem Briefwechsel geblieben. Außer dem Herzoge selbst wohnte auch dessen Geheimsecretär und ein Adjutant im Leuenhofe, und Frau Ludovica sah man fortan fleißiger als sonst wohl ein in rothen Saffian gebundenes Manuscript, welches eine Menge Recepte zu feinen Speisen der bündnerischen, italienischen und französischen Küche und Patisserie enthielt, zu Rathe ziehen. Auf den Abend hatten die Häupter ein Bankett im Rathhaussaale veranstaltet, dem außer Rohan's Gefolge, den Geheimen Räthen und Rathsherren auch der Herzog von Candales beiwohnte, welcher mit Rohan die Reise von Venedig bis Chur gemacht hatte, am folgenden Tage aber seine Reise nach Frankreich fortsetzte.

Die Festlichkeiten zu Ehren Rohan's dauerten noch eine Reihe von Tagen; heute war es ein Festtanz oder, wie wir heute sagen würden, ein bal paré von der Stadt veranstaltet, morgen eine große Schlittenpartie nach Malans, zu welcher Fortunat Sprecher einlud; an einem folgenden Tage gaben die Zünfte einen Umzug nebst Bankett u. s. w.

Aber neben solchen Bezeugungen der Verehrung für den Herzog gingen in aller Stille ernstere Verhandlungen einher, bis er am 11. December von versammelten Häuptern und Geheimen Räthen seine Bestallung als Oberbefehlshaber der bündnerischen Truppen erhielt. Der Herzog hatte, ohne Zweifel

im Auftrage des Cardinals Richelieu, dessen doppelzüngige Politik mit Bünden und dem arglosen Herzoge übrigens schon im Jahre 1629 begonnen, diese Ernennung zum General der bündnerischen und schweizerischen Truppen selbst verlangt, um vorläufig Frankreichs officielle Betheiligung an der Wiedereroberung des Veltlins aus dem Spiel zu lassen. Um jedoch den Bündnern ein Unterpfand dafür zu bieten, daß später auch das officielle Frankreich in den Kampf gegen Oesterreich und Spanien eintreten werde, ward Rohan zugleich zum Ambassadeur bei den drei Bünden ernannt. Für seine politischen Pläne war Richelieu Alles daran gelegen, zu verhindern, daß die bündnerischen und Veltliner Gebirgspässe nicht mehr in die Gewalt von Austro-Spanien fallen möchten; aber während er, versteht sich im Interesse Frankreichs, zur Befreiung Bündens selbst gern die Hand zu bieten geneigt schien, hatte er durchaus nicht im Sinn, den Bündnern ihre Unterthanenlande nach deren Wiedereroberung in integro zu erstatten. Vielmehr sollten dieselben, wenn auch nominell wieder unter bündnerisches Regiment zurückerstellt, factisch einen gewissen Grad von Unabhängigkeit erhalten, grade hinreichend, um Frankreich einen überwiegenden Einfluß auf die Stellung der Veltliner Politiker nach Außen zu sichern. War dieser Zweck erreicht, dann gab man Rohan als Sündenbock dem Unwillen der Bündner Preis.

Diese unwürdige Politik durchschauten die weitersehenden bündnerischen Staatsmänner, durch den Vertrag von Monsonio gewitzigt, und Männer wie Jenatsch, Hans Sprecher, de Florin, Schmidt von Grünegk und Andere hatten vor derselben gewarnt. Die Verschlagensten unter ihnen — und unter diesen stand Jenatsch oben an — beschlossen indessen, von Frankreichs Treiben für des Vaterlandes, aber auch für die eigenen

Interessen soviel Nutzen zu ziehen als möglich, sich vorbehaltend, wenn Richelieu dann seine Karten offen legen und das Veltlin und die Bündner Pässe herauszugeben sich weigern würde, die alten Gegner der drei Bünde und Frankreichs selbst gegen Letzteres auszuspielen. Der großherzige, den Bündnern wohlgesinnte Rohan mußte dann ihrem Spiele freilich auch als Opfer fallen.

Von diesen dunkeln Intriguen hatten damals nur Wenige eine Ahnung, und zumal die guten Bürger der Stadt Chur, so eifrig sie noch vor wenigen Jahren für Spanien Partei ergriffen, gaben sich ganz ihrem Entzücken über die Liebenswürdigkeit des Herzogs hin. Aber auch die ernsteren Männer, die Politiker, waren vom Zauber seiner Persönlichkeit gefesselt, welcher durch einen Anflug schwermüthigen Wesens keineswegs gemindert wurde. Mochte er mit den Häuptern und Geheimen Räthen militärische und Staatsangelegenheiten auf dem Rathhause verhandeln, oder mit Fortunat Sprecher in vertraulichem Zwiegespräch sich über seine eigene Vergangenheit, über die Gegenwart und Zukunft ihrer Glaubensgenossen in Frankreich und andern Ländern ergehen oder bei Banketten die ungezwungene frohe Art des Volkes beobachten, überall offenbarte der Herzog eine ebenso hohe Geistes- als Herzensbildung, ein warmes Gefühl für seine Mitmenschen und aufrichtige Theilnahme für die Geschicke des Bündnervolkes.

Die Männer, mit welchen Rohan damals am meisten verkehrte, zeigten sich großentheils seiner Achtung werth. Es waren Männer von großer Thatkraft, von aufopfernder Vaterlandsliebe und hoher Einsicht. Mehrere derselben kennen wir schon: Michael von Finer, Fortunat Sprecher, Hans von Guler; zu ihnen gehörten noch der Burgermeister Gregorius Meyer, Landvogt Fortunat von Juvalta und Andere. Zu

derselben Zeit, da Bünden noch von den Nachwehen der Jahre 1621—1623 sich nicht erholt hatte, da es durch eine Epidemie von ungewöhnlicher Heftigkeit entvölkert wurde, da eine räuberische fremde Soldateska das Landvolk so sehr ausgeplündert und seines Viehstandes, seiner Vorräthe beraubt hatte, daß selbst die um ein volles Viertheil und hie und da noch weit erheblicher geminderte Bevölkerung Hunger litt — in eben dieser Zeit entwarfen jene energischen Patrioten den Plan zur socialen und politischen Rettung und Befreiung des Vaterlandes. Während in Chur die Grundzüge der Allianz mit Frankreich zur Wiedereroberung der Unterhanenlande entworfen wurden, gingen Gesandte in die Eidgenossenschaft ab, um auch deren Hülfe anzurufen, nach Innsbruck, Wien und Mailand, um den gleichen Zweck wo möglich auf diplomatischem Wege zu erreichen.

Um das einige Zusammenwirken aller Thalschaften — der meist katholische obere Bund hatte bisher immer eher zu Spanien hingeneigt — zu erzielen, sandten die Häupter und Räthe Abgeordnete in sämmtliche Gauen des Landes; sie sollten überall das Volk aufrufen, den alten Bundesbrief, die Grundlage der rhätischen Verfassung, aufs Neue zu beschwören. Und in der That, wo die Pest den Zusammentritt der Landsgemeinden nicht verhinderte, strömte das Volk selbst in der strengen winterlichen Zeit, trotz des hohen Schnee's, zusammen und leistete freudig den Schwur: „den Bund jetzt und hienach zu ewigen Zyten wahr, vest und stäth zu halten."

Es ging etwas wie eine prophetische Ahnung durch das so schwer geprüfte Bündnervolk, daß das Ende seiner Leiden herannahe und daß Gott ihm seine Gnadensonne aufs Neue scheinen lassen wolle. So erklärt es sich, daß diejenigen Männer,

die es an seine Spitze berufen, es wagen durften, das Volk nochmals zu so gewaltigen Opfern, wie der bevorstehende Krieg mit Austro-Spanien sie fordern würde — zwei Jahre später stellte Bünden nicht weniger als sechs Regimenter Fußvolk zu diesem Kampfe — aufzurufen.

Hinter der Thatkraft und dem Patriotismus der Räthe und des Landvolkes blieb der Rath und die Bürgerschaft der Stadt Chur nicht zurück. Kaum schien die Seuche daselbst gänzlich erloschen zu sein, so ordnete der Magistrat die Wiedererrichtung der seit dem Beginne der großen Unruhen, vor vierzehn Jahren, eingegangenen Lateinschule an und berief an dieselbe Männer wie den gelehrten Pädagogen Hartmann Schwarz und den Historiker Fortunat von Juvalta. Ein neues Erbrecht, an Stelle des bisherigen, dessen Unbrauchbarkeit die höchst verwickelten erbrechtlichen Verhältnisse dargethan, welche in Folge der Pest entstanden waren, wurde berathen und den Zünften vorgelegt, die dasselbe mit großer Mehrheit genehmigten, während gleichzeitig eine neue „Sanitäts-Ordnung" eingeführt und das Sittenmandat mit größerer Schärfe gehandhabt und gegen den Eigennutz derjenigen Handwerker und Krämer energisch eingeschritten wurde, welche den Mangel an Concurrenz zu ihrem Vortheile auszubeuten fortfuhren.

(Der Verfasser hat es nicht für unpassend gehalten, auch in einer mehr der Unterhaltung dienenden Erzählung seinen Landsleuten einen Spiegel der großen Beispiele eines in härtesten Zeiten unerschütterlichen und ausdauernden Patriotismus ihrer Väter vorzuhalten, an welchen unser gesammtes Schweizervolk, wenn einst — was Gott verhüte — auch für dieses eine Periode schwerer Drangsal und Unterjochung einkehren sollte, sich erbauen und aufrichten möge.)

Einundzwanzigstes Capitel.

Das goldene Vließ.

Während des in Chur herrschenden Festjubels gab es daselbst ein Haus, in welches die Freude nicht einzudringen vermochte. Donna Isabella und ihre Familie saßen tief in Kummer und Noth, und es schien fast, als ob auch ihnen bestimmt sei, den Becher der Leiden bis auf die Hefe zu leeren. Bald nach dem Weggange von Heinz waren zuerst die beiden Töchter, dann sie selbst in schwere Krankheit gefallen und Frau Mona vermochte der Aufgabe, allen drei Patienten die besonders sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen, kaum mehr zu genügen. Mitten in diesem Ungemach trat ein neues ein: Der Roodmeister, von welchem Heinz Pferde entliehen, forderte Schadenersatz für dasjenige Roß, auf welchem dieser nach Mailand gereist war. Seither waren mehr als drei Wochen verstrichen und Heinz, welcher bei dem Entleihen des Pferdes von einer nur kurzen Abwesenheit gesprochen, mochte verunglückt oder auf Nimmerwiedersehen verschwunden sein. Jetzt forderte der Roodmeister fünf Dublonen als Ersatz für das Pferd, und da Jener drängte, sah Conradin sich genöthigt, den letzten Nothpfennig, den seine Mutter noch besaß, hinzugeben.

Und als der Roodmeister befriedigt war, ordnete der Doctor Zacharias Beeli für die Genesenden kräftigere Speisen und Getränke an, und doch war durchaus kein Geld mehr vorhanden, um solche anzuschaffen. Da mußte beim Goldschmiede Pizarda Schmuck veräußert werden.

Es war nach der Mitte des Christmonats und schon rüsteten

die Hausfrauen der Stadt die Materialien zu den Backwerken, welche zu Neujahr in keinem Hause fehlen durften, zu den Birnenbroden, Gugelhupfen, Biscotins 2c., und selbst die ärmste Frau hatte ihre Bluzger seit vielen Wochen zusammengespart, um wenigstens etliche Birnenbrode backen zu können. Da der Rath das Verbot der Neujahrsgeschenke, das seit zwei bis drei Jahren gegolten, aber keineswegs streng befolgt worden, aufgehoben, strebten Viele, wenn auch nicht ohne Mühe, das Versäumte nachzuholen, und Handwerker und Krämer rieben sich über die viele Arbeit und den reichen Absatz ihrer Läden für die Geschenke froh die Hände.

Vielleicht war das Haus, in welchem Donna Isabella wohnte, das einzige in ganz Chur, in welchem heute keine Zurüstungen auf das Fest gemacht wurden.

Es war heute ein kalter, aber sonnenbeglänzter und wolkenloser Wintertag, und Conradin, den die momentane Abwesenheit seiner Arbeitgeber zu unfreiwilliger Muße zwang, stieg gegen Mittag den steilen Maladerser Weg hinter S. Luzi hinauf, um in der Stille nachzudenken. Seine Gedanken waren aber nicht rosige, ja vielleicht zum ersten Male in seinem Leben mischte sich etwas wie Bitterkeit in den Kummer und die Sorgen, mit welchen er der Zukunft entgegensah. Es war nicht Bitterkeit gegen die Vorsehung; die Schule der Familie, die ihn auferzogen, und die der Großmutter hatte ihn kindliche Ehrfurcht vor Gott und seinem Weltregimente gelehrt. Aber dem unseligen Bruder galten die zürnenden Gedanken; hatte doch er in heillosem Leichtsinn und rücksichtslos Summen vergeudet, welche Jahre lang zum Unterhalte der ganzen Familie hingereicht hätten, und er trug die Schuld an deren jetziger Nothlage. Wie lange würde diese währen? Und was sollte aus den Seinigen

werden, wenn etwa Krankheit ihn selbst, den Ernährer, unfähig machte, für sie zu arbeiten, und wenn nach und nach aller Schmuck seiner Mutter und Schwestern dahingegeben war? Er überlegte, ob er nicht der Mutter den Vorschlag machen solle, daß sie für solchen Fall mit den Töchtern nach Mailand gehen und des Oheims vor zwei Jahren in seiner Art wohlgemeinten Antrag annehmen möchte. Er selbst würde dann mit der Großmutter in Chur bleiben. Einmal hatte er bei Frau Mona einen Wink darüber fallen lassen, da schüttelte sie den Kopf und sagte: „Nein Kind, da kennst du deine Mutter nicht; nimmer wird sie um Wohllebens willen von dir hinweggehen wollen. Sie hat ein adlig' Gemüth! Sorg' du dich nicht, unser Herrgott wird uns schon weisen, weß wir uns zu getrösten haben."

Mit solchen Gedanken beschäftigt, gelangte Conradin auf eine Bergterrasse des Saumwegs und blieb hier stehen, den Blick auf das schöne Bild gerichtet, das sich vor ihm aufthat. Bis in jene Fernen reichte, von keinem Nebel verdeckt, die Aussicht, wo der Scopi sein steiles Haupt erhebt, und in wunderbarer Erhabenheit erglänzten im Sonnenlichte die Pyramiden des Piz Tumbif, des Piz Rusein und Tödi mit ihren Gletschern. Friedlich breitete sich, in die Bande ihrer Mauern gebettet, zu den Füßen des Wanderers, die alterthümliche Hauptstadt Rhätiens in der Thalfläche aus. Auch in ihrem Winterkleide zeigte die Landschaft ein Bild hoher romantischer Schönheit.

Lange stand Conradin und schaute hinaus, zuerst noch mit seinen kummervollen Gedanken beschäftigt, dann allmählig beruhigter, und hier, im Anblicke der Werke Gottes, schwang sich endlich seine kindliche Bitte freudiger und siegesgewisser

zum Throne des Allmächtigen hinauf, als es oft in der Krankenstube drunten geschehen sein mochte.

Jetzt vernahm er Hufschlag von Rossen: ein Staab von Saumpferden kletterte den steilen Weg herauf. Ein Säumer und sein Knecht schlossen den Zug, der mit seinem Geläute an Conradin vorüberzog. Nur zwei oder drei Rosse waren belastet, alle übrigen gingen ledig. Als der Säumer auf der schmalen Terrasse angekommen war, auf welcher der Jüngling stand, hielt er sein Roß an und schickte den Knecht voraus.

„Wohl, Junker, seid Ihr glücklich heimgekehrt?“ fragte er ihn. „Doch — nicht Ihr seid es ja, den ich meinte. Wohl! Jetzt erkenn' ich Euch. Wir sind vor zwei Jahren mit einander über den Ursler Berg (Splügen) geritten. Seid gegrüßt! Wie ergehet es Mutter und Schwestern?“

Conradin reichte erfreut dem wackeren Manne die Hand und erwiederte den Gruß mit Herzlichkeit. Dann gab er auf Grubers Fragen Bescheid.

„Habt Ihr einen Bruder, so Euch gleicht?“ erkundigte sich Gruber.

„So ist's! Es sind Viele, die ihn mit mir verwechselt. Doch hat er ein roth Maal unter dem linken Auge. Wisset Ihr von ihm?“

„Präzise so, wie Ihr sagt, gestaltet ist ein feiner junger Mensch, den ich am S. Luzi-Tag in einer Herberg nahe der Veste Fuentes antroffen. Er aß und trank mit etlichen spanischen Offizieren, und da ich des Hispanischen wohl kundig, hört' ich ihn sagen, er werde in Kürze einer der Ihrigen sein, nur in einem gar fernen Land, über dem großen Wasser, wo die Spaniolen ihr Gold herholen. Jetzt reite er gen Chur, seiner Frau Mutter zu valediciren.“

„Von wannen kam er?“ fragte Conradin.

„Von Milan, berichtet er, sei er drei Tag zuvor aufgebrochen.“

„Und Ihr sahet ihn am S. Luzi-Tag?“ Sind just vierzehn Tage seither. Mit einem guten Roß reitet man in vier Tagen von Fuentes bis Chur. Haben wir Beide doch selber vor zwei Jahren den nämlichen Weg in soviel Zeit gemacht.“

„Wohl, Junker, ganz heiter sieht die Sach' nicht aus, sintemal nicht allein gar böse Wegsame zwischen Thusis und dem Comer See, sondern auch in Riva eine übelbeleumdete Herberg ist, wo mir selbst vor etlichen Jahren leichtlich der Tod hätte kommen können. Doch mag Euer Bruder auch in Cläfen erkranket sein, wo es noch jetzo viel stirbt.“

„Weiß wohl! Doch, wie erfahr' ich, ob mein Bruder gen Cläfen gelangt seie und ob er noch lebe?“

Gruber sann nach. „Ich selber,“ sprach er dann, „bin auf dem Heimweg an die Lange Wies, meine Rosse für etliche Monden an die Krippe zu stellen und meiner Anna-Marei zu Lieb und Trost. Auch merk' ich, anfanga, des Alters Druck im Nacken. Bin auf S. Gallen-Tag ein und siebzig worden, und gar viel in allem Wind und Wetter auf der Straß gewesen. Wär' ich jünger, ich wollt' Euch und der edlen Donna, Euerer Mutter zur Freud, gen Cläfen zurückreiten. Doch wartet! Der alte Gorius Hosang bei Spielleuten, nah' dem Kornplatz, weiß Bescheid um alle Boten und Säumer, so zwischen Chur und Cläfen gehen. Den grüßet von mir und sagt ihm Euern Wunsch an. Er wird Euch einen sichern Mann zuweisen.“

„Der Roodmeister,“ antwortete Conradin, „dem ich fünf Dublonen für das Roß, so mein Bruder von ihm entlehnet,

habe zahlen müssen, sagt' mir vor etlichen Tagen, am Abend vorher sei ein Säumer aus Cläfen kommen, bei dem hab' er selber nach meinem Bruder geforscht. Der aber wisse Nichts zu berichten, obwohl auch er in derselben Herberg eingestellt, da alle Bündner zu nächtigen pflegen, traue, in Oltra-Mära. Auch des Roodmeisters Rosses, so er wohl kenne, sei er nicht ansichtig worden."

„Will's Euch ehrlich sagen, daß auch ich um Ladung willen, etliche Tag' hab' müssen in Cläfen liegen, und Euern Bruder nirgend hab' finden können. Sind jetzt vier Tag seither. Also fünf Dublonen habt Ihr für den Braunen zahlen müssen? Sind zwei Dublonen zu viel, denn es war eher ein Hobi (sehr altes Roß). Doch um Euern Bruder brauchet Ihr noch nicht in Sorge zu sein. Ist ja leicht gedenkbar, daß die Herren Spaniolen ihn überredet, etliche Tag' bei ihnen zu verweilen."

„Gott geb' es," sprach Conradin nachdenklich und bekümmert, indem er sich anschickte, heimzukehren, um der Großmutter das Gehörte zu berichten. Mit Gruß und Handschlag wollt' er sich vom Säumer verabschieden. Der aber hatte schon mehr als einmal Conradins ärmlichen Anzug mit seinen Blicken gestreift.

„Sagt an, Junker," sprach er leise, „hab' da von meinem Verdienst, so in diesem Jahr reichlich gewesen, dreißig Filippi, die ich gern bei einem treuen Mann an Zins legen möcht. Das Uebrige ist schon hie da bei Herren und Landleuten angelegt. Könntet Ihr das Geld nicht gebrauchen? Ihr brauchet mir weder Gschrift noch Pfand zu geben und möget es erstatten, wenn es Euch kommlich, mit fünf vom Hundert, wie der Zins lauft. Es kommen jetzt bald wieder gute Zeiten,

da jeder Bündner ruhig auf seinem Heimwesen sitzen und seine Milch und Wein in Frieden trinken mag."

Conradin sah den biedern Mann gerührt an, schüttelte ihm die Hand und sprach: „Habt Dank, Meister Peter. Doch kann ich Eueres Erbietens heute nicht gebrauchen. Mag wohl sein ein ander Mal. Seh' es aber als genossen an. Grüßet mir daheim Frau und Söhne!"

Er enteilte zur Stadt hinab. Gruber bestieg wieder sein Roß. „Hätte den schönen Junker nicht für so hoffärtig gehalten!" murmelte er. „Traue auch, von einem Säumer hätt' er wohl annehmen dürfen, was mit gutem Willen anerboten worden. Und nöthig hat er's."

Nur der Großmutter offenbarte Conradin, was er über seines Bruders muthmaßliches Schicksal vernommen und wie der ehrliche Säumer ihm Geld angeboten.

„Du hast Recht gethan," sprach Frau Mona, „es nicht anzunehmen. Nicht darum, weil er ein geringer Mann, sondern weil du nicht weißt, ob du ihm das Geld jemalen hättest erstatten können."

„Und eben darum hab' ich ihm mit Nein gedankt," antwortete Conradin, „und doch weiß ich wahrlich nicht, wie ich die Mittel für des Hauses Nothdurft herschaffe."

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thüre. Herein trat — Tammut.

„Es ist Zeit," sprach er, Beide grüßend.

Und als sie verwundert ob der Rede und fragend ihn ansahen, fügte er lächelnd hinzu:

„Gedenket Ihr, Junker, nicht mehr Dessen, was ich vor bald dreißig Monden Euch auf jenem Berge offenbaret? Wann der

Oheim und Pathe Eurer Mutter gestorben sein werde, wolle ich es Euch anzeigen, sprechend: „Es ist Zeit!“

„So ist's,“ sprach Conradin. „Jetzt gedenk' ich dessen. Und was haben wir zu thun?“

„Donna Isabel und Ihr müsset in Frankreich reisen, das Erbe des Grafen zu erheben.“

„Meine Mutter war krank und ist unvermögend, eine Reise zu thun. Also will ich allein mit Euch ziehen. Doch sagt an, Tammut, besitzet Ihr Geschrift?“

„Hier ist es,“ antwortete der Zigeuner, einen Pergamentstreifen hervorziehend, welcher die Nachricht vom Ableben ihres Oheims und die Aufforderung des Commandanten einer kleinen Pyrenäenfestung an Donna Isabel enthielt, ein ihr zugefallenes Legat entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu beheben. Auch einen Paß wies Tammut, welchen der Gouverneur von Languedoc auf des Commandanten Ersuchen für den Zigeuner als einen ihm wohlbekannten rechtschaffenen Mann ausgestellt.

Welch' freudige Ueberraschung, bei Donna Isabel mit Wehmuth und Schmerz gemischt, diese Botschaft im Hause nächst S. Luzi hervorrief, läßt sich denken. Nun war ja urplötzlich und eben zur Zeit der höchsten Noth der Wendepunkt im Geschicke der Familie eingetreten! Denn der Möglichkeit gedenkend, daß Donna Isabel oder ihr Sohn der Mittel zum Antritte einer so weiten Reise entbehren möchte, hatte der Commandant jener Festung seinen Boten mit ansehnlichem Reisegeld versehen, das nicht blos für diesen Zweck, sondern auch hinreichte, um Donna Isabel während der Abwesenheit Conradins reichlichen Unterhalt zu bieten.

Behufs Erlangung der nöthigen Vollmachten und eines

Passes beschloß Conradin, sich an seinen Principal, den Doctor Fortunat Sprecher zu wenden und ihn in das Geheimniß zu ziehen, sobald derselbe zurückgekehrt sein würde. Der Rechtsgelehrte schüttelte zwar zu Conradins Erzählung verschiedene Male verwundert den Kopf.

„Bei uns, traue ich, auch in der Eidgenossenschaft ist es, seit die Welt steht, nicht vorkommen, daß man einem Menschen, so der verachtetsten und unglaubwürdigsten Nation, als welche die Zigeuner bekannt, angehört, also große Geheimnisse anvertraut. Auch dünkt mich seltsam zu sein, nach dem, so mir vom Erbrecht in Castilien und Arragonien bewußt, daß es dem spanischen Grafen gestattet sein solle, ein so großes Erbe einzig auf seine Nichte, mit Uebergehung der übrigen nahen Anverwandten, fallen zu lassen."

Da eröffnete ihm Tammut, den er vor sich bescheiden ließ, daß die für Donna Isabel bestimmte Summe keineswegs von des Grafen Gütern in Spanien, sondern von einer reichen Silbermine in Peru herrühre, über welche er frei verfügen könne. Aus weiteren Mittheilungen entnahm der Doctor, daß Tammut mit den Familienverhältnissen des Grafen und seiner Nichte sehr genau vertraut sein mußte und daß derjenige Zigeunerstamm, welchem Tammuts Großvater vorstand, seit alter Zeit ein Schutzrecht Seitens des Grafen und seiner Vorfahren genossen, das er durch mancherlei wichtige Dienste, die er denselben geleistet, vergolten habe. Mit dem eben verstorbenen Oheim von Donna Isabel sei der uralte Herzog der Zigeuner, so wenig glaubhaft dies auch erscheinen möge, durch Bande der Freundschaft verbunden gewesen, zumal seit Jener seinen vornehmen Gönner aus schwerer Krankheit errettet.[22])

„Anderes Land, anderer Brauch und anderes Recht," sprach

der Doctor zu Conradin, als dieser sich wieder bei ihm einfand. „So fremde Gestalt das, so ich vernommen, hat, mag es doch auf Wahrheit gegründet sein. Da ist deine Vollmacht als Stellvertreter deiner Mutter, und nun mußt du den Stadtschreiber um einen Passaporto angehen. Dem zahlst du für das Siegeln einen Gulden. Ein gut stark Rößlein sammt Geschirr verkauft dir der Valtin Gerster oder der Gorius bei Spielleuten um fünf Dublonen. Um der Pest willen sind die Roß billig zu haben.“

Und so trat Conradin, von den Segenswünschen der Seinigen begleitet und mit reichlichen Mahnungen zur Vorsicht von der Mutter versehen, in Begleitung Tammuts seine Reise an. Keine besonders nennenswerthen Abenteuer sind von derselben zu verzeichnen, denn bei einem Zigeuner und seinem nichts weniger als reichgekleideten Begleiter vermutheten auch die zufällig an ihnen vorüberziehenden Heckenreiter keine Schätze.

Nach einer vier- bis fünfwöchentlichen Reise langten sie in dem befestigten Pyrenäenhafen an. — Bei dem nun hochbejahrten Commandanten, für welchen sein Sohn die meisten Amtsgeschäfte versah, sprach Conradin, aus der Hand seines Führers ein Paketchen entnehmend, die Worte: „Es ist jetzt Zeit!“ und überreichte ihm nebst seiner Vollmacht, eine der sieben Papierhüllen nach der andern öffnend, die Hälfte eines alten Goldstückes. Der Oberst nahm es in Empfang und paßte es an die andere Hälfte des nämlichen Goldstückes, die ebenfalls in siebenfacher Hülle desselben Papieres gelegen war.

Wie staunte Conradin, als der Sohn des Commandanten ihn in die Gewölbe des Castells hinabführte und ihm dort die mit französischen, spanischen und genuesischen Thalern in

Säckchen gefüllten Kisten und ein kleines Kistchen wies, welches nur Goldstücke enthielt!

„Das Alles ist meiner Mutter Eigenthum?“ fragte er, fast bestürzt über den Reichthum.

„Gewiß, junger Herr, antwortete der Offizier mit freundlichem Lächeln. „Und ich wünsche Euch von Herzen Glück dazu. Wenn es Euch gefällig ist, wollen wir später zur Verification, Controlle und zur Zählung schreiten. Sehet, auf diesem Papier findet Ihr die Summen, welche Euer Großoheim, der Herr Graf, im Laufe von 17—18 Jahren uns zukommen ließ. Wir haben sie in Toulouse, Marseille und Genua, auch in anderen Städten, meistens bei Kaufleuten, zum Theil aber auch bei den Municipalitäten dieser Städte auf Zins gelegt, zu sechs vom Hundert. Und hier ist die genaue Rechnung über die empfangenen Zinsen, von Jahr zu Jahr. Habt die Güte, diese Rechnungen zu prüfen; lasset Euch Zeit dazu, und in etlichen Tagen mag dann die Controle und Zählung vor sich gehen. Ihr werdet, hoffen wir, sammt Euerm redlichen Begleiter unsere Gastfreundschaft nicht verschmähen?“

Conradin nahm dankend an und begann schon am folgenden Tage das Studium der vielen Bogen Papier, auf welchen die Rechnungen verzeichnet standen. Dies kostete dem in der Comptabilität sehr unerfahrenen jungen Menschen nicht geringe Mühe; da aber die Rechnungen sehr übersichtlich geordnet waren, gelang es ihm, unterstützt von dem Sohne des Commandanten, und von Tammut, der den Dolmetscher machte, nach und nach sich hineinzufinden in die vielen Zahlengruppen der Zinsberechnungen. Die Gesammtsumme, die der Offizier für Capitalien und Zinsen gezogen, belief sich auf mehr denn zweihunderttausend Livres! Zumal für damals eine gewaltige

Summe! Am Schlusse jeder Jahresrechnung hatte der Commandant und später sein Sohn seine Verwaltungsspesen, Honorare und Auslagen 2c. in Abzug gebracht. Nun fand die Zählung und Verificirung der in Baar vorhandenen Summen, und die Collationirung der Schuldbriefe über die noch im Ausstand befindlichen Capitalien statt, nach deren Beendigung Conradin den Empfang des ihm überlieferten Vermögens als Bevollmächtigter seiner Mutter bescheinigte. So sah er sich einstweilen als Hüter eines sehr bedeutenden Erbes auf einmal einer großen Verantwortlichkeit gegenübergestellt.

„Aber," fragte er, „wie diesen Reichthum —"

„In Euere Heimath transportiren? wollt Ihr fragen. Nicht wahr?" ergänzte der Franzose. „Auch dafür ist gesorgt. In wenigen Tagen wird derselbe Schiffer wieder hier landen, welcher vor 17 Jahren die Kisten gebracht hat. Seither ist er schon oft zwischen hier und Marseille gefahren und hat unsern Verkehr mit den Schuldnern des Grafen vermittelt. Er wird als treuer und verschwiegener Mann uns — denn ich werde die Ehre haben Euch zu begleiten — sammt Euerm Eigenthum nach Marseille führen. Denn diese Menge des Metalles würdet Ihr ohne die größten Gefahren und sehr große Kosten zu Lande nicht nach Genua transportiren können; das Gerücht vom Marsche einer solchen Condotta würde Euch sämmtliche Räuber Südfrankreichs und der Riviera auf den Hals ziehen. Also, wenn ich mir erlauben darf, Euch einen Rath zu ertheilen, werdet Ihr am Besten thun, wenigstens einen Theil des Geldes in Marseille auf Zins zu legen und für das Uebrige Creditbriefe oder Wechsel auf Genua, Venedig, Mailand, Lyon und Augsburg zu kaufen. Und um Euch hiezu behülflich zu sein, werde ich Euch begleiten."

Conradin dankte dem Offizier, verhehlte ihm aber nicht seine Abneigung gegen das Gebahren mit Wechseln, indem er von dem schweren Verlust berichtete, den seine Familie durch den Juden Jonathan erlitten.

„Fürchtet nichts," entgegnete Jener. „Diejenigen Handelsherren, zu denen ich Euch führen werde, geben Euch keine Creditbriefe oder Wechsel, die auf Juden lauten, obwohl auch unter des Grafen Schuldnern Leute vom Volke Israels sich befunden, welche sich als redliche Kaufleute bewährten. Ihr werdet Wechsel und Briefe erhalten, welche auf die größten Firmen, auf die Pinzetti in Genua, die Padavino in Venedig, die Lumaga in Lyon, die Fugger in Augsburg, die Vertema in Basel ausgestellt sind. Den Creditbriefen ist die genaue Beschreibung Euerer Person beigegeben, so daß sie Andern nichts nützen können. Wenn Ihr diese Briefe präsentirt, wird man Euch jeden Betrag bis auf die darin genannte Summe sofort ausbezahlen, und zwar auch in andern großen Handelshäusern, als denen, auf welche sie lauten."

Nach wenigen Tagen erschien in der That der spanische Schiffer. Als er Tammut und Conradin erblickte, lächelte er. „Seid gegrüßt, Sennores," sprach er, „jetzt ist es wohl Zeit?"

„So ist es. Und morgen sollt Ihr uns nach Marseille führen. Euch sind ja diese Gewässer bekannt."

„Wie mein Schiff. Ich fahre seit vierzig Jahren in dieser See."

Am späten Abend ließ der Commandant die Geldkisten auf das Schiff bringen und Conradin verabschiedete sich unter warmen Danksagungen von dem würdigen alten Herrn. Zuletzt bestieg auch des Letztern Sohn die Tartane.

„Das Schiff strich durch die Wellen," von einem frischen Westwinde getrieben. Es war am Morgen des dritten Tages

nach der Abfahrt aus dem Hafen und die Sonne tauchte so eben aus dem spiegelglatten Meere herauf; ein wolkenloser Himmel jauchzte ihr entgegen.

Conradin und der Major, mit Tammut die einzigen Passagiere, standen auf dem Verdeck und hielten Zwiesprache, während der Schiffer schon seit längerer Zeit unverwandt seine Blicke auf einen in weiter Ferne aus Süden heraufkommenden Gegenstand gerichtet hielt. Er trat nun zum Steuermann und fragte ihn, ob auch er die Erscheinung beobachtet habe.

„Gewiß, Sennor," antwortete dieser, „und trügen meine Augen mich nicht, so werden wir es mit einem Algierer zu thun bekommen."

„Das ist auch meine Ansicht," bestätigte der Schiffer. „Er kommt ziemlich schnell herauf. Aber Marseille ist nicht mehr fern. Vielleicht gelingt es uns, auch diesem Piraten zu entwischen, wie früherhin andern Barbaresken. Wir setzen noch ein Segel, und der Räuber müßte ein verteufelt schneller Segler sein, wenn er uns auch dann einholte."

„Weiß nicht, ob das Schiff bei diesem Wind noch mehr der Segel tragen kann," meinte der Steuermann. „Wird sich übrigens bald zeigen, ob wir es nöthig haben."

Conradin und der Major erfuhren nun, daß sie von einem Raubschiffe verfolgt wurden, und bald erkannten auch sie dessen Rumpf und Segelwerk. In der Ferne, nach Nordosten zu, erblickte man jetzt auch Land, zuerst die Küstengebirge, dann allmälig einen schneeweißen Streifen: die Stadt Marseille. Aber nach einer Stunde stand es außer Zweifel, daß der Pirat ein schnellerer Segler sei, als der Spanier; er hatte alle seine Leinewand aufgesetzt und kam mit Geschwindigkeit näher.

„Don Conradino," sprach der Schiffer, „Ihr müsset Euch auf Alles gefaßt machen. Wir sind zwar nicht mehr ferne vom Hafen, wie Ihr sehet; aber der Algierer ist im Stande, uns auch in der Nähe desselben zu kapern, wenn uns nicht Hülfe von einem Kriegsschiffe kommt. Es bleibt uns nur ein Mittel, das aber ein sehr gewagtes ist, weil das Schiff sammt uns und Eueren Schätzen dabei zu Grunde gehen kann: wir müssen alle Segel setzen."

„Wenn es kein anderes Mittel giebt, uns zu retten, so thut es. Lieber in die Hand Gottes fallen, als in die der Räuber!"

Der Befehl wurde gegeben.

Es entstand nun eine Jagd, welche selbst die Herzen dieser furchtlosen Seeleute und des tapfern Offiziers erbeben machte. Conradins Pulse klopften. Mit athemloser Spannung maß er die Entfernung zwischen beiden Fahrzeugen. Sollte, was ihm und den Seinigen nach schwerer Entbehrung beschеert worden, ihm wieder entrissen, ja sein Leben und das der wackeren Männer, die um seinetwillen diese Fahrt unternommen, Angesichts des Hafens zerstört, oder sie Alle in Sklaverei verkauft werden?

Jetzt gewann das spanische Schiff eine Zeitlang Terrain; es ächzte zwar unter dem furchtbaren Segeldruck, aber es hielt aus. Schon vermochten die scharfen Augen Conradins eine dichtgedrängte Menschenmasse auf dem Molo zu erkennen, welche die Jagd mit Interesse verfolgte; daß das entferntere größere Schiff ein Barbareske und das andere eine spanische Tartane, hatten die Hafenleute schon lange erkannt.

Plötzlich dröhnte vom Piraten her ein Schuß; die Kugel fiel dicht hinter dem spanischen Schiffe ins Wasser; ein zweiter

Schuß traf besser und fegte die Schanzverkleidung des Spaniers hinweg.

„Geben wir ihnen auch eine unserer Pillen zu kosten,“ rief der Schiffer, die einzige, aber sehr große Kanone, welche sein Fahrzeug besaß, selbst richtend. Der Schuß fuhr in des Piraten Segelwerk und zerbrach eine der Stangen.

„Ein Meisterschuß!“ jubelten die Matrosen, von Neuem ladend. „Jetzt noch einige.“

Aber auch der Seeräuber fuhr fort zu feuern; er besaß sechs Geschütze und mehrere seiner Kugeln beschädigten den Rumpf des Schiffes, wenn auch keine bisher das Segelwerk getroffen. Indessen das konnte jeden Augenblick geschehen. Der Spanier feuerte noch zweimal, und zwar mit gutem Erfolge. Jetzt aber sah man den Piraten Boote hinablassen; braune, wild aussehende Männer bestiegen diese und ruderten herbei: kein Zweifel, sie schickten sich an, den Spanier zu entern.

In diesem Momente der höchsten Gefahr, und während die wenigen Männer an Bord des christlichen Fahrzeugs bewaffnet am Bug standen, um die Räuber nach Gebühr zu empfangen, sah man ein größeres Kriegsschiff den Hafen verlassen und lavirend sich dem Kampfplatze nähern. Bald donnerten dessen mächtige und weittragende Geschütze auf die Boote, deren eines im Rumpf getroffen, rasch versank, während das andere sich nach seinem Schiffe flüchtete. Dieses, einsehend, daß es den ungleichen Kampf mit dem weit stärkeren Kriegsschiffe aufzunehmen außer Stande sei, nahm die Bootsleute auf, die Versinkenden des andern preisgebend, und steuerte mit vollen Segeln ostwärts. Da es ein schneller Segler, entkam es dem verfolgenden Kriegsschiffe.

Bald fuhren unsere Freunde dankerfüllt in den Hafen der

großen Handelsstadt ein. Der Schiffer erntete Lobsprüche für seine tapfere Haltung von Bekannten und Unbekannten, und Alles umdrängte die an das Land gestiegenen Passagiere, ihnen Glück zu wünschen. Durch die Menge drängte sich ein Herr in mittleren Jahren, einer der ersten Kaufleute der Stadt, dem Major die Hand zu schütteln.

„Vous l'avez échappé belle," sprach er lächelnd. „Wäre unsere „Argonaute" Euch nicht zu Hülfe gekommen —"

„So säßen wir jetzt in Abrahams Schoß oder mit Ketten belastet im Schiffsraum des Barbaresken," ergänzte der Offizier. „Ja, so ist's. Und Gott sei gepriesen, der uns die „Argonaute" zur Hülfe gesandt."

„Es wäre nicht so weit mit Euch gekommen," bemerkte der Kaufmann, „wenn die Mannschaft dieses Kriegschiffes nicht eines Festtages wegen zum größern Theil sich am Lande befunden hätte. Bis sie sich gesammelt und an Bord des Schiffes begeben, verging mehr als eine Stunde, und Ihr mußtet in die äußerste Gefahr gerathen. Aber wer ist dieser hübsche junge Herr, den Ihr da bei Euch habt?" setzte er flüsternd hinzu.

„Ein junger Graubündner, der Erbe des spanischen Grafen, dessen schöne peruanische Silberbarren Euch dann und wann so sehr gefallen haben," antwortete lächelnd der Major. Seinetwegen bin ich hieher gekommen."

„Ah, vraiment! Ohne Zweifel nicht mit leeren Händen? Also die „Argonaute" hat das goldene Vließ gerettet. Ha, ha! Aber bringt den jungen Herrn in mein Haus. Ihr seid meine Gäste. Auch den braunen Freund Tammut bringt mit."

„Er will einstweilen auf dem Schiffe bleiben," erwiderte der Offizier. „Auch wir gedachten nur, Euch aufzusuchen und die Placirung des goldenen Vließes mit Euch zu besprechen,

um dann sofort an Bord zurückzukehren, bis die Kisten abgeholt sind."

„Wohl, wohl! Begeben wir uns dort in jenes Haus. Ich weiß ein stilles Stübchen, wo wir die Sache bei einer Flasche Xeres besprechen können."

Das Resultat der nun folgenden Unterredung, an welcher auch Conradin sich betheiligen konnte, weil der Kaufherr auch des Deutschen mächtig, war, daß die Kisten einstweilen noch an Bord bleiben sollten, bis die Gelder angelegt sein würden. Einen Theil übernahm der Kaufherr und versprach Creditbriefe für dessen Betrag zu geben, für einen andern Theil stellte er Schuldbriefe aus, und den Rest empfahl er, dem Consortium der levantinischen Kaufleute anzubieten, welche Conradin mit Creditbriefen auf Venedig versehen würden.

Nachdem die beiden älteren Herren die Details des Geschäftes besprochen, kehrten der Major und sein junger Freund an Bord zurück.

Schon am Abend konnten die Kisten mit Conradin's Schätzen abgeholt und in des Kaufherren Hause untergebracht werden, und hier schlugen Jene nun auch für die Dauer ihres Aufenthalts ihre Wohnung auf. Am folgenden Tage fand sich auch Tammut ein, aber um Abschied zu nehmen. Die Stämme, an deren Spitze sein verstorbener Großvater gestanden war, hatten ihn zum Herzoge gewählt. Zu dem Hauptzweige derselben, welcher unweit einer Stadt Südfrankreichs lagerte, gedachte er zurückzukehren. Den wackern Mann, welcher an der Seite des Großvaters aufgewachsen war und sich ein gewisses Maß von Bildung, bei einem Manne seines Volkes etwas ganz Ungewöhnliches, angeeignet hatte, der aber, was größern Werth besaß, rechtschaffen und treu geblieben war,

mitten unter einer rohen und gesetzlosen Umgebung, sah Conradin ungern scheiden. Während er ihm eine Anzahl Rollen von Goldstücken überreichte, sprach er:

„Als Ihr mir vor zwei Jahren offenbartet, wer meine Eltern, verhießet Ihr mir, es werde der Tag kommen, da ich Euere Hände mit Gold füllen werde. Das thue ich jetzt, und thue es gerne; denn ohne Euere redliche Hülf' und Obsorg' wär' uns das Erbe des Oheims wohl nicht so bald zu Handen kommen. Und so Ihr je meiner bedürfet, um was es sei, kommet zu mir und wie ein Freund will ich an Euch handeln. Was Ihr damals von anderer Hülf' und von Schutz sprachet, den ich Euerm Volk einst reichen werde, das zu erfüllen, vermag ich jetzo nicht und hab' auch deß keinen Anlaß."

„Jetzt nicht" sprach Tammut, „aber die Zeit wird kommen, da Ihr auch diese meine Vorhersagung ebenso wahr machen werdet, wie die Erste. Ihr seid ein Herr mit offener Hand und offenem Herzen, habt meine Wünsche weit überboten. Habt Dank! Euch ist ein langes Leben beschieden, nicht ohne groß' Leid' und Gefahr, aber in behaglichem Alter und lebenssatt werdet Ihr in die Grube gelegt werden."

„So Euch gegeben ist, in die Zukunft zu schauen, so lasset mich wissen, was aus meinem Bruder geworden. Zum letzten Mal ward er von einem Säumer in einer Schenke nahe der Veste Fuentes gesehen."

„Ob Euer Bruder Heinz, den ich wohl gekannt, noch am Leben, ist mir nicht wissend. Ist zwar nicht ohne, daß Einigen unseres Volkes, und auch mir, die Gabe gegeben ist, von der Ihr redet, aber ihrer zu brauchen vermögen wir nur, wenn Der vor uns stehet, dessen Zukunft wir erforschen sollen. Aber verbergen will ich Euch nicht, daß ihm vor vielen Jahren, da

er noch in unsern Zelten wohnte, von meinem Großvater ein früher jäher Tod prophezeit ward. Und es mag wohl sein, daß sich das schon erfüllet hat; oder vielleicht trägt er Scheu in seine Heimath zu kehren wegen zweier Mordthaten, so er vor etwas Zeit in Maienfeld sollte begangen haben, wie ich alldort vernommen."

„Ein solch' Gerede ist auch zu mir kommen," sprach Conradin bekümmert. Meinem Gönner, dem Obersten, dem Unbewaffneten, soll er einen tödtlichen Stoß mit dem Schwert versetzt und den Junker Hartmann Planta erschossen haben."

„Was Dies anbelangt, so möget Ihr Euch getrösten. Der Junker ist nicht schwer getroffen, hat nur einen harten Streifschuß empfangen, so ihm einen Theil der Wange weggenommen. Hab' ihn selbst gesehen, da er mit verbundenem Haupt am Fenster gesessen."

„Gottlob," sprach Conradin. „Und das Ander, so von meinem Bruder erzählt wird?"

„Die Leute glauben insgesammt, es verhalte sich also, weil der Oberst selbst ihn als den genannt, so in ihn gestochen, da derselbe ihm wegen eines Hauptmannbrevets nicht zu Willen gewesen."

Conradin verbarg das Gesicht in seinen Händen. „Oh, Heinz, Heinz! Solche böse feige That! Wollte Gott, daß sie meiner Mutter verborgen bliebe!"

„Beredet sie, sobald Ihr heimgekehrt, das Bündnerland für etwas Zeit zu verlassen, auf daß Euch und ihr nichts Verdrießliches begegne. Ziehet in die Schweiz oder an einen Ort in Teutschland, wo Niemand Euch kennet und Ihr in Frieden leben könnet."

„So sei es," sprach Conradin.

Mit bewegtem Herzen schied er von dem treuen Manne.

Nach wenigen Tagen verabschiedeten sich der Major und der Schiffer. Dem Letzteren reichte Conradin nicht allein für die Fahrt aus dem Pyrenäenhafen reichlichen Lohn, sondern auch Entschädigung für das in seinem Dienste hart mitgenommene Fahrzeug — jedenfalls mehr als der Schiffer erwartet hatte. Aber auch an ein schönes Andenken für den Major, der ihn nach Marseille begleitet, hatte er gedacht. Auf Anrathen Monsieur Paul Girard's, des Kaufmannes, verehrte er ihm ein Paar prachtvoll mit Gold und Elfenbein verzierter Pistolen, die Arbeit eines spanischen Waffenschmiedes. Ein ähnliches Geschenk ward dem Capitän der „Argonaute" nebst dreitägiger Löhnung für dessen gesammte Mannschaft.

Als er mit Herrn Girard von dem Abschiede auf dem spanischen Schiffe, mit welchem der Major heimfuhr, zurückkehrte, bat er diesen, ihm einen treuen und zuverlässigen, des Deutschen kundigen Diener zu verschaffen.

„Ein solcher," antwortete Girard, „ist schon gefunden. In meinen Magazinen arbeitet einer Euerer Landsleute, der in seine Heimath zurückzukehren verlangt. Er war früher Soldat in einem Regiment Euerer Nation, ist dann hier und dort herumgeschlagen worden und endlich nach Marseille gekommen. Da er ein ehrlicher, baumstarker Bursch' ist, der nur die Flasche ein wenig liebt, so würde ich ihn gern behalten haben. Aber er hat sich's in den Kopf gesetzt, nicht mehr hier bleiben zu wollen, und so mag er denn mit Euch verreisen."

„Wollet ihn noch heute zu mir schicken."

Gegen Abend stellte sich Conradin ein breiter, untersetzter Mann in den Dreißigen, mit einer Blouse über trousses und Wams bekleidet vor, der aber nicht ohne militärische Hal-

tung auftrat. Ein sonnverbranntes, offenes, joviales Gesicht, mit Schnurrbart und Henry quatre.

„Wie heißest du?“ fragte Conradin, ihn nicht ohne Verwunderung musternd.

„Jodokus Klucker,“ antwortete der Mann.

„Von wannen bist?“

„Von Avers. Mit Respekt zu melden, Junker.“

„Avers? Wo ist das gelegen?“

„Fünf Stunden hinter Gott erbarm's, und drei Stunden vom Küngelinest.“

Conradin lachte laut auf. „Traue,“ sprach er, „die Oertlein werd' ich auf keiner Landkarte finden.“

„Es ist aber richtig. Denn so Ihr von Thusis durch das „verlorene Loch“ und die Via mala gen Andeer gelangt seid, kommet Ihr nach einem halben Stündlein zu einem kleinen Oertli nächst der Bärenburg, so vor vielen Jahren in einer grausamen Pestilenz ausgestorben. Das ist „Gott erbarm's.“ Nach zwei Stunden Wegs seid Ihr in Canicül, d. i. zu deutsch Küngeli (Kaninchen) und wieder nach drei Stündlein durch ein wild Geländ seid Ihr in Avers. Wer sonst aus Bergell und Oberhalbstein dahin reisen will, der muß über hohe Gletscherberge und jähe Felsen klettern. Ist mehr eine Wildene, denn ein Thal, und nahrhafter für Kühe, Gemsen und Schaf', denn für Menschen; hat den allerschönsten Heuwachs und Weidland, sonst aber nur Stein' und Eiszapfen, also daß wir die ganze Stadt Marseille auf tausend Jahr mit Eis zur Erkühlung versorgen könnten.“

„Du willst also gen Bünden kehren und in meinen Dienst treten?“

„Das will ich, Junker, so wir über den Lohn eins werden, daran ich zwaren nicht zweifle.“

„Und was verlangst du zum Jahreslohn?“

„Hab' etliche Jahr beim Major Parin dient, fürerst als Soldat, dann als Bursch, zum Aufwarten in Haus und Stall. Der hat mir außer der Montur und Rüstung, achtzehn Gulden und die Zehrung gereicht.“

„Montur brauchst du bei mir nicht, weil ich nicht Soldat; sollst aber ein ganzes Häs (Kleidung), zwei Paar Stiefeln, Rüstung, freie Zehrung, daheim und auf der Reis und wenn du mit mir reisest, fünfundzwanzig Gulden, sonst achtzehn haben.“

„Und alle Wochen la bonne main für einen Krug Wein, wie die Leut' hier sagen, Junker. Das ist hier Landesbrauch.“

„Aber nicht bei uns,“ entgegnete Conradin. „Habe vernommen, du liebest den Wein über Gebühr.“

„Mit Verlaub, Junker, die edle Gottesgab' kann man, mein' ich, nicht genug lieben und loben. Doch will ihrer mit Maaßen genießen,“ setzte Jodokus mit schlauem Lächeln hinzu.

„Wohl,“ erwiderte Conradin. „Halt' dich brav, und du sollst an mir einen guten Herrn haben.“

„Das weiß ich jetzo schon. Und weilen Ihr Passage begehret nach Genua, so wisset, daß eines der Schiffe des Herrn Girard übermorgen unter Segel gehet, und will ich mir Häs und Armatur, auch ein gut Schwert und zwei Felleisen kaufen. Auch Pistolen und Munition, da hier Alles billiger, als in Genua. Doch ein Roß möget Ihr alldort erstehen.“

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Familie de Saß, dem ihr durch Tammut ertheilten Rathe folgend, hatte sich entschlossen, Bünden zu verlassen. Als man berieth, ob nach einer schweizerischen oder nach einer süddeutschen Stadt übergesiedelt werden solle, gab der Umstand für Augsburg, die altberühmte Reichsstadt, den Ausschlag, daß Conradin daselbst für einstweilen einen Theil des Vermögens seiner Mutter bei soliden Wechslern angelegt hatte. Auch hoffte er dort, dem ehemaligen Wohnorte seiner geliebten Pflegeeltern näher, endlich Kunde von denselben zu erhalten, nachdem wiederholte Nachforschungen bisher fruchtlos geblieben waren.

So wurden denn die Vorbereitungen zu der in jener Zeit immerhin nicht nur beschwerlichen, sondern auch ziemlich langen Reise getroffen, Pferde und mancherlei Dinge angeschafft, welche zu einer solchen Unternehmung nothwendig waren und Pässe und deutsches Geld besorgt. Nur aus Liebe zu Donna Isabel und den Enkeln, besonders aber zu ihrem Lieblinge, von welchem sie sich nicht trennen mochte, hatte Frau Mona sich entschlossen, die Familie zu begleiten, denn mit ganzer Seele hing sie an ihrer Heimat und ihr Wunsch war es, an der Seite ihres entschlafenen Gemahles, des biedern Pitschen de Saß zu ruhen. Das wußte Conradin, und in ihre Hand gelobte er, wenn es Gottes Rathschluß sein würde, daß sie in Augsburg das Zeitliche gesegnen sollte, ihren Leib nach Bünden zu geleiten und in Schleins zu bestatten.

Alles war zur Abreise vorbereitet und in wenigen Tagen sollte dieselbe vor sich gehen, da hatte er zuvor eine zugleich ergötzliche und anmuthige Begegnung. Es war im Maimonat (1632) und die Umgebung der Stadt prangte im reichen Blüthenschmuck. An einem warmen Abend verließ Conradin seine Wohnung und stieg den steilen Weg gegen Maladers hinauf, um von jener Anhöhe, auf der er vor fünf Monden gestanden, von der Stadt, die ihm trotz der darin erlebten schweren Zeit — oder vielleicht wegen derselben — lieb geworden, gleichsam Abschied zu nehmen. Bald saß er dort, im Schatten einer mächtigen Eiche und schaute hinab in das Häusergewirre, auf die blühenden Obstbäume und den Blumenteppich der Wiesen, hinauf zu den stolzen leuchtenden Schneebergen des Oberlands. Wie hatte doch sein Lebensweg sich so ganz anders gestaltet, seit er, das letzte Mal, hier gestanden war! Damals in bitterer Armuth, ohne Aussicht auf Hülfe und doch, aus Gewissenhaftigkeit, die von einem geringen Mann ihm dargebotene verschmähend — heute mit Glücksgütern reichlich gesegnet!

Von einer Windung der Straße herauf erscholl jetzt der wunderliche rauhe Gesang eines Mannes mit Jauchzern abwechselnd und dann und wann durch Gelächter und Rufe anderer Stimmen unterbrochen. In eilendem Laufe näherten sich zwei städtisch gekleidete Mädchen der Stelle, auf welcher Conradin verweilte, während hinter ihnen fast zugleich eine kleine Schaar von Schanfigger Bauernburschen, die vom Churer Markt heimkehrten, sichtbar wurde. Allen voran ein schwerbeladener junger Mensch, der in den Churer Trinkstuben offenbar dem Weine allzustark zugesprochen hatte. Seine Gefährten,

die bald lachend, bald scheltend ihm zu wehren bemüht schienen, hinter sich lassend, sang er:

Wann i di Maitli g'seh',
Wird mir's um's Herz so weh —
Juchhe!

„Da laufa sie, wie wenn sie g'stohla hättind. Aber soll mi Der und Jener, wo i von Eintwedera nit a Küßli mir hol!"

„Hans, Hans, bisch nit gschid!" riefen die Kameraden lachend. „Sind fürnemba Jungfara."

„Fürnemb! Dann erst rächt! Will emol, Strahl und Hagel, erproba, wie die Stadtjungfara küssind!"

Erschreckt und doch fast belustigt hatten die beiden Mädchen sich hinter Conradin geflüchtet, der nun aufstand und dem Weinseligen entgegentrat.

„Lasset die Jungfrauen unbehelligt," rief er ihm zu.

Der Bursche maß Conradin von oben bis unten mit einem herausfordernden Blicke und stand, auf seinen langen Bergstock beide Hände gelegt, breitspurig, aber unsicher im Wege.

„Seid Ihr der Maitlene Bruoder oder Spus?" fragte er.

„Keintwederes," antwortete Conradin, „aber ich leid' es nicht, daß Ihr ihnen Unbill anthuet!"

„So lang' die Welt stoht, het ma niä g'höret, daß küssa denen Maitlene weh thuet. Also sintemal Ihr nit Bruoder und nit Spus, gehnt Raum, oder ...."

„Nun, oder?" fragte Conradin.

Der Bursche holte mit seinem Stecken zum Schlage aus, empfing aber einen solchen Faustschlag, daß er Hollah! rufend zu Boden stürzte und daß irdene Kacheln, Flaschen, leere und volle, und anderes Geschirr sammt etlichen Broden aus der Hutte (Rückenkorb) flogen und den Berg hinabrollten. Der

Eigenthümer dieser Dinge blieb, unfähig sich wieder aufzurichten, liegen und verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf. Seine Kameraden zogen lachend weiter und nur Einer blieb, umsonst bemüht, ihn aufzurichten, bei ihm. Conradin, dem die Verwüstung, die er unter dem Marktkram des Burschen angerichtet, leid that, reichte dem Kameraden des Schläfers eine Papalina[23]), mit dem Auftrage sie Jenem zu reichen, wenn er wieder nüchtern sein würde.

Der Schanfigger nahm das Goldstück in Empfang und steckte es in seines gefallenen Freundes leeren Geldbeutel.

„Ei lue, lue, nit a Bluzger isch meh drina. Alles het ä vertrunka und vertanzet. Was würd' ä für Auga macha, wann ä das güldena Blutzgerli findat!" sprach er lachend.

Inzwischen hatte Conradin mit den beiden Damen — als solche verrieth sie der feine Anstand und die kostbarere Kleidung — den Hinabweg angetreten. Conradin überkam ein nie gekanntes Gefühl, als er in die wunderschönen nußbraunen Augen der Jüngeren blickte, die mit unschuldsvollem Wohlgefallen auf seinem Antlitze ruheten. Ihre Freundin schien um ein bis zwei Jahre älter zu sein.

„Ihr seid doch der Junker de Saß," fragte die Letztere, „und wohnet im Domherrenhaus bei S. Luzi?"

„So ist's, Jungfrau. Auch Ihr seid mir nicht unbekannt, obzwar ich Eueres Namens nicht wissend. Hab' Euch da und dort gesehen, zumeist in den Predigten zu S. Martin, doch diese Euere Freundin ist mir noch niemals begegnet."

„Da Ihr Euch, schöner Junker, zu erkennen gegeben," antwortete die Dame, „so ziemt es sich, daß Ihr alsbald erfahret, wem Ihr einen Ritterdienst gegen jenen Rüpel geleistet. So wisset, daß diese meine geliebte Baas und Freundin Lucia

Hartmann, Tochter von Herrn Hauptmann Heinrich ist. Euere gehorsame Dienerin ist Margreth Gulerin, des Ritters Hans Enkelin. Sonst wohn' ich auf Davos bei den Eltern, bin nun aber beim Aehni zum Besuch schon seit etwas Zeit und Lucia, so sie das vernommen, hat mich allhier heimgesuchet. Und nun, da wir Euerem Hause nahe, habt schönsten Dank für Schutz und Geleit!"

„Möchte wohl um größeren Dienst Euern und Euerer Baas Dank verdient haben," antwortete Conradin bescheiden, indem er sich vor Beiden verneigte. „Und sintemal wir in wenigen Tagen in das Teutschland reisen werden, will ich Euch, edle Jungfrauen, auch Lebewohl gesagt und alles Gute und Glückhafte angewünscht haben."

„Ihr verlasset Chur!" riefen beide Mädchen erstaunt. „Doch nicht auf Gelten?" (für immer). — Hoffe nach Frist etlicher Jahre, vielleicht auch in kürzerer Zeit, wird es uns vergönnt sein, heimzukehren, erwiderte Conradin.

Als Conradin die beiden Damen den steilen Weg zum „Sand" hinabsteigen sah, ahnte er nicht, daß wenigstens die Eine derselben mit größerem Bedauern von ihm Abschied genommen, als man zu empfinden pflegt, wenn man einer angenehmen, zufällig gesehenen Persönlichkeit Lebewohl sagt. Aber Lucia selbst wußte noch nicht, welch' tiefen Eindruck seine anmuthige und zugleich edle Erscheinung auf sie gemacht.

Im Domherrenhause war Conradins Verabschiedung von den Damen nicht unbemerkt geblieben: seine Schwestern neckten ihn mit dem erlebten Abenteuer, als er es ihnen erzählte, und wollten beobachtet haben, daß die Eine der Beiden ihm einen langen Blick nachgesandt.

Donna Isabel schalt sie aus, daß sie ihrem Bruder Thor-

heiten in den Kopf zu ſetzen bemüht ſeien. Jetzt iſt es nicht Zeit, an dergleichen zu denken. Vollendet lieber ſo ſchnell als möglich die Altardecke, die wir den Domherren zum Dank für ihre Freundlichkeit in die Kathedrale ſtiften wollen.“

Vor ſeiner Abreiſe ſtattete Conradin den beiden Rittern Guler und Sprecher, denen er ja eine Zeit lang Schreiberdienſte geleiſtet, Beſuche ab. Dem Letzteren war es allerdings nicht verborgen geblieben, daß es Conradins unſeliger Bruder geweſen, welcher dem Oberſten Hans von Sprecher den tödtlichen Degenſtoß verſetzt; allein er dachte zu edel, um dieſe That einem Unſchuldigen, den er überdieß lieb gewonnen, entgelten zu laſſen. Aber auch er rieth ihm, für einige Zeit außer Landes zu gehen. „Nicht aus Furcht vor Nachſtellungen der Unſern,“ ſprach er, „ſintemal uns nicht unbewußt, daß, was Euer Bruder gethan, von Euch aufs Höchſte verabſcheut wird. Aber weil Euch von den Oeſterreichiſch-Geſinnten oder von Andern, denen Euere Frau Mutter als eine Spaniolin verhaßt, Unbill kommen möchte.“ Ja, er übergab dem Scheidenden eine ſchriftliche Empfehlung an einen Patricier und Rathsherrn, mit dem er zu Baſel in Freundſchaft verbunden geweſen, eine Freundſchaft, die ſie dann Anno 1626 in Venedig, wo Beide als Geſandte ihrer Obrigkeiten geweilt, noch feſter geknüpft hatten.

Auch Guler empfing Conradin mit freundlichem Willkomm. Trotz der Sommerwärme ſaß der alte Herr in Pelze gehüllt und die Beine mit warmen Tüchern umwickelt; er litt eben an einem Anfalle von Podagra.

„Habe,“ ſprach er, „mit Satisfaction vernommen, in welch' glückhafter Weiſe Euere Umſtände ſich verbeſſert haben. Aus

dem Schreiberlein ist ein fürnember, reicher Junker worden. Gott segne und erhalt' Euch, was er geschenkt."

Conradin mußte ihm nun von seiner Fahrt in die Pyrenäen und von dem Abenteuer mit dem Barbareskenschiff erzählen.

Von der Thüre abgewendet, bemerkte er es nicht, daß die nämlichen jungen Damen, deren Bekanntschaft er vorgestern gemacht, leise in das Zimmer getreten waren und ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten.

Als Conradin geendigt, sprach der Ritter:

„Mich habt Ihr mit der Erzählung Euerer wundersamen Fata schier des leidigen Zipperleins vergessen lassen. Dort sind aber zwei Mädchen, die solcher mit fast noch größerem Wunder gefolget."

Erfreut begrüßte Conradin die Jungfrauen, die sich erröthend zurückziehen wollten. Allein der Ritter hieß sie bleiben, und Conradin mußte nun noch einen Imbiß mit ihnen einnehmen. Und nur zu rasch verfloß ihm nach überwundener Befangenheit die Stunde. Höflich war seine Anrede an Margaretha, herzlich aber Wort und Blick, wenn er sich an Lucia wendete. Auch der sonst schweigsame Ritter würzte die Unterhaltung mit manchem gewichtigen Worte. Conradins Gedächtnisse prägte sich ein, was derselbe über die schweren Drangsale sprach, die nicht blos über Bünden, sondern über weite Ländergebiete gekommen waren, indem er Conradin warnte, auf der Reise alle von der Pest heimgesuchten Ortschaften zu meiden.

„Wir Bündner," sprach er, „haben, wie mit Inbrunst zu hoffen, die größeste Hitze der Leiden, so Kriegesnoth, Unterdrückung und Pestilenz über unser Volk bringen sollen, über-

wunden. Allein draußen im Reich werden sie wohl noch länger aus dem Becher der Bitterkeit trinken müssen. Vierzehn Jahre lang haben Die, so gen Aufgang und Mitternacht wohnen, alles Ungemach, Schrecken und Noth des Kriegs erlitten; jetzt will es sich erscheinen, daß die Kriegsfurie auch gen Mittag und Westen des Reichs hinziehe, seit der grausame Tilly und der Friedländer mit dem Schwedenkönig an einander gerathen sind. Dazu haben sie, wie wir die Pestilenz in ihren Landen gehabt, so theils noch immer stark bei ihnen grassiret. Solche Plagen sendet unser Herrgott den Völkern, einmal, wenn sie selbst seiner vergessen und seinen Geboten nicht mehr gehorsamen wollen; ein ander Mal um der Gottlosigkeit ihrer Fürsten und Obrigkeiten willen, denn noch heute giltet das Dictum des heidnischen Poeten: „Quidquid delirant reges, plectuntur Archivi," zu deutsch: „Die Thorheit der Könige wird an ihren Unterthanen heimgesucht." Sind wir Bündner aber weiser worden?"

So sprach der ehrwürdige Greis und entließ den sich Verabschiedenden mit den besten Reisewünschen.

Die Abreise der Familie de Saß erfolgte schon am nächsten Tage. Sie erreichte am zweiten Tage Lindau. Um gegen Beraubung einigermaßen geschützt zu sein, wurden von dort an von Strecke zu Strecke zwei Landreiter gemiethet, welche im Dienste der freien Reichsstädte und der kleinen Souveräne standen, deren Gebiete passirt wurden, und neben der Straßenpolizei der Begleitung von Reisenden, sehr häufig sogar der Reichs- oder Taxis'schen Post dienten. So von vier Reitern escortirt, mochten die Frauen mit einiger Beruhigung durch die großen Waldungen ziehen, welche damals noch über diese Gegenden sich ausdehnten. Freilich jagte ihnen mehr als ein-

mal das plötzliche Auftauchen verdächtigen Gesindels aus dem Dickicht keinen geringen Schrecken ein. Gewahrten aber die Wegelagerer das Geleite und den mannhaften Jodokus, so zogen sie sich wieder in das Gebüsch zurück. Zwei Nächte mußten auf freiem Felde zugebracht werden, da die für die Rast bestimmten Ortschaften von der Pest heimgesucht und weil die Pferde zu müde waren, um vor Einbruch der Nacht die Station zu erreichen. Endlich, am achten Abend seit der Abreise von Chur schimmerten ihnen im Glanze der untergehenden Sonne die Thürme von Augsburg entgegen, und bald ritten sie in den Hof der Herberge „zur Traube" ein.

Durch Vermittlung des Patriziers gelangten sie in den Besitz einer schönen und geräumigen Wohnung, und es dauerte nicht lange, so stand die Familie im Verkehr mit einer Reihe angesehener Geschlechter und begann in den neuen Umgebungen und Verhältnissen sich heimisch zu fühlen.

Noch in demselben Sommer erlebte Conradin eine große Freude: Mit der Mutter und den Schwestern ein mehrere Stunden von Augsburg entferntes Landgut jenes Freundes (v. Stetten) besuchend, erkannte er in dem schlichten alten Manne, welcher in Abwesenheit des Gutsherrn herbeigeeilt war, die Ankömmlinge zu begrüßen, seinen guten Pflegevater, der vor bald zwei Jahren aus seiner Heimath ausgewandert, hier als Pächter ein reichliches und ruhiges Brod gefunden hatte. Conradin stieß einen Jubelruf aus und warf sich an des Alten Hals, der anfänglich Mühe hatte, in dem hochgewachsenen feinen Junker seinen ehemaligen Pflegesohn wieder zu erkennen, dann aber seine Frau herbeirief, welche bei dem Wiedersehen Thränen der Freude vergoß.

„Da bist du ja, mein Herzenssöhnle," rief sie. „Wußte wohl, daß unser Herrgott mich nicht abrufen würde, bevor ich

dich wieder gesehen! Bist aber gar ein stattlich Herrle worden. Wo bist jetzt daheim?“

Conradins Bericht erregte bei den guten Leuten ebenso große Verwunderung als Freude. Er stellte ihnen die Seinigen vor, welche — besonders Donna Isabel — den Pächtersleuten mit wahrer Herzlichkeit und Rührung ihren Dank für die viel-jährige geistige und leibliche Pflege aussprach, die sie dem Ver-lorengeglaubten angedeihen lassen.

„Was wir an Euerm Sohn gethan,“ antwortete Meister Pfefferkorn in schlichten Worten, „das haben wir ja zuerst um seiner Verlassenheit willen und aus Gehorsam gegen Gottes Gebot gethan. Dann aber, weil er allezeit gar ein gefreuter und guter Knab' gewesen, so ist er uns lieb worden, wie wenn er unser eigen wär', und hätten wir ihn nimmer ziehen lassen, so es nicht sein eigener fester Wille gewesen, um Vater und Mutter zu suchen und sein eigen Brod zu verdienen.“

Und da Conradin ihn aufforderte, seine Schicksale während der letzten zwei Jahre zu erzählen, fuhr er fort: „Wir sind jetzt des gnädigen Herrn Pachtersleut. Da wir dem Dörfle, allwo wir in die vierzig Jahre gewohnt, Valet sagen müssen, sind wir in dem harten Winter lange Zeit bald da bald dort herumgezogen, haben oft kaum ein Obdach finden können, auch für unser gutes Geld nicht, sintemal das Volk meinte, wir seien auf der Flucht aus pestkranken Orten und haben etliche Monden lang viel Kälte, Hunger und Ungemach ausgestanden, bis wir zuletzt — es ist letzte Palmarum ein Jahr her — gen Augsburg kommen sind. Da haben wir einen Vetter funden, der uns verrathen, daß der gnädige Herr einen Pächter sucht für diesselbe Gut und uns zugeredt, daß wir ihn darob ansprechen sollten. Und da wir das gethan, hat er uns auf-

und angenommen, und Gott sei Dank, wir haben für unsere alten Tag' wieder eine Heimstätte funden. Nur will es mit dem Arbeiten nicht mehr so stät vorwärts wie ehedem. Glaub' der vorletzte Winter mit seiner Noth hat uns hart zugesetzt, und zudem sind wir Beide vorzu (nachgrade) hoch bei Jahren, ich 74 und das Weible 68."

„Sorget nicht darum, Ihr lieben Pflegeltern! Ein sicher Ruheplätzle soll Euch alsbald werden. Doch darüber nachher."

Nun erschien auch der Patricier mit seiner Familie, die soeben von einem Besuche in der Nachbarschaft zurückkehrte, und mit Verwunderung die Gruppe betrachtete. Als in Kürze mit dem Sachverhalte bekannt gemacht worden, sprach er sein Interesse an den seltsamen Fügungen im Leben Conradins aus, zugleich aber stiegen die Pachtersleute, deren Redlichkeit er bald erkannt hatte, noch mehr in seiner Achtung. Als dann Conradin, nachdem er mit seiner Mutter Rücksprache gepflogen, Stetten seinen Vorsatz mittheilte, für die Pflegeeltern ein Gütchen zu kaufen für ein müheloses Ruheplätzchen, sprach er: „Hätte die braven Leute gern noch länger auf Walmershof behalten, denn nie hab' ich ehrlichere und verständigere Pachtersleut gehabt, aber wohl seh' ich ein, daß sie es bei ihrem hohen Alter auf die Länge nicht mehr prestiren mögen. Habe da ganz nah' bei der Stadt ein zwar klein aber kommlich Gütle, das g'rad ohne Lehensmann. Mögt es, wann wir gen Augsburg zurückgekehrt sind, in Augenschein nehmen, und so es Euch ansteht, um einen billigen Preis haben. Sobald ich einen andern richtigen Pächter für Walmershof funden, mögen sie dort, oder wo Ihr sonst ihnen eine Heimstätte kauft, ihren Einzug halten."

Und so geschah es; und nach wenigen Monaten konnte

man Meister Pfefferkorn und Frau Anna an ihren eigenen Obstbäumen und Gemüsebeeten des Gütleins vor der Stadt hanthieren sehen, das Conradin ihnen mit fahrender Habe an Vieh, Mobiliar, Schiff und Geschirr gekauft hatte. Die Familie de Saß, besonders Conradin und Frau Mona, stellten sich gar häufig als Besucher bei den guten Leuten ein.

Den Bündnern aber verstrich das Leben in der freien Reichsstadt geräuschlos, aber zufrieden und gemüthlich. Der große Handelsverkehr, welcher, obgleich hinter dem Anfang des 16. Jahrhunderts schon weit zurückstehend, doch auch jetzt noch dort herrschte, die frohe Geselligkeit und feine Bildung, die den höheren Ständen eignete, machten Augsburg zu einem der angenehmsten Aufenthaltsorte ganz Deutschlands. Aber auch unter dem tüchtigen und kunstsinnigen Bürgerstande fanden die de Saß Familien, mit denen sie gerne verkehrten. Für Conradin war der Umgang mit gelehrten und hochbegabten, politisch gereiften Männern eine Schule höherer Bildung und auch Donna Isabel und ihre Töchter lernten den Werth deutscher Gesittung und Tüchtigkeit gegen die zwar feineren Umgangsformen, aber tiefer stehenden Characterzüge der Italiener, unter denen sie so lange gelebt, abwägen. Ja, die ältere der Töchter legte froh und glücklich ihre Hand in diejenige eines jungen Patriciers, eines zwar ernsten, aber ehrenfesten und biedern Handelsherrn.

So verflossen zwei Jahre. Conradin glaubte nun den Zeitpunkt gekommen oder doch wenigstens nahe gerückt, wo es ihm und den Seinigen vergönnt sein möchte, in die bündnerische Heimat zurückzukehren, nach welcher er und die Großmutter auch in dem freundlichen Asyl, das sie in Augsburg gefunden, ein stilles Sehnen fühlten. Bei ihm war es ein

empfundenes, aber unausgesprochenes Etwas: das Bild der anmuthigen Luzia Hartmannis stand in unverblichenen Farben in seines Herzens Schrein.

Aber — war sie noch unvermählt? Hatte sein langes Schweigen nicht vielleicht die aufkeimende Neigung — wenn sie eine solche zu ihm getragen, erlöschen lassen? Jedoch, was hinderte ihn denn, seinen Rappen satteln zu lassen und mit dem lustigen Jodokus in die Heimat zu reiten und um Luzia zu werben?

Allein grade um diese Zeit erkrankte Donna Isabel und bald darauf auch Frau Mona. Es schlich, wie in der ganzen Gegend so auch in der Stadt selbst, eine Seuche umher, vielleicht ein Nachzügler der vor zwei Jahren erloschenen Pest und doch nicht mit derselben verwandt. Die Leute begannen zu kränkeln und einem langsamen Siechthume zu verfallen. Es starben Viele und zwar aus allen Ständen. Der Arzt, welcher Donna Isabel behandelte, that sein Möglichstes, aber umsonst. Fast ohne Schmerzen schwand sie binnen wenigen Monaten schier zu einem Schatten dahin. Noch ehe ihre Krankheit überhand genommen, legte sich Frau Mona, aber ihre zähe Bündner Natur widerstand länger, und selbst ihrem sehr hohen Alter mußte der Tod seine Beute in einem harten Kampf abringen. Sie starb einen Monat nach dem Tage, an welchem Donna Isabel ihre Seele, gefaßt und Gottes Willen gehorsam, dem Schöpfer zurückgegeben hatte. Ihr letztes Wort an den Enkel, den sie gesegnet, war: „Vergiß nicht, mein Kind!“ Schluchzend neigte er sein Haupt zum Zeichen, daß er sie verstanden. — So hatte der Tod eine unausfüllbare Lücke in die Familie gerissen, und nun löste sich, wenn auch nur äußerlich, das Band, welches noch die drei

Geschwister vereinte. Denn die jüngere Schwester entschloß sich, bei der Verheiratheten in Augsburg zu verbleiben, als Conradin sofort nach der Großmutter Tod Anstalten traf, um deren Leiche zu der Ruhestätte in Schleins überzuführen.

Hätte die schlichte, gute Frau Mona eine Ahnung von den Mühsalen, Widerwärtigkeiten und enormen Kosten gehabt, welche die Erfüllung ihres Wunsches, in Schleins beerdigt zu werden, für ihren Liebling nach sich ziehen würde, sie hätte gewißlich darauf verzichtet und ihn unausgesprochen bleiben lassen. Heute verursacht ein Leichentransport zwar auch bedeutende Unkosten, allein derselbe erfolgt mit der nämlichen Schnelligkeit wie der eines Güterballens und, sobald gewisse Vorschriften erfüllt sind, ohne alle Weitläufigkeiten. Damals aber waren der Bräuche, Aufenthalte und Spesen unzählige. Als Conradin seinen Augsburger Freunden die Absicht mittheilte, die Leiche seiner Großmutter nach Graubünden zu geleiten, erfuhr er erst, daß er zunächst — was freilich nothwendig — ärztliche und obrigkeitliche Bescheinigungen des Inhalts, daß sie nicht an der Pest verstorben, beizubringen und einen Paß auch für die Leiche sich zu verschaffen habe. Sodann mußte von Station zu Station, von Ländchen zu Ländchen, protestantischen und katholischen, ein Eilbote vorausgesandt und die Erlaubniß zum Durchpaß erbeten oder erkauft werden. In jeder protestantischen Stadt, in jedem Kirchdorfe war der Meßner für das Läuten der Glocken zu bezahlen, und ging der Schulmeister mit seiner jugendlichen Schaar eine Strecke weit mit, so empfingen er einen Trunk und einen Gulden und die Kinder einen Wecken. In streng-katholischen Gebieten, wie z. B. in demjenigen des Fürstabtes von Kempten, ward hie und da der Durchpaß versagt. Dann mußte ein zuweilen bedeutender Umweg auf sehr schlechten

Straßen genommen werden. In keiner katholischen Ortschaft ward dem Leichenwagen die Ehre des Geläutes, und hie und da versagte man ihm auch die Nachtrast, so daß dann im Freien genächtigt werden mußte. So kam es, daß Conradin erst am zwölften Tage nach seiner Abreise Lindau erreichte.

Hier miethete er nach zweitägiger Ruhepause ein Schiff und fuhr nach Rheineck hinüber. Aber auch in den eidgenössischen Landvogteien gab es viele Aufenthalte ähnlicher Art wie im Schwabenlande, und erst in Bünden, das er von Rheineck aus am dritten Tage erreichte, fielen die mancherlei confessionellen und polizeilichen Schwierigkeiten weg. Dagegen begannen hier deren andere, von fast ebenso schlimmer Art. Bis Schiers mochte das Wägelein, welches die Leiche barg, zur Noth durchkommen. Dort aber riethen ihm die Gemeinderäthe, dasselbe zurückzulassen und Träger zu miethen. Wie in den evangelischen Ortschaften Deutschlands und des Rheinthales wurde auch im ganzen Prätigau, dann später im Unter-Engadin mit allen Glocken geläutet, sobald der Zug sich den Dörfern näherte, und schon vor Klosters schlossen sich demselben fast überall Männer und Frauen an, denen Conradin aus Dankbarkeit einen Trunk und Imbiß reichen ließ. In Klosters aber, wo Nachtrast gehalten wurde, trat Wilhelm Garbald an der Spitze von achtzehn „Knaben" und Männern vor Conradin und erbat sich die Erlaubniß, den Leib der guten Frau Mona, deren aufopferndes Wirken während der Pestzeit noch in frischen Andenken stand, über das Joch nach Süs tragen zu dürfen.

„Wir heischen keinen Lohn," sprach Wilhelm. „Denn auch Euere Großmutter, Junker, hat, was sie uns vor fünf Jahren erwiesen, um Gottes willen gethan. Mich hat sie vom Tod

errettet und meine Eheliebste mit Mühe und Kunst wieder zum Leben bracht. Und unter Diesen da ist Keiner, dem sie nicht für sich oder ein Krankes in seiner Familie Arznei und Handleistung gereicht."

Gerührt nahm Conradin der Dankbaren Anerbieten an. Wie erstaunte er, als am frühen Morgen des folgenden Tages, da die Träger sich vor Garbalds Hause in Bewegung setzten und die Glocken zu läuten begannen, die gesammte Bevölkerung, unter Vortritt des alten Pfarrers, sich dem Zuge anschloß und der Leiche bis Mombiel das Geleite gab. Trotz der schrecklichen Lücken, welche die Pest grade hier im Volke gerissen, war es noch immer ein stattlicher Zug von Männern, Frauen und Kindern, welche ihm beim Abschiede alle die Hand reichten. Den Pfarrer, welcher einige herzliche Worte der Trauer, aber auch der Anerkennung über Frau Mona an Conradin richtete, bat er mit fast versagender Stimme, der Gemeinde für die Ehre, die sie der Leiche seiner Großmutter erwiesen, seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Auch von Mombiel aus gaben die wenigen Ueberlebenden — fast alle Häuser stunden leer! — unter Anführung Christian Heldstabs das Geleite bis Unter-Novai. Auf der Alp Stutz und in Fremd-Veraina, auf der Höhe des Joches, dann in Val Sagliaints auf der Engadiner Seite wurde längere Rast gehalten und Mundvorrath und Wein, mit dem man ein Saumroß beladen hatte, vertheilt. Es war Spätsommer und der Marsch über das hohe Gebirge und durch die felsigen, engen Thäler preßte den Trägern des schweren eichenen Sarges manchen Schweißtropfen aus, obgleich sie alle halben Stunden einander ablösten. Aber die wackern Männer achteten der Mühsal nicht, und als Süs nach einem eilfstündigem Marsche

erreicht war, und Conradin nach dem Nachtimbiß Wilhelm Garbald ein reichliches Geldgeschenk überreichen wollte, wies derselbe die Gabe, nicht ohne Unwillen, zurück.

„Ihr irret, Junker," sprach er, „so Ihr meinet, um Gewinnes willen haben wir uns erboten. Es hat nicht sein können, daß wir Euerer guten Ahne unsern Dank für Das, was sie uns erwiesen, weil sie noch am Leben gewesen, abtragen. So haben wir doch der Todten die Schuld unserer Erkenntlichkeit zahlen wollen. Auch bedürfen wir Eueres Geldes nicht. Nichts für ungut Junker!"

„Hab' Euch wahrlich nicht zu nah' treten wollen," antwortete Conradin. „Ist mir auch leid, so ich gefehlet. Bin zwar, wie Ihr wisset, hiesigen Landes, aber der Bräuche ungewohnt, als der ich fast all' mein Leben lang in der Fremde gewesen."

Aber am folgenden Morgen bewies Conradin der warme Händedruck des Prätigauers und seiner Freunde, daß weder er noch Jene ihm seinen Verstoß nachtrügen, und so schieden sie als gute Freunde.

Am Abend, nach einem sehr beschwerlichen und anstrengenden Marsche und dreimaligem Auf- und Abstiege durch tiefe Schluchten, war Schleins endlich erreicht und mit Seufzern der Befriedigung stellten die Süßer Träger ihre schwere Last in der Kirche ab.

Das Gerücht von dem Transporte der Leiche ihrer Mitbürgerin aus dem fernen Augsburg war ihr voraus zu den Bewohnern des Dorfes gedrungen, und als der Zug Halt machte, traten der Pfarrer und der Gemeinderath vor, Conradin zu begrüßen. Da er des Romanischen nicht kundig, machte der Geistliche den Dolmetscher und übersetzte dem her-

beigeströmten Volke auch Conradins deutsche Anrede in ihre Mutterſprache. Auf des Pfarrers Frage, wann die Beerdigung ſtattfinden ſolle, ſetzte Conradin dieſelbe auf den zweitfolgenden Tag feſt. Der Pfarrer nahm Conradin auf die Seite und rieth ihm, einen Tag zuzugeben. Es ſei ihm wohl nicht bekannt, daß es hier Brauch, einen ſolennen Leichenſchmaus und zwar diesmal für viele Hundert Menſchen zu veranſtalten, da mit Gewißheit zu erwarten, daß faſt das ganze Unter-Engadin der Ungewöhnlichkeit einer ſolchen Beſtattung wegen herbeiſtrömen werde. Conradin werde wohl thun, noch am nämlichen Abend die erſten Vorbereitungen für die Bewirthung ſo vielen Volkes zu treffen. „Denn," ſo ſchloß der Pfarrer ſeinen wohlgemeinten Rath, „unſere Bündner haben es im Brauch, bei allen wichtigen Anläſſen, wenn Eins ins Leben getreten oder aus demſelben geſchieden, bei Landsgemeinden und Gerichtstagen — gut und viel zu eſſen und zu trinken."

„Das kann ich bekräftigen," flüſterte Jodokus ſeinem Herrn zu. „Denn da mein armer Vater am Jopperhorn in die Laube (Lawine) kommen, hat das Averſer und Farrerer Volk zu ſeinem Gedächtniß ſoviel geſſen und trunken, daß uns von dreißig Schafen und etlichen Kälbern nicht eines übrig blieben iſt, und wir eine fette Wieſe denen Herren von Salis in Soglio haben müſſen in Pfand geben, um die Uerte des Weines zu bezahlen."

„Was hier Landesbrauch," antwortete Conradin, „wird auch von mir erfüllet werden, und in ſolcher Weiſe, daß meiner lieben Großmutter Andenken in Ehren bleibe."

Und ſo geſchah es denn auch, und da, wie der Pfarrer vorausgeſagt, faſt alles erwachſene Volk des Unter-Engadins

von Zernetz bis Martinsbruck herbeikam, der Frau Mastralessa (Landammännin) Mona de Saß die letzte Ehre zu erweisen, weil sie begehret, ihre Ruhestätte in der Heimat zu haben, so faßte die große Wiese vor dem Dorfe, auf welcher der Leichenschmaus gehalten wurde, fast nicht die Zahl der Gäste. Aber schon vor der kirchlichen Feierlichkeit war, den Bräuchen gemäß, an der offenen Bahre im Pfarrhause so reichlich Wein ausgetheilt worden, daß selbst eine oder die andere der sechs obrigkeitlichen Personen, welche den Sarg trugen, ins Schwanken gerieth. Es läßt sich denken, daß es gegen den Schluß des Leichenmahles nicht so zuging, wie es dem Ernste des Anlasses und der Gegenwart des Leidtragenden würdig gewesen wäre, und daß Conradin mit Betrübniß wahrnahm, wie auch Jodokus zuletzt in einen Zustand gänzlicher Selbstvergessenheit verfiel.

Das war damals freilich so sehr Brauch und Gewohnheit, daß Niemand daran Anstoß nahm, ja daß selbst manche Geistliche, die wenige Stunden zuvor an einen Verstorbenen Mäßigkeit und Nüchternheit gepriesen, auf das unwürdige Niveau der Mehrzahl der Gäste hinabsanken.

Als Conradin seinem Diener am folgenden Tage Vorwürfe machte, erwiderte dieser, zwar reuevoll, wie jedes Mal, wenn er sich übernommen:

„Bin's kanntlich, Junker, und es ist mir leid. Allein ich traue, die gute Frau Landammännin, Euere Großmutter, hat so viel auf die alten Landesbräuch' gehalten, daß sie im Himmel ihre Freud' an dem überaus großen Ehrengeleit gehabt, mit dem sie an die Seite ihres seligen Herrn gelegt worden, und daß sie Jedem der Gäste seinen Theil Imbiß und Wein gegönnet, ja, daß sie es vielleicht ungern gesehen hätte, wenn Alles ohne einen Affen gegangen wär'. Und ist

nicht ohne, daß ich als Euer Knecht eher zum Rechten hätte schauen, als an meinen Durst denken sollen, insonderheit, da Ihr das Mahl ausgerichtet."

„Wohl, so du es kanntlich, so hüte dich hinfort. Es möchte sonst geschehen, daß ich dir gnadete (Dich entließe).

Conradins Aufenthalt in Schleins verzog sich, bis die eintretenden Herbststürme ihn zu eiliger Abreise zwangen. Vorher aber hatte er das großväterliche Gut, das schon vor einer längeren Reihe von Jahren in fremde Hände übergegangen war, wieder an sich gekauft und Lehensleuten übergeben.

Ueber den Albulaberg ritt er dann mit Jodokus auswärts, und weil sie bei früher Tageszeit von Ponte aufgebrochen waren, gedachte er in Bergün, einen Imbiß verzehrend, am nämlichen Tage noch Parpan zu erreichen. Der Wirth würde in dem reichgekleideten Herrn den Läufer der Obrigkeit von Davos, den er vor fünf Jahren bewirthet, kaum wieder erkannt haben, hätte Conradin sich nicht selbst zu erkennen gegeben.

„So seid Ihr also der feine Knab' von damals!" rief Cloett. „Ei, ei! Hätte mir das nicht träumen lassen. — Also gen Parpan wollt Ihr heut' noch reiten? Möcht' Euch rathen, in Lenz zu nächtigen."

„Aus was Ursache?"

„Die Tag' sind kurz worden," antwortete der Wirth, und auf der Haide treibt sich ein fremd Volk von Strolchen und Dieben umher, so die Reisenden anfällt und ausraubt, auch wohl erschlägt. Gestern ist ein Herr aus Engadin passirt, dem sie Alles, auch sein gutes Roß, genommen haben, und vor etlichen Tagen wär' es einem alten Säumer, Peter Gruber, ab der Langwies ebenso ergangen. Der aber hat zwei Knechte bei sich gehabt, und so haben sie selb Dritt die Schelmen übel

gezeichnet mit ihren Schwertern und Hämmern. Doch weil derselben eine ansehnliche Zahl, möget auch Ihr Euch vorsehen."

„Warum aber wird dem Gesindel nicht nachgestellt?" fragte Conradin.

„Es ist da schwer nachstellen, wo vier Territorien nah' aneinander grenzen: Belfort, Obervaz, Churwald und Schanfigg. Werden sie aus dem Einten verjagt, so entweichen sie auf ein anderes, und bis alle vier Jurisdictionen einig sind den Schelmen nicht Unterschlauf zu geben, haben die sich längst salvirt."

Obgleich Conradin des Wirthes gutem Rathe Folge leistete, sollte er dennoch mit diesen Wegelagerern — es waren Deserteurs der spanischen und österreichischen Truppen, die wegen des bevorstehenden Feldzuges des Herzogs von Rohan unfern der Bündner Grenzen aufgestellt worden — einen Zusammenstoß haben.

Kaum hatten Conradin und Jodokus des folgenden Morgens das einsame, aber damals viel besuchte Wirthshaus am „Marktplatz" auf der Lenzer Haide passirt, als sie in dem dichten Tannenwalde sich von fünf Kerlen umringt sahen. Der Anführer, welcher beritten war, forderte Beide in italienischer Sprache auf, abzusteigen. Jodokus, welcher derselben mächtig war, antwortete kaltblütig:

„Mein Herr ist nicht Willens, zu Fuß zu reisen, und ich bin es auch nicht."

Im Momente, wo er das letzte Wort sprach, hatte er blitzschnell seine Pistole aus dem Halfter gezogen und Feuer gegeben. Der Reiter stürzte nieder. Jodokus, das Schwert ziehend und sein Roß gleichzeitig anspornend, ritt einen andern der Wegelagerer nieder, während Conradin einen Dritten, der

ihm in die Zügel seines Pferdes gefallen war und mit der Linken, die einen Dolch hielt, nach seiner Brust zielte, à bout-portant niederschoß. Doch ward er von einem der Räuber durch einen Musketenschuß nicht unerheblich an der linken Achsel verwundet. Diesen streckte sein zweiter Schuß nieder. Der fünfte der Strolche war entflohen.

„Jetzt die Pistolen aufs Neue geladen," mahnte Jodokus, „und dann ventre à-terre, daß wir aus diesem verfluchten Walde kommen."

Sein Rath war ein weiser, denn nur eine halbe Stunde weiter draußen, als sie eben am See vorübersprengten, knallten aufs Neue mehrere Schüsse. Aber die Rosse trugen sie mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß sie bald aus dem Bereiche der Kugeln sich befanden. Erst in Parpan konnte Jodokus, der als alter Soldat in der Behandlung von Wunden nicht unerfahren war, seinem Herrn einen Verband anlegen.

„So ich Euch rathen darf, Junker," sprach er, „so reiten wir eilig gen Chur. Dort hat es gelehrte Feldscheerer. Eure Blessur ist ohngefährlich, doch erfordert sie gute Wartung."

Als aber Conradin, der trotz des ersten eiligen Verbandes im Walde doch viel Blut verloren hatte, in Malix einritt, sank er, plötzlich von einer Ohnmacht befallen, vom Pferde herab.

Und dies war der Anfang von Conradins Liebesglück. Denn das Haus, von dessen Schwelle er aufgehoben wurde, war dasjenige des Hauptmanns von Hartmannis, und das junge Mädchen, das so eilig herabsprang, den Kranken aufzurichten, Niemand anders als des Hauptmanns liebliche Tochter Lucie. Mit ihr erschien auch der Vater, und dieser nebst

Jodokus trugen den leblos Scheinenden ins Haus. Als Lucie, bleich vor Schreck — denn sie hatte Conradin sofort erkannt — in die Worte ausbrach: „Ach, Gott! Er ist todt!“ beruhigte Jodokus: „Nein, nein, edle Jungfrau, es ist nur ein Erschwachen vom Blutverlust. Die Blessur ist gering.“

In der That erwachte Conradin bald und sah sich wohlig lich in einer schönen Stube mit kunstreichem Täfer gebettet, in welcher er nun mehrere Wochen verbrachte, gepflegt von seinem treuen Diener und dem Hauptmann, in dessen Begleitung dann und wann auch Lucie erschien. In den ersten acht Tagen kam der tüchtige Feldscherer Meister Killias etliche Male herauf, die Wunde zu besehen und kunstgerecht zu verbinden, nachher überließ er diese Arbeit dem Jodokus, dessen Geschicklichkeit er bald erkannt hatte.

Der Hauptmann hatte längere Zeit in Frankreich gedient, auch den Krieg gegen Spanien im Jahr 1621—1622 mitgemacht und stand bereits in vorgerückterem Alter. Nun lebte er mit seinem einzigen Kinde in behaglicher Zurückgezogenheit im väterlichen Hause, dessen Genuß ihm sein Bruder Dietegen, welcher noch auswärts diente, gänzlich überlassen hatte.

Durch seine Tochter hatte er erfahren, daß sie Conradin vor zwei Jahren in Chur kennen gelernt, und es mochte ihm nicht entgangen sein, daß zwischen Beiden eine stille Neigung erkeimet war. Je mehr er Conradin kennen lernte, desto mehr gewann er den graden, liebenswürdigen und edeldenkenden jungen Mann, den er anfänglich als angenehmen Gesellschafter schätzen gelernt, lieb, und desto eher konnte er sich mit dem Gedanken, seine zärtlich geliebte Tochter aus dem Hause scheiden zu sehen, versöhnen. Daß Conradins äußere Lage eine sehr günstige, wußte er aus den Erzählungen des Jodokus.

Eines Abends — de Saß war vom Chirurgen längst aus dem Bette gesprochen worden — saßen Beide in des Hausherrn Stube bei einem Glase Wein, während Lucie ihren Hausgeschäften nachging.

„Noch eine Woche müsset Ihr zugeben, Junker," sprach der Hauptmann. „Habt Ihr Etwas in Chur zu verrichten, so möget Ihr ja eines Morgens hinabreiten und auf den Abend zurückkehren. Aber noch nicht morgen! Seht, wie der Sturmwind durch das Thal faust und Wolken von Schnee auf die Dächer und Wiesen wirft!"

„Seiet von Herzen bedankt, edler Herr, der Ihr wie ein Vater an dem Fremdling gethan und mir Euer Haus so werth und lieb gemacht, daß mir ist, als würde ich dem eigenen Heim valediciren. Und ist daran nicht allein Euere eigene, sonderbare Gütigkeit Schuld, sondern fast noch mehr Euer Töchterlein."

„Die Lucia, Junker, und warum?" fragte der Hauptmann lächelnd. „Ist sie Euch unfreundlich begegnet?"

„Just nicht, Herr Hauptmann. Aber weil ich mich — weiß nicht, wie es geschehen — soweit herausgelassen, will ich Euch nicht länger verhalten, daß ich schon seit zwei Jahren, da ich Euerer Jungfrau Tochter zuerst begegnet, ein groß Wohlgefallen zu ihr empfunden, das nunmehr, seit ich in Euerm Haus verweilet, von Tag zu Tag stärker worden, also daß ich es jetzo als meine höchste Glückseligkeit ansehen würde, so sie mit Euerer Einwilligung mein Weib werden wollte."

„Habt Ihr schon die Lucia selber befragt?"

„Würde mir als Euerm Gast, als der ich Euch soviel

Dank schuldig, übel angestanden sein, hinter Euerm Rücken um sie zu minnen."

„Wißt Ihr was, Junker? fragt sie selbst, da kommt sie grad!" —

Sprach's und ging hinaus. Und was zwischen den Beiden nachher verhandelt worden, erfuhr der Hauptmann noch am nämlichen Abend mit Gefühlen, in die sich auch der wehmüthige Gedanken an das baldige Alleinstehen mischte. Allein Beide mußten ihm das Versprechen geben, so lange er lebe, die eine Hälfte des Jahres in Malix zuzubringen, während er sich dagegen gern erbitten ließ, wenigstens etliche Monden des Winters das Daheim seiner Kinder zu theilen.

Ihren Wohnsitz nahmen Conradin und Lucie, nachdem sie im Januar des Jahres 1635 eine solenne Hochzeit gehalten, vorerst in Chur, wo er das große, durch die Pest gänzlich entvölkerte Haus des Herrn Esajas von Schorsch im Winterberg gekauft hatte.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch übrig, der Schicksale einiger anderer Hauptpersonen unserer Erzählung zu gedenken und hiebei um ein paar Jahre zurückzugreifen.

Vor Allem Hartmann Planta's. Der Leser weiß bereits, daß derselbe keineswegs tödtlich verwundet, wenn auch übel entstellt worden. Denn nicht blos ein Stück der rechten Wange, sondern auch etliche Zähne hatte die Kugel, die Heinz fast

à bout-portant auf ihn abgefeuert, weggenommen. Aber Anna von Menhardt, welche auf das in Chur verbreitete Gerücht von seinem Tode mit ihrer Mutter nach Maienfeld geeilt war, fand zwar ihren Bräutigam von Wundfieber und Blutverlust geschwächt und gebleicht, auch durch die starke Zahnlücke nicht verschönt. Aber wie sie dem tapfern und biedern Junker nicht um seiner Schönheit willen sich verlobt, so liebte sie ihn fort und fort, und vielleicht noch mehr denn sonst, nachdem er diese Gabe verloren zu haben schien, die doch, als er gänzlich genesen war, in Wirklichkeit wenig eingebüßt hatte.

Also trat er, noch ehe das Frühjahr 1632 das Füllhorn seiner Blüthen über das Thal von Plessur und Rhein ergoß, an der Seite der schönen Anna vor den Altar und wurde von Antistes von Salux mit ihr getraut. Die Hochzeit ward, weil es im Menhardt'schen Hause zu Chur an Platz gebrach, im „Wilden Mann" daselbst gefeiert, und Herzog Henry de Rohan, der die Einladung angenommen, tanzte mit Anna den ersten Tanz. Auch Ser Dusch, Hartmanns Vater, war trotz hohen Schnee's aus den Engadinerbergen herübergekommen, und mit ihm eine sehr hübsche Tochter, deren dunkelglänzende Augen einem Adjutanten des Herzogs es so sehr anthaten, daß die Damenwelt von Chur schon der Erfüllung des bekannten Sprüchwortes entgegensah, nach welchem eine Hochzeit gewöhnlich die Mutter einer folgenden zu sein pflege.

Uebrigens ward Hartmann gegen alle Vermuthung gestattet, nicht blos Honigmonde, sondern selbst Honigjahre an der Seite seiner Neuvermählten zu verleben. Denn wenn er auch Kraft des von Oberst Hans noch in der letzten gefunden Stunde ausgefertigten Patents Kapitän-Lieutenant in Florian Sprechers Kompagnie geworden war, so trat er doch erst zwei

bis drei Jahre später in activen Kriegsdienst, da Frankreich in Folge der Siege der Schweden in den Jahren 1631 und 1632 die Wiedereroberung des Veltlins damals verschob und die bündnerischen Regimenter theils ganz entließ, theils stark reducirte.

Erst nach der für die Schweden unglücklichen Schlacht von Nördlingen griff Richelieu zu den Waffen und berief Rohan an die Spitze der im Veltlin und den Grafschaften Cläfen und Worms operirenden Armee, deren Siege über Oesterreich-Spanien, zum großen Theil mit bündnerischen Truppen erfochten, zu den glänzendsten Waffenthaten des dreißigjährigen Krieges gehören. An diesen nahm dann auch der ehemalige Stadtschreiber Hans von Tscharner als Hauptmann, später als Oberstlieutenant im Regimente von Ulysses von Salis Theil, nachdem er für eine Zeit lang der Diplomatie Valet gesagt und das Stadtschreiberamt aufgegeben, um später es gegen die Toga des Burgermeisters zu vertauschen.

Der biedere Säumer Peter Gruber, den es trotz seines Alters in der dumpfen Stube seines Hauses an der „Langen Wies" nicht lange leiden wollte, brach ungeachtet aller Einsprachen seiner Anna-Marei im Frühjahr, wie er nun schon seit 40 bis 50 Jahren gethan, mit seinem allerdings den Winter über durch Verkauf von etlichen Rossen verringerten Staabe auf und fuhr, wie wir gesehen, fort, seinem Gewerbe nachzugehen. Ihm wird der freundliche Leser in einer spätern Geschichte vielleicht wieder begegnen.

Anmerkungen.

[1]) Wir sahen selbst eine Schuldverschreibung vom Jahr 1602 von Nik. v. Vertema, später der reichste Plurser, worin dieser für eine Summe von 4000 Kronen, die er von Ritter Rud. v. Planta entlieh, sein g[illegible]es schon damals sehr großes Vermögen, diesem verschreibt.

[2]) (Romansch) „Sprichst du Romanisch?" Schi = Ja.

[3]) Sprecher selbst mußte diese Erfahrung mehrfach machen. So hat u. A. ein gewandter Versifex am Fuße des Porträts des Historikers in den Icones virorum nostra patrumque memoria illustrium (von Hondius?) die Pallas Rhætica Sprechers, ein bekanntes Distichon Virgil's imitirend, geschrieben:

Juppiter in coelis, terris dat Pallada Sprecher.
Communes natos cum Jove Sprecher habet.

[4]) Noch heute ist die Seuche jener Jahre im höheren Oberland unter dem Namen las buergnias (die Beulen) bekannt. — Eine Sage aus derselben Zeit berichtet: Eine Frau aus dem alten (jetzt erloschenen Geschlechte der de Medel in Tavetsch sei mit ihren Zwillingssöhnchen in ein Berggut ob Sedrun geflohen. Hier fand man sie entseelt, vielleicht auch ein Opfer der Seuche. Aber die beiden Knaben ruheten lebend an ihrer Brust und blieben gesund. Der Eine derselben, Conradin wurde 47 Jahre später Landrichter des obern Bundes, der Andere unter dem Namen Adalbert II. Fürstabt von Disentis.

[5]) Dasselbe führt den Titel: „Kurzer Bericht, wie sich ein Mensch mit der Hilff Gottes vor dem Prästen der Pestilentz hüten und bewaren,

auch, so er darmit angegriffen, was für Mittel er darwider brauchen solle. Zürich 1611.

[6]) Der Fläscher Wein galt damals für den besten Herrschäftler. Noch war die Burgunder Rebe, deren Anpflanzung Bünden dem Herzoge von Rohan verdanken soll, nicht eingeführt.

[7]) Der Ahnherr des unglücklichen Rathsherrn und Zollers (Zollpächters) Thom. Maßner. Schon in den Jahren 1572 und 1630 compariren die Zoller Maßner.

[7a]) Diese Erzählung beruht auf einer schönen Sage, welche ich der Güte des Herrn Pfarrers J. Rieder, vormals in Klosters verdanke.

[8]) Der Ausdruck „Schloß" für die „Clus," den Eingang in's Prätigau dürfte trotz anderer Deutung doch wohl von der Thalwarte Fragstein abzuleiten sein.

[9]) So erzählt Pfarrer Furger in Trimim in seinem „Trimons."

[10]) Und welche er im Sarganserland, und so viel mir bekannt, auch in den innern Kantonen noch heute im Alpsegen anruft.

[11]) Im Ganzen 140 Personen, nämlich 114 im Thale Sartig und 26 in Frauenkirch und Glaris, laut einer handschriftlichen Chronik von Davos.

[12]) Die Inschrift, von Herrn Pfarrer D. v. Juvalta zu Bergün mir freundlichst mitgetheilt, lautet für eine Herberge eigenthümlich genug: „O Gott, es kennt Niemand das Menschenherz anders denn du Gott selbst allein „Du übst Barmherzigkeit über allen Dingen.

[13]) D. h. falls er nicht durch obrigkeitlichen Befehl in das Haus gebannt worden.

[14]) Thatsächlich. Aehnliches und noch Schlimmeres wird aus manchen andern Gemeinden berichtet. Zu Conters im Prätigau gelangte, laut der handschriftlichen Saas-Conterser Chronik von Landammann Joost, damals ein Berggut in einer Nacht auf den neunten Stollen (Erben). In diesen beiden Dörfern starben in den Jahren 1629 und 1630 zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung hinweg.

[15]) Laut eigner mir von Herrn Ständerath von Peterelli in Savognin gütigst mitgetheilten Sage wurde dieser Ueberlebende der Stammvater der noch jetzt im Oberhalbstein blühenden Familie Battaglia. Das oben Erzählte gründet sich jedoch auf ein Schreiben

von Gub. von Salis an D. Bürkli in Zürich vom November 1629 aus eben diesem Hofe (Weiler) Allagh.

[16]) Fünfzehn Bündner Batzen = 1 Bündner Gulden = 70 Blutzger = Fr. 1. 70.

[17]) Es ist hier das sogenannte große Metzgerpfund zu verstehen, welches 60 Loth hatte. 29 Pfennige B. W. = 24 Centimes.

[18]) Schaut einmal den armen Teufel an, wie trübselig er diese Würfel um eines bloßen Spasses willen ansieht.

[19]) Die Gattin des nachherigen Marschalls Ulys. von Salis, Tochter des Dr. J. Bapt. von Salis, welcher, ein achtzigjähriger Greis, zu Sondrio im Juli 1620 im Protestantenmorde ebenfalls sein Leben verlor.

[20]) „Wohl, so möge es vor der Sitzung geschehen. Wir umstellen ihn und er soll nicht davonkommen!“

[21]) Laut Fort. Sprechers historia motuum ereigneten sich z. B. im Januar 1632 in Bianzone an einem Tage fünf verschiedene Mordthaten! Derselbe Historiker erwähnt bei Schilderung des Feldzuges von Rohan (1635) der Mördergrube Ferrario's.

[22]) Nicht bloß Schutzverhältnisse, sondern sogar freundschaftliche Beziehungen, wie die hier erwähnten, zwischen spanischen Granden und Zigeuner-Häuptlingen, sollen in älterer Zeit nichts weniger als ungewöhnlich gewesen sein. Auch in Siebenbürgen bestanden, wenigstens noch vor circa 30 Jahren, ähnliche Schutzverhältnisse gegenüber Wander-Zigeunern.

[23]) Eine kleine päpstliche Goldmünze, ungefähr 5—6 Bündner Gulden (8—10 Franken) im Werth.

Druck von Felix Schneider in Basel.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sprecher, Johann Andreas

Die Familie de Sass historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens ; (1629 - 1632)

Basel 1881

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.776
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722761-0